Opp. 657 Y (19.

2. Ex.

Lorenz v. Westenrieders sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Neunzehnter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Gd/66/900

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fortsetzung

der

historischen Kalender.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zurückkehr der ehemaligen Nationaltugenden, des Eifers für die Religion, der Aufweckung der Tapferkeit, und der Achtung für das Frauenzimmer. Neue Nationalerziehung der Ritter; Zurücksetzung der Freien, und Entstehung des geschlossenen Adelstandes.

Mehr als tausend Jahre waren verflossen, und die Verbesserung der Sitten war so wenig auf festen Grundsätzen gesichert, oder auch nur weiter gerückt, daß dieselben vielmehr einer zweiten und unheilbaren Verschlimmerung nahe zu seyn schienen. Bei den schon zu Anfange des zehnten Jahrhunderts allgemein herrschenden Lastern, öffentlichen Unordnungen, rohen Kenntnissen, und höchst unrichtigen Begriffen war beinahe nichts übrig, als ausein=

ander zu gehen, oder sich wechselweise aufzureiben. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber schildern kaum noch einen oder den andern Charakter, der (auch mit aller Rücksicht auf sein Zeitalter) würdig wäre, ein Muster der Nachahmung zu seyn; aber auch die Beispiele, welche sie zur Warnung aufstellen, sind keine heroischen Verbrecher, sondern meistens niedrige Missethäter, deren stumme und feige Bosheit unsern ganzen Abscheu eben sowohl, als unsere Verachtung verdient. Der Adel kannte weder Gesetze, noch Schranken; und da bei der übergroßen Vermehrung seiner Pracht und Schwelgerei manchem sein Einkommen nicht hinreichte, manchem seine barbarische Denkungsart nichts Edleres zeigte; so war die Anzahl derjenigen nicht klein, die sich ordentlich auf den Straßenraub legten, die Kaufleute plünderten, oder Schatzungen erpreßten. Auch der Menschenraub und Handel (jetzt im Auslande Seelenverkauf genannt) war noch häufig in Uebung, und die Entführung der Töchter mit Gewalt und List war eine Heldenthat, nach welcher der Räuber sich einbildete, nunmehr das Meisterstück seiner Kühnheit geliefert, und alles Große erschöpft zu haben.

Wie dieß Unwesen aufs Höchste gestiegen, und das Band des gesellschaftlichen Zustandes, wie dem Auflösen nahe, und gleichsam in ei-

ner stummen Pause zwischen Leben und Untergang schwebend war, begann die Güte der menschlichen Natur sich wieder zu erholen, und indem sie ihre Versunkenheit fühlte, nach den Quellen des Lebens sich aufzurichten. Die Entstehung und Entwicklung dieser Begebenheit, deren Folgen und Denkmäler noch diese Stunde in unserer Verfassung vorhanden, und wie auf ewige Zeiten befestiget sind, verdient in mehr, als Einer Rücksicht, ein Gegenstand unserer Kenntniß zu seyn.

So wie das Faustrecht, und mit diesem die öffentliche Unsicherheit zunahm, nahm auch die Nothwendigkeit zu, sich dagegen zu verwahren, und seines Habes und Gutes zu versichern. Die ansehnlichern und noch wohl begüterten Familien schritten hierin unmittelbar zum Zweck, den sie bei den täglichen Fehden, wovon kein Ende zu sehen war, für die erste und letzte Bestimmung ihres Daseyns hielten. Sie fanden sich gedrungen, ihre Söhne das lehren zu lassen, ohne welches künftig die Fortdauer ihres Hauses durchaus nicht bestehen konnte, und dieß war ja freilich nicht die Erziehung in den Seminarien der Dom- und Klosterschulen, worin selbst die Lehrer kaum noch lesen und schreiben konnten, sondern eine frühe Anleitung, mit Muth und Geschicklichkeit die Waffen zu führen, als wovon nun

einzig das Heil und die Erhaltung der Familien abhieng. Kluge Väter waren in Zeiten darauf bedacht, ihren Söhnen die beste Gelegenheit, wo sie der Waffenführung am gründlichsten kundig werden konnten, zu verschaffen, und sie in solcher Absicht einem mächtigen Herrn zuzusenden, bei welchem das Kriegswesen zu That und Ernst in beständiger Uebung war. Dieses wechselweise Zusenden und Bilden zum Kampfwesen wurde bald allgemein, und es entstand endlich eine ordentliche Nationalerziehung, die bereits im eilften Jahrhundert zu einem förmlichen System erwachsen, mit Feierlichkeiten und Gesetzen geehrt und befestigt, und was das Seltsamste ist, beinahe eine buchstäbliche Wiederherstellung der ehemaligen uralten deutschen Erziehung war. Gemäß diesem Systeme wurde die Erziehung in die drei folgenden Stufen eingetheilt:

Im siebenten Jahre, da der junge künftige Ritter gleichsam aus der Kindsstube, oder aus den Händen der Frauenzimmer, welche ihm bis dahin die ersten Religionsgrundsätze, oder eigentlicher zu reden, einen unauslöschlichen, wiewohl gutmüthigen Hang zur Andacht beigebracht hatten, genommen ward, sendete man ihn fast gewöhnlich, von Haus weg, an den großen oder kleinen Hof irgend eines

Fürsten, oder vorzüglich begüterten Ritters, der darein gewilligt hatte, ihn als Knappen (Buben, Jungen, Junker) aufzunehmen. Hier war seine Hauptverrichtung, den Fürsten oder Ritter zu bedienen, ihn zur Jagd, zu Besuchen u. dgl. zu begleiten, und kleine Botschaften auszurichten, sein gerüstetes Handpferd zu führen, den Schild und das Schwert und die Lanze in Bereitschaft, und wenn der Ritter zu Pferd stieg, den Zaum und Bügel zu halten u. dgl.; er lernte gehorsamen, schweigen und dulden, bescheiden, nüchtern und treu seyn; von der Frau des Hauses, und überhaupt vom Frauenzimmer, das zur Familie gehörte, erhielt er die sorgfältigste Bildung seiner Sitten, und lernte von demselben, beugsam, gesellig, artig und dienstfertig, und hauptsächlich voll Ehrfurcht und Ergebenheit gegen das Frauenzimmer seyn, welches letztere ihm unaufhörlich, nach dem Glauben an Gott, als die erste und letzte Pflicht und Eigenschaft eines wohlgesitteten Ritters eingepflanzt, ihm auch nichts Größeres, Wichtigeres und Glückseligeres geschildert ward, als die Gunst und Freundschaft einer Dame, welches unermeßliche Glück aber, wie leicht zu erachten, nur den recht frommen, gutherzigen, tapfern, treuen und worthaltenden Rittern zu Theil wurde. Die Ehrfurcht, und ehrerbietige Zuneigung,

mit welcher der Knappe den Damen des Hauses begegnen, und der hohe und strenge Wohlstand, worin er sie erscheinen sah, rechtfertigten ihren Unterricht, und flößten ihm jenes berühmte Gefühl ein, vermöge welchem ein auf diese Weise gebildeter Knappe im ganzen Ernste glaubte, (wie dann ebenfalls der alte Deutsche von seiner Tapferkeit etwas Aehnliches hoffte) daß ein Ritter, der Gott und seine Dame ehrte, und die Waffen zu führen wüßte, unmittelbar von Gott unterstützt, und in Gefahren gerettet werden müßte. Eine überaus gutherzige, vertrauliche und naive Geradheit und Einfachheit gehörte unter die vornehmsten Züge solcher Gemüther, wie man sich dann noch immer, nicht ohne einigem beinahe mitleidigen Lächeln, jenes Gebetes des Ritters la Hire erinnert, der beim Anfange eines Treffens mit dem besten Ernste gegen Himmel rief: „Ich bitte dich, lieber Gott, sey heute für la Hire das, was du wünschest, daß ich für dich seyn möchte, wenn ich Gott wäre, und du la Hire!"

In diesem Zustande blieb der Junge bis ins vierzehnte Jahr, und harrte mit äußerster Sehnsucht der wichtigen und feierlichen Verwandlung, welche nunmehr mit ihm vorgehen würde, aber doch nur in dem Falle, daß sein bisheriges Betragen untadelhaft, und seine

Geschicklichkeit hinlänglich befunden wurde, mit ihm vorzugehen pflegte. In diesem Falle führten ihn seine Aeltern, oder deren Stellvertreter in die Kirche bis vor den Altar, vor welchem der Junge, eine brennende Kerze in der Hand, dem Hochamte beiwohnte. Auf eben dem Altare lag ein Schwert, welches dann der Priester mit verschiedenen Ceremonien und Segen gleichsam heiligte. Er nahm es endlich, nachdem er ihm gleichsam eine übernatürliche Kraft verliehen hatte, und gürtete es dem Jünglinge um, der von der Stunde an ein Wehrhafter, oder ein Reisiger war. Alle Anverwandten und Freunde des ritterlichen Hauses wohnten der Handlung bei, die sich unter tausend Wünschen von Glück und Segen mit einem Freudenmahl endigte. Nie vergaß der Jüngling der Feierlichkeit, mit welcher man das Schwert ihm anvertraut hatte.

Nunmehr wurde er wie ein Hausgenossener, oder wie einer von der Familie, behandelt, und irgend einem Amte, das am Hofe des Fürsten oder Ritters zu versehen war, vorgesetzt. Er ward Haushofmeister, empfieng und bediente die Fremden, und richtete wichtige Botschaften aus, wozu etwa eine besondere Geschicklichkeit und Verschwiegenheit gehörte. Zudem lernte er jetzt die Waffenführung mit allen den schweren Uebungen und

Fertigkeiten, welche mit derselben verbunden waren; er gewöhnte sich, und lernte, ganz mit einer eisernen Rüstung beschwert, tanzen, hohe Pfeiler, und an hohen, an der Mauer befestigten, Leitern ohne einen Sprossen zu berühren, hinan klettern, ohne Bügel behend aufs Pferd, oder einem Reiter hinten aufspringen, und auf dem Pferde alle zu dem Kriegsbedürfnisse erforderlichen Schwenkungen machen. Er begleitete seinen Ritter zum Turnier, und zur Fehde und Schlacht. Bei jenem durfte er den Tag vorher bei der sogenannten kleinen Probe in Gegenwart der Ritter und Damen mit dem Schwerte, der Lanze, und dem Wurfspieße seine Geschicklichkeit zeigen, und wenn es Ernst war, focht er seinem Herrn zur Seite, und rang mit aller Anstrengung seiner Kräfte um die Ehre, einen Gefangenen zu erhalten, oder durch irgend ein bedeutendes Heldenstück seine Person bemerkbar zu machen. Er wurde stark und behend, klug und geschickt, und was vor allem galt, treu und tapfer, und hatte gewöhnlich schon das 21ste Jahr seines mühevollen Lebens erreicht, als endlich eine neue Feierlichkeit herannahte, welche unter die beseligendsten Wonnetage jedes Ritters gehörte.

Viele Tage, ehe diese Feierlichkeit mit ihm wirklich vorgenommen ward, mußte er in al-

len ritterlichen Uebungen bewährte, und von den Kampfrichtern mit Beifall gekrönte Proben bestehen. Wurde er der ihm bevorstehenden Ehre für würdig gehalten, so mußte er zur Bedeutung, daß seine ganze Denkungsart stets ohne Mackel seyn sollte, durch Bäder sich reinigen, viele und lange Bußübungen, in Rücksicht seines bisherigen Lebenswandels auf sich nehmen, und die Sakramente empfangen. Am Tage selbst legte er sein Schwert auf den Altar, und wohnte dem Hochamte bei, nach welchem ihm der Priester in einer feierlichen Anrede die künftigen Pflichten seines Standes erklärte, dieselben ihm auch nachdrücklichst ans Herz legte, und hierauf das Schwert segnete, und es ihm zurückstellte. Er näherte sich nun seinem Pathen, einem Ritter, oder der Dame seines Herzens, und bat, indem er sich auf die Kniee niederließ, es ihm umzugürten. Man fragte ihn, aus welcher Absicht er in den Orden zu treten gedächte, ob es um zeitlicher Ehre und Gutes willen, oder zur Aufrechthaltung der Religion und der ritterlichen Pflichten geschehe. Er antwortete, daß es zur Aufrechthaltung der Religion und der ritterlichen Pflichten geschehe, und beschwor seine Antwort. Hierauf wurde er durch Ritter oder Frauenzimmer ritterlich angekleidet; man reichte ihm zuerst die Spo=

ren, und zwar den linken zuerst, dann das Panzerhemd, den Küraß, die Armschinen, die Handschuhe und das Schwert; und führte ihn, so gerüstet, zu dem Ritter, der den Orden zu ertheilen hatte, und der jetzt von seinem Throne aufstand, und dem neuen Ritter mit dem flachen Schwerte drei Schläge auf das Genick gab, und dieß zum Andenken, daß ein Ritter gefaßt seyn müsse, Leid und Schmerz zu tragen, und für die Religion und die ritterlichen Pflichten alles Ungemach zu dulden. Hierauf schwang sich der neue Ritter auf sein muthiges Pferd, und ein Jubelgeschrei des anwesenden Volkes erfüllte die Luft.

Bei einer solchen Einrichtung war es gleichsam unmöglich, daß nicht einige Sittenerhöhung vorgehen, zumal eine auf das Bewußtseyn eigenen Wohlverhaltens gegründete Tapferkeit, ein starker lebendiger Abscheu wider niederträchtige Handlungen zurückkehren, und dagegen ein wahres, geistreiches Gefühl von Ehre und Schande wieder aufleben, und allgemein werden sollte. Wo man aber die Ehre sucht und schützt, und sie wie sein Leben liebt, da sucht, schützt und liebt man die Wahrhaftigkeit, die Worthaltung, Treue, Gerechtigkeit, und jede andere Tugend, deren Gegentheil ein verächtliches Herz anzeigt. Da ferner die Liebe zur Ehre stärker und vermögender ist, als die

Liebe zum Leben, so war sie auch der unmittelbarste Antrieb für alles Gute und Edle, das ihr Gepräge trägt. Der grausamste Tod war unendlich wünschenswerther, als jener öffentliche Weltschimpf, welcher auf einem Ritter, der z. B. nicht Wort hielt, mit einem unauslöschlichen Brandmale fiel. Einem solchen Ritter nahm man öffentlich sein Schwert, seinen Helm, und seine ganze Rüstung, und mit jedem Stück seinen Anspruch auf Achtung ab. Eben der Priester, der ihn ehemals zum stolzesten Manne auf Erden erhoben hatte, erniedrigte ihn nun zum verächtlichsten. Er führte ihn mit unerbittlicher Strenge vor den Altar, und benahm ihm auf ewig das Kostbarste, Heiligste und Höchste — die Ehre. Er begoß ihn, zum Zeichen, daß jeder Glanz ehemaliger Würde an ihm erlöschen sollte, mit Wasser, und betete über ihn, aber schreckliche Worte, worin kein Segen lag; dann entließ er ihn als einen Gebrandmarkten und Elenden, der des Erdbodens unwürdig wäre, den er betrat. Mehr braucht man wohl nicht zu wissen, um sich begreiflich zu machen, wie es zugieng, daß die Rechtschaffenheit, der Muth, und das Wort eines deutschen Mannes wieder, wie ehemals, heilig, und daß demnach die deutsche Treue, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit zur Bürgschaft aller Völker geworden

ist. Wenn, wie häufig geschah, ein gefangener Ritter auf sein gegebenes Wort, daß er, zur bestimmten Zeit wieder kommen, und sich lösen sollte, losgelassen ward, so zweifelte man nicht, daß er pünktlichst wieder kommen, und sich zur Auslösung verstehen würde. Und so war es mit jeder andern tugendhaften Eigenschaft, wobei das Gefühl für Recht und Wahrheit zum Grunde liegt.

Das Haupttrachten eines Ritters gieng nicht nur auf die unbefleckte Erhaltung eines unbescholtenen Rufes für sich und die Seinigen, sondern auch hauptsächlich auf das Verdienst, das Gut und die Ehre unterdrückter Nebenmenschen, als der Waisen und Wittwen, und aller derer zu retten, welche die Natur oder der Staat zu Unbehilflichen macht. Nicht nur solche Ritter, welchen nicht anders, als sehr daran gelegen seyn konnte, die Mittelmäßigkeit ihrer Habe durch ausgezeichnete Thaten zu verbessern, sondern auch die Häupter der ansehnlichsten Familien strebten nach der Ehre, und waren stolz auf den allgemeinen Ruf, Rächer des Unrechts, und der Schrecken der Schurken zu seyn. Dazu gab ihnen die damals beinahe übliche Mißhandlung und Erniedrigung der Frauenzimmer die beste Gelegenheit. Es ist das beste Kennzeichen, daß die Lüderlichkeit und verächtliche Sitten

überhand nehmen, wenn die Achtung und Ehre des Frauenzimmers abnimmt; und diese Erscheinung wurde im zehnten Jahrhundert sehr allgemein. Sie wurden nicht nur häufigst entführt und entehrt, sondern beinahe, wie nach Herkommen, auf das Unanständigste mißhandelt; denn eine unaussprechliche Mißhandlung für ein ehrliebendes Gemüth lag doch in den öffentlichen Beschuldigungen ehelicher Untreue, und gleichartiger Vergehungen, und in der damit verbundenen Zumuthung, zur Ablehnung eines unerwiesenen, und gewöhnlich nicht einmal zu erweisenden Verbrechens, vor aller Welt öffentlich aufzutreten, und sich einer Probe zu unterwerfen, bei der sich der Himmel nicht verbunden hat, zur Gunst des Unschuldigen Wunder zu thun. Und dieß widerfuhr unzähligemal Damen vom ersten Range. War irgend ein vornehmer Bösewicht seiner Gemahlinn müde, oder war sie den Zudringlichkeiten ausgeschämter Abenteurer nicht zu Wille geworden, so traten Kläger wider sie auf, und ihr Ruf war, wo nicht verloren, doch verschrieen, und nicht selten war ihr letzter Trost ein Schleier, und das Loos, in irgend einer einsamen Zelle ihr Leben zu verweinen. Wie viele, und welche Damen zu einer Zeit, wo jeder Ritter, der das Vermögen hatte, sich ein Bergschloß zu bauen, auch den Ein-

fall hatte, sich für unabhängig zu halten, unter der Knechtschaft elender Wütheriche, oder wohl gar in den Finsternissen unterirdischer Gefängnisse verschmachtet seyn mögen, wird der Tag einst ans Licht bringen. Sogar im üblich gewordenen äußerlichen Ceremoniel wurde dem Frauenzimmer eine Art von Demüthigung zugemuthet, welche wenigstens nicht von jener Ehrfurcht der alten Deutschen geordnet ward. Schon unter den Karolingern mußten Königinnen ihren Männern die Füße, und Frauen der Edlen ihren Männern die Hände küssen.

So wie aber die Tapferkeit und die Ehre der Männer erwachte, wurde auch die Ehre und Achtung der Frauenzimmer wieder geborgen. Von nun an war jedem braven und beherzten Manne seine Gemahlinn auch seine Hausehre. Ihr Ruf war der seinige. Es war ihm so wenig gleichgültig, was man von ihr dachte und sprach, daß er jeden zur Rede stellte, der sich erfrecht haben sollte, wider ihre Ehre etwas Zweideutiges zu reden. So hielt er es auch mit seinen Töchtern und den Frauen seiner Anverwandten, und durchaus mit jedem Frauenzimmer, deren Ehre man, nach seinem bessern Wissen, gekränkt hatte; und mit dem Heiligthume seines Schwertes in der Hand, stand er für sie wider die ganze

Welt. Eine Folge davon war, daß die Damen ihrer Seits alle Gelegenheit zu einer übeln Nachrede vermeiden, daß die Mütter ihren Töchtern das strengste Gefühl von jungfräulicher Würde, Zucht und Ehrbarkeit, und von jeder sittlichen und häuslichen Tugend einflößen, und daß daraus jene unbefleckten Sitten hervorgehen mußten, mit welchen die Damen dieses berühmten Zeitalters in einem geheiligten Schimmer wieder als Wesen eines höhern Werthes, als Ideale voll Huld, Anmuth und Liebenswürdigkeit erschienen, und daß endlich Priester und Laien glaubten, es könne zur Bildung und Erhaltung eines Mannes im Wohlverhalten nichts Vortheilhafteres seyn, als der Umgang mit einer verständigen Dame. Man glaubte, daß ihr Beispiel, ihre Klugheit, und der ihr eigene Sinn für alles Edle und Anständige nicht nur die einsiedlerische Rauhheit des männlichen Ernstes beugen, und bilden, ihm feinere Sitten, und jede Artigkeit einflößen, sondern daß sie allen Eigenschaften des männlichen Geistes einen besondern Schwung, eine besondere Kraft und Lebhaftigkeit mittheilen werde, wie denn auch in der That der Erfolg diese Erwartung bestätiget hat. Ein Mann, der das Frauenzimmer nicht ehrte, und keine Dame zur Freundinn hatte, oder umgekehrt, ein Frauenzim-

mer, dessen Umgang und Freundschaft kein Mann suchte, waren darum in gleichem Grade verdächtig, und man glaubte, es müsse einer solchen Verlassenen, so wie einem so seltsamen Einsiedler am innern Werthe und an Liebenswürdigkeit fehlen. Im Gegentheile wurde eines durch das andere geehrt, und die Gunst einer liebenswürdigen Dame war der untrüglichste Beweis eines geschickten, vernünftigen und rechtschaffenen Mannes, und der sicherste Weg zu einem unbescholtenen Rufe. Er nannte sie auch öffentlich, und that groß mit dem Geständnisse, daß er sie herzlich liebe und ehre. Die Sitten nämlich waren rein, bieder und gut; darum wurde kein kränkender Verdacht auf ihre Bekanntschaft geworfen, und kein nachtheiliges Urtheil auf ihre Vertraulichkeit. Wie haben sich hierin die Zeiten geändert!

Diese mächtige Sicherheit, und wechselseitige Glückseligkeit wurde durch einen allgemeinen Beifall der Nation gefeiert und bestätigt, wenn der Ritter wirklich brav, und die Dame seiner wirklich würdig war. Nur solche, die dieß wirklich waren, hatten den Muth und das Recht, bei der Nationalversammlung bewährter Leute, und bei den Turnieren zu erscheinen. Wir haben keinen Schatten mehr von irgend einer Staatsanstalt, die mit dieser in Vergleichung gestellt, und als Antrieb zum

Wohlverhalten auch nur genannt zu werden verdiente, und Wenige mögen sich wohl eine hinlängliche Vorstellung machen können oder wollen, wie viele Ursache an einem solchen Tage, wo der Werth jedes und jeder Einzelnen abgewogen und bestätiget wurde, jede gute Familie, jeder brave Mann von Ehre, und jedes würdige Frauenzimmer haben mußte, zu wünschen, und vor und nach darnach zu trachten, daß der Mann ihres Herzens, nach dessen Wahl man sie beurtheilen, und gegenseitig, daß die Dame, nach deren Würdigkeit man auf seinen Werth schließen würde, so befunden und beschaffen seyn möchte, um auf seinen Namen und Besitz stolz seyn, und die öffentliche Ehre und Achtung fordern zu können. Auch erschien an diesem Tage die Wittwe, die Frau, und die Jungfrau (Fräulein), welche bestimmt waren, den Siegern den Dank (Preis) auszutheilen, mit dem zuversichtlichsten Gefühle eines Wesens ungemeiner Art, und in einem gleichsam überirdischen, majestätischen Pomp und Glanz. Und beim Schalle der Trompete erschien auf seinem beflügelten Pferd der hochgeistige Ritter wie ein unüberwindlicher Halbgott.

Nicht wegen muthwillig gesuchten und gewagten Streichen, sondern wegen geachteter und nützlicher Tapferkeit erhielt ein Ritter das

Recht, seinen Helm, seine Lanze, und zumal sein Schwert in einer Kirche aufzuhängen, und hiermit auf eine feierliche Weise den Ruhm seiner Familie und sein eigenes Andenken zu verewigen. Das Schwert, zumal wenn ein großer Mann bei einem berühmten Vorfalle sich dessen bedient hatte, betrachtete man gleich einem Heiligthume mit besonderer Ehrfurcht, und schrieb ihm, nicht ohne besonderes Zutrauen, eine besondere Kraft zu. Die Dichter und Minnesänger der damaligen Zeit (worunter Prinzen und Könige waren) vergaßen nie, des Schwertes besonders zu erwähnen, und dessen Kraft zu rühmen. In den Liedern und Rittergeschichten dieser Dichter (die abenteuerlichen Geschichten und Träume, welche die Phantasie sich manchmal erlaubte, weggerechnet) wehet und lebet der Geist und die Denkart der Zeitsitten, und manche wirkliche Begebenheit, durch welche dieselben sich aufklären. Die folgende Geschichte (aus Königs Artus Zeiten) ist ganz im Style dieser historischen Art, wenn sie auch nie das (zur gegenwärtigen Absicht zufällige) Verdienst gehabt haben sollte, wirklicher Art gewesen seyn. Danayn, Herr der Burg zu Maloanc, und Ritter Geron, waren Freunde und Streitgesellen, und so weit man Tugend und Tapferkeit mit Glück vereint kannte, waren keine berühmtere Ritter. Geron,

der erste an Strenge und Milde der Sitten, und der bescheidenste bei der Stärke seines Arms, womit er alle Siege davontrug; Danayn, berühmt an Großmuth und Billigkeit, und geehrt nicht weniger wegen Agnes, seiner Hausfrau, welche unter den Schönsten des Landes die schönste war; lange schon hatte er ihr seinen Bund mit Geron, dem hochgemütheten Ritter, eröffnet, und seine Ankunft ihr angekündigt. Lange schon hatte auch Geron Agnesens Liebreitz, und jede edle Tugend in Liedern preisen gehört, als er Agnesen sah, — sah und fühlte, was weder Tugend, noch Tapferkeit wehren, wohl aber bestehen kann. Stets entwich er ihrem holdselig erröthenden Blick, zog dann oft zum entfernten Kampf, die Ruhe, die vor ihm her floh, zu finden, und ermahnte sich selbst: „Sollt ich wohl meines Freundes Güte und Zutrauen mißbrauchen, und zum Verräther an meinem Streitgesellen werden, und was ich andern nie vergeben würde, mir zumuthen können"? So kämpfte er unzähligemal wider sich selbst, und unterdrückte, indem er, (als wären's zwei Wesen) wider sich selbst zürnte, den immer heftiger zurückkehrenden Kummer, der Agnesen nicht entgieng, und der, indem sie den Widerstand, mit welchem der Ritter jede ihrer kühnen Hoffnungen niederschlug, sah, heimlich ihr

einziger Trost blieb. Sein Kampf, der nicht Verachtung war, erhöhete seinen Werth ihr noch, und schilderte gerechter ihre Liebe zu solch einem Mann. Streng und untadelich war indeß ihr Betragen, und Geron ward, weil man damals die Ritter noch immer lieber von ihren Thaten und Sitten, als von ihren Burgen genannt hat, der gute Ritter genannt. Es begab sich aber, daß dem Danayn durch einen Schildknappen ein großer Turnier gemeldet ward, und er ihn zu beziehen sich vornahm, aber nicht ohne seinen Freund. Beide erschienen am Tage des Kampfes vor den Schranken, aber nur in einfacher schwarzer Rüstung, als solche, die gekommen waren, mehr durch Thaten, als durch Pracht und unnützen Prunk sich auszuzeichnen, um den Dank der Damen zu verdienen, die im festlichen Pomp zum Streitplatze heranzogen. Schön und hold, und begleitet vom prachtvollsten Glanze ihrer Familien, zogen sie den Blick und das Erstaunen der Anwesenden auf sich, so lange sie einzeln herankamen, und verschwanden bei Agnesens Erscheinung. Sie erschien, von einem Geleite von sechs und zwanzig schönen Rittern umgeben, in einfacher auserlesener Pracht; aber das schönste war sie selbst. Sie war unter den anwesenden Damen, was ein voller aufgeblühter Rosenbusch

unter Wiesenblumen ist, und war es ohne Neid. Die Töchter stolzer Ritter betrachteten sie stillschweigend als die Königinn ihres Geschlechtes, und huldigten ihr; aber die Ritter selbst sahen sie mit heimlichem Schmerz, und priesen glückselig den Mann, welchem das Glück sie beschieden hatte; doch der unbescheideneren Begierde, und der unziemlichen Rede gestatteten sie keinen ferneren Raum; nicht so der Ritter Lac. Ihm kochte im ungebändigten Herzen die wildere Lust, und der blinde Eifer riß ihn mit sich fort. Und er wähnte thöricht, und bekannte mit frecher Kühnheit dem Nächststehenden, wie tief er verwundet, und wie er der Meinung sey, daß, träfe er die Dame in einem Wald, die sechs und zwanzig Ritter nur ein schwacher Schutz für sie seyn würden. Geron hörte die Rede, und forderte den Lac zum Kampfe, der darin nicht ohne jene Kraft und Uebung, die seinen Worten beikam, auftrat; aber des Gerons stärkerer Arm verfehlte ihn nicht, streckte ihn aus dem Sattel zur Erde, und empfieng den Dank des Kampfes aus den Händen der Agnes, die ihm denselben mit unaussprechlichem Wonnegefühle unter dem lautem Freuderufe der Versammlung entgegen bot. Indeß hatte dem Ritter Danayn ein Schildknappe verkündet, daß seines Neffen Mörder, den er lange schon suchte, in der Nähe

sich sehen ließ; er eilte von dannen, und bat seinen Freund Geron nach seiner Burg zurück zu kehren, und dort seiner Ankunft zu warten. Und die Herren und Damen zogen in bester Ordnung wieder ab nach ihrer Heimat, sämmtlich wohlgemuth und vergnügt; nur Lac war es nicht. Ihn hatte die Zügellosigkeit rasend gemacht, und die Verzweiflung ihm einen wüthigen Anschlag ins Herz gelegt. Er lauerte auf Agnesens Gefolg, und sprengte im einsameren Walde plötzlich und mit grimmigem Geschrei auf die sechs und zwanzig Ritter, die, ihrer Pflicht und Würde vergessend, sämmtlich die Flucht ergriffen. Vergeblich flehte die Dame, ihrer und seiner eigenen Ehre zu schonen; vergeblich rang sie ihre Hände um Rettung zum Himmel; der gräßliche Ritter hatte sich der Armen bemächtigt, und jagte mit seiner schönen Beute wildauflachend seiner abgelegenen Burg zu. Es hatte aber Geron, der gute Ritter, der Worte nicht vergessen, deren bei dem Turnier Lac sich erfrecht hatte, und er war demselben, von heimlicher Ahndung geleitet, von Ferne gefolget, als die Stimme des hilferufenden Jammers sein Ohr durchdrang. Wie ein Ungewitter stürzte er, mächtige Schrecken vor sich hersendend, auf den niedrigen Räuber, und streckte ihn, die schöne Beute ihm entwindend, zu den Füßen Agnesens, die

ihm von ihrem Retter das Leben erbat, (nunmehr war das Gefühl der Ehre in ihm nicht gänzlich erloschen) ihm fürchterlicher, als der fürchterlichste Tod. Geron, ihr Freund, nunmehr ihr Erretter, nunmehr ihr der einzige Mann der Welt! Hatte die Unglückliche für ihn bisher im Verborgenen gefühlt: so brannte nun die Glut der Liebe in unaufhaltbaren Flammen auf. Auch der Ritter, voll des seltsameren Gefühles, wußte nicht, wie ihm geschah. Schweigend, und in sich selbst gekehrt, wallten sie beide fort in die Tiefe des Waldes, wo unter lieblichem Gesträuche mit sanftem Plätschern eine frische Quelle sich darbot, bei welcher Geron sich niederließ, des Staubes vom Kampfe sich zu entledigen, und die müden Glieder zu erquicken. Er nahm den Harnisch vom schönen Leibe, und den Helm vom Kopfe, und legte das Schwert neben sich. Die Stille des einsamern Haynes, und das Geflister der zärtern Blätter öffnete beider Herzen jedem weichern Gefühle, und wiegte sie mit schauerlicher süßer Wehmuth, der Gefährtinn heißerer Liebe. Die Frau von Maloanc unterbrach zuerst das Stillschweigen, und bat den Ritter, ihr zu sagen, was das wäre, das einen Ritter treiben könnte, die größte Kühnheit zu beweisen. Es ist die Minne (Liebe), antwortete der Ritter; sie giebt Kraft dem Schwachen, und

Muth dem Feigen. Da sey Gott mir gnädig, erwiederte die Dame, wenn die Liebe so mächtig ist! Sie ist es, zweifelt daran nicht, fuhr der Ritter fort; und sie eben war es, welche mir heute den Sieg im Streit, und dem Lac seine Kühnheit gegeben hat. Als er weiter gefragt ward, wer die Dame sey, die er liebte, hielt er nicht mehr ein Geständniß zurück, das mit der Treue gegen seinen Streitgenoßen nicht vereinbar, und eines Ritters nicht ziemlich ist. Sein Geist zerrann in jenen zweideutigen ohnmächtigen Zustand, wo man, mit dem von sich selbst abgekehrten Blick, die strenge Pflicht der Tugend heimlich grausam schilt, und sich geneigt fühlt, Verzicht zu thun auf den Ruhm, kein schwächliches Wesen zu seyn. So schwebte er in jenen zweideutigen Gränzen, wo man weder lasterhaft seyn will, noch auch länger tugendhaft seyn kann, als durch einen Zufall sein Schwert hinab in die Quelle fällt, und er auf selbem, indem er es trocknen und reinigen will, in goldner Aufschrift die folgenden Worte liest —

„Vermeß sich keiner untugendlich,
Dieß Schwertes anzumuthen sich!
Treu geht über alles.
Untreu schändet alles.“

— lies't, und, wie aus einem schweren Traum erwacht, und, als wäre die dickste Hülle plötz-

lich von seinen Augen gefallen, seine Tugend und Ehre am Abgrunde der Untreue erblickt. Die Vorstellung davon überwältigt seine Seele mit einem betäubenden Schmerzen, der mit gräßlichen Zügen in seinen zerrütteten Gebärden, und dem kalt hinstarrenden Blicke sich äußert. Vergebens bittet die erschrockene Dame ihn um die Ursache seines plötzlichen Leidens; vergebens spricht sie mit einschmeichelnden Worten Linderung und Trost ihm zu. Er hört sie nicht mehr, hat seine Seele nur an sein Schwert geheftet, das er, indem er mit erstickter Stimme ein über das anderemal die Worte stammelt: „Du gutes Schwert, in wessen Hand bist du gefallen? mit grimmiger Hand sich ins Herz stößt. Indessen nahm der Herr der Burg zu Maloanc, der seine Absicht erreichet, und seinen Feind gezüchtigt hatte, den Weg zur Heimkehr durch den Wald. Das Klaggeschrei einer Dame tönt ihm von Ferne in's Ohr; er eilet herbei, und erblickt seinen Freund schwimmend im Blute. Und höret von ihm ein Geständniß, das ihm vielmehr ein neuer Beweis von der biederen Treue seines geliebtesten Freundes ist; aber vergeblich ist seine Versicherung, die er demselben betheuert, daß er nichts Arges von ihm denke, daß er ihn mehr, als jemals, ehre und liebe. Der gute Ritter versagte sich selbst jeden

Trost, erklärte jeder Vergebung sich unwürdig, und schien nur in jener Klage Trost zu finden, die er stets wiederholte: „Du gutes Schwert, in wessen Hand bist Du gefallen!"

Der Vorfall dieser Erzählung ist ganz dem Geiste der Ritterschaft, und den hohen Begriffen und Forderungen, welche man bei den Pflichten eines braven Ritters zum Grunde legte, gemäß. Die höhere und ältere Ritterschaft aber blieb bei den Anstalten, welche zu so strengen Begriffen führten, nicht stehen; und so wie sich ihre Sitten verbesserten und erhöhten, bekamen sie eine stolzere Meinung von sich, und faßten den Entschluß, auch den Werth und die Rechte ihrer Geschlechter zu erhöhen. Zwar war, wie die Natur der Dinge mit sich bringt, zwischen mächtigen und geringern freien Geschlechtern von jeher ein beträchtlicher Unterschied; aber es war noch kein geschlossener Stand, und der Sohn eines sehr armen Freien konnte, wenn seine eigene Kraft oder das Glück ihm beistand, jedem Edeln zur Seite gehen. Karl der Große, der als ein heller Kopf weder auf Geburt noch Reichthum, sondern auf Talent und Brauchbarkeit sah, bahnte jedem würdigen Verdienste den Weg zu Aemtern und Verrichtungen, mit welchen ein fürstliches Ansehen verbunden war. Weil

damals vorzüglich bei dem geistlichen Stande, als von dessen Einsicht und Sorgfalt die gründliche Verbreitung der Religion, der Sitten und Gelehrsamkeit abhieng, der geschickte und gutgesittete Mann wichtig, und sohin hier jede Art von Beifall und Aufmunterung am besten angelegt war, so hatte dieser einsichtsvolle Monarch manchen geringen Freien zu Würden von größtem Ansehen und Einflusse erhoben, und wohl auch manchem aus dem niedrigsten Stande, dessen Geist und Einsicht sich über andere empor geschwungen hatte, die Hände geboten. Kaiser Ludwig I., genannt der Fromme, fuhr auf diesem Wege fort, und die Sache wurde zur Gewohnheit. Eine nicht ungewöhnliche Folge davon war, daß solche Beförderte ihre Anverwandten nach sich zogen, denselben zu einträglichen Aemtern oder Lehengütern verhalfen, und sohin den ältern und schon lange vorhandenen ansehnlichen Familien Eintrag thaten. Die Freien überhaupt hatten sich zahllos vermehrt, und auf allen Dörfern theils als Barschalken (Bar, frei, Schalk, Diener) oder freie und freiwillige, eindienende Pächter, theils als Dienstleute mächtiger Baronen (freier edler Eigenthümer) oder Dynasten angesiedelt. Da nun der Stand der gemeinen Freien anfieng, eine Art gemeiner Leute zu werden, dachte der ältere Für-

sten= und Baronenadel daran, wie er sich von jenen absondern, und in einen besondern Stand einschliessen könnte. Er entschloß sich von den uralten Kampfspielen, bei welchen bisher Fürsten und Baronen und Freie durcheinander auftreten konnten, Gelegenheit zu nehmen, und künftig diese Spiele bloß für sich, in einer geschlossenen Gesellschaft, zu halten. Er gab denselben solche Einrichtungen und Gesetze, wobei sie eine ganz neue Erfindung zu seyn schienen, und erreichte seinen Endzweck. Was die Einrichtung dieser Spiele betrifft, so wurden eigentlich nur diejenigen, wobei man zu Pferd und im Haufen focht, Turniere genannt. Gewöhnlich trat nachher auch in einzelnen Kämpfen Mann gegen Mann auf, und dieß hieß man Nachturniere. Beide Spiele, und die mit ihnen verbundenen feierlichen Belustigungen forderten einen ungeheuern Aufwand, und waren über dieß äußerst gefährlich. Eine Menge der hoffnungsvollsten Prinzen verlor dabei von Zeit zu Zeit das Leben, und in einem 1240 zu Neuß unweit Köln gehaltenen Turnier kamen bei achtzig Ritter und Knappen um. Da sowohl in Rücksicht auf solche Umstände, als auch weil die Päbste und Bischöfe die strengsten Verordnungen wider die Ausartungen dieser Kämpfe ergehen ließen, dieselben anfiengen, seltener zu werden; so

thaten sich Ritter hervor, welche, in der Absicht, einen großen Ruhm zu erlangen, öffentlich ankündigten, daß sie an einem gewissen Tage und Orte bereit stehen würden, mit jedem, der Lust haben würde, eine Lanze zu brechen, wie dieß dann auch auf Reisen zu einem Turnier von Einzelnen geschehen war. Auf diese Art zog im Jahre 1227, unter K. Friedrichs II. Regierung, der berühmte Ritter aus Thüringen, Waltmann von Sattelstedt, zu einem Turniere nach Merseburg. Er hatte ein schönes Fräulein, das einen Sperber und einen Steuber (Spürhund) mit sich führte, zur Begleiterinn, und that ein Gelübde, jede drei Meilen mit einem jeden, der sich ihm entgegen stellen würde, mit dem Bedinge eine Lanze zu brechen, daß, wenn sein Gegner ihn niederwerfen würde, dieser nicht nur seine ganze Rüstung, sondern auch den Sperber und den Steuber bekommen, und überdieß das Fräulein mit einem goldenen Ringe ihn auslösen, entgegen jeder Gegner, der von ihm niedergestürzt werden würde, dem Fräulein einen goldenen Ring zu seiner Auslösung geben sollte. Es konnte nicht fehlen, daß sich nach jedem sechsstündigen Wege Ritter gestellt, und den Kampf eingegangen haben sollten. Waltmann besiegte sie alle, und brachte sein Fräulein, das alle Finger voll Ringe bekam,

sicher hin und wieder. Da ein solcher Ritter das Gespräch von ganz Deutschland wurde, so geriethen darüber manche in eine Art von ritterlichem Wahnsinn, so, daß sie Tage lang auf die öffentlichen Straßen standen, und jeden herausforderten, oder jedem zu Kampfe standen, der Lust haben würde, mit einem Tollhäusler es aufzunehmen. Sie hatten auch gewöhnlich die auserlesensten Damen der Welt in ihrer Einbildung, und wurden überhaupt irrende Ritter, auch Glücksritter genannt. Da die deutschen Länder mächtigere Landesherren bekamen, wurde diesen Ausschweifungen Einhalt gethan; und da auch die Turniere theils wegen der eben erwähnten Ursachen, theils wegen der veränderten Kriegskunst, zumal bei der Einführung des Schießpulvers, zu Ende giengen, kamen im sechzehnten Jahrhundert leichte Nachahmungen, die Carrousele, zum Vorschein.

Der Entschluß des ältern und vornehmen Adels, sich in einen eigenen Stand abzusondern, wurde ferner und vorzüglich durch die eben sehr gelegen errichteten sogenannten Ritterorden, und durch gleiche Vorschritte bei Domstiftern befördert. Jene wurden ursprünglich zur Unterstützung der Kreuzzüge (wie z. B. der unter K. Friedrich I. oder dem Rothbart errichtete deutsche Orden) theils unmittelbar

vom hohen Adel gestiftet, theils von demselben reichlichst begütert, und dergestalt in Besitz genommen, daß nur Altadelige von vier ritterlichen Ahnen dazu gelangen konnten. Auf eine ähnliche Art wurden von dem hohen Adel die Domstifter, und zwar bei manchem derselben mit einiger Art von Anspruch benutzt. Wo der reiche Adel dergleichen Stifter gegründet oder vorzüglichst bereichert hatte, da schien derselbe ein Recht zu haben, zu fordern, daß auch vorzugsweise Söhne der Adeligen aufgenommen werden möchten. So geschah es aber häufig, daß ihr Ansehen das Uebergewicht, und ihre Stimmen die Mehrheit erhielten, und daß endlich die Bestrebungen, die Freien von geringerer oder bürgerlicher Herkunft auszuschließen, nachdem sie anfangs bloß durch Umstände und Zeitläufte begünstiget worden, in ordentliche Statuten und Stiftgesetze übergingen. Diese waren jene Absichten und Unternehmungen, durch welche sich der ältere, oder wenigstens mit vier ritterlichen Ahnen versehene Adel im eilften und zwölften Jahrhundert in einen abgesonderten Stand geschlossen, und zwar in Rücksicht auf Pfründen und Hofehren überaus wichtige (wiewohl seiner Vollkommenheit eben nicht gar vortheilhafte) Vorzüge, sonst aber wenig wahrhaft Großes erlangt hat. Bei allen wohlgeordneten, großen

und kleinen Regierungen bleibt zwischen Ehrenstellen, wozu die Geburt berechtigt, und zwischen Staatsämtern, wozu Einsicht und Verdienst befördert, stets noch ein billiger Unterschied, und jeder Bürgerliche kann, zumal in Zeiten der Noth und des Dranges, im Kriegs= und Civilwesen zur ersten Höhe sich schwingen. Weitere Betrachtungen der Folgen, welche an und für sich jeder geschlossene Stand nach sich zieht, und welche die Ausschliessung der Bürgerlichen von Domstiftern und bischöflichen Aemtern auf die wahre Verbesserung der Einsichten und Sitten unvermeidlich nach sich ziehen mußte, kommen jedem Denker von selbst entgegen. Für den, welchen seine Geburt einbilderisch und schwach macht, kommt endlich (im Vorbeigehen) noch zu merken, daß von jenen uralten Fürsten= und gaugräflichen Geschlechtern, welche sich zuerst in Stiftungen und Gesellschaften, und vermöge dieser in einen Stand schlossen, in ganz Deutschland kaum noch ein und anderes Geschlecht vorhanden, und daß der flüchtige Zeitraum von zehn bis zwölf Menschenaltern schon das graueste Alterthum, und überhaupt jene Frist ist, binnen der man herauftritt und glänzt und pocht, und wieder schwächlich hinabtritt.

Zu gleicher Zeit, da der vornehme Adel sich einen eigenen Stand, und gleichsam eine

neue und besondere Ehre schuf, hatte der gemeine Mann seine bisherige Niedrigkeit abgeschüttelt, und ebenfalls sich einen Stand der Ehre geschaffen. Die Handwerker, oder sogenannten Künstler, auch die Handelsleute in Städten, von welchen die meisten noch zu Anfange des eilften Jahrhunderts Knechte, und mit ihren Familien mit knechtischer Unehre niedergedrückt, sohin nicht einmal fähig waren, Waffen zu führen, machten sich frei. Sie bemächtigten sich der Stadtämter, und theilten sich nach den verschiedenen Künsten und Gewerben in Klassen oder besondere Vereinigungen (Innungen), welche, weil deren Mitglieder für sich abgesondert zusammen kamen, Zünfte genannt wurden. Je länger, und in die Länge unbilliger diese Leute ohne Ehre geblieben sind, desto eifersüchtiger waren sie nunmehr, keine Mackel irgend eines Schimpfes auf sich liegen zu lassen. Sie errichteten unter sich, da sich die Obrigkeiten das Werk einer bessern Polizei gern erleichtern ließen, verschiedene auf Ehre und Sittenverbesserung abzweckende Gesetze, und vollzogen sie mit so nachdrücklicher und anhaltender Strenge, daß die Gepräge dieser Sitten noch jetzt in mancher Reichsstadt vorhanden, und wegen ihres altväterlichen und steifen Wesens unter dem Namen zünftlicher Sitten bekannt sind. Wer in eine Zunft

aufgenommen werden wollte, mußte nicht nur im bürgerlichen, sondern auch im sittlichen Betracht freier und ehrlicher Geburt, auch sonst eines untadelhaften Rufes seyn. Man machte und erneuerte um diese Zeit manche Gesetze, welche das Gefühl der Ehre und der Sittlichkeit nothwendig befördern, und heilsame Wirkungen hervorbringen mußten; so ward auf uneheliche Geburten die Unehrlichkeit, oder eine Art von Knechtschaft, auf den Selbstmord und andere ähnliche Vergehungen die Verweigerung des geweihten Begräbnisses gelegt, lauter Verordnungen, welche viel philosophisches Nachdenken, und für die wahre Aufnahme des gesellschaftlichen Lebens viele Zärtlichkeit anzeigen.

Ueberhaupt nahm jetzt (im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert) alles, was die Befestigung, Sicherheit, und Blüthe des Lebens betrifft, einen höhern Schwung. Die Adeligen, welche von ihren Landfesten häufig nach den Städten und Hoflagern der Landesfürsten zogen, wurden verträglicher, geselliger, und aufmerksamer auf den Werth solcher Dinge, worin stille Ordnung, Geschmack und Einsicht lag, und trachteten nach jeder Verschönerung eines gebildeten Umganges. Durch die Reisen nach Palästina lernten die Adeligen und Kaufleute verschiedene Länder, als Italien, Ungarn,

Griechenland, Kleinasien, Vorderasien, und manche andere Provinzen, und in denselben verschiedene Sitten, Bequemlichkeiten, Vortheile und Erfindungen, und zumal von den Arabern, welche unter den Asiaten im Besitze vorzüglicher gelehrter Kenntnisse waren, nützliche Wissenschaften kennen und nachahmen. So lernte man von denselben den Gebrauch der Uhren, von denen die ersten mit Rädern und Schlagwerk zwischen dem 11ten und 12ten Jahrhundert verfertigt wurden, und vermuthlich auch auf Reisen die Kenntniß der Magnetnadel, deren Gebrauch bereits in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts bekannt war. Auch dem Leben in Städten, welches bei dem damaligen Mangel an gereinigten moralischen Begriffen und physischen Einsichten anfänglich außerordentlichen Unbequemlichkeiten unterworfen war, suchte man allgemach mehrere Hilfe und Sicherheit zu verschaffen. Daß noch im 12ten und 13ten und weiter hin im 14ten Jahrhundert die Städte, oder deren Kirchenthürme ohne Uhren, die Straßen noch ohne Pflaster; daß die Häuser noch von Holz, die Dächer von Stroh, und ohne Schornstein (Rauchfang) waren, gehörte, nebst andern Mängeln dieser Art, immer noch unter die geringsten Unbequemlichkeiten, denen man von Seite der Obrigkeiten und Regierungen dadurch

abzuhelfen bemüht war, daß man dem Bürger, der sein Haus mit Schiefern, oder mit Ziegeln decken, und einen Rauchfang aufführen würde, den vierten Theil der Baukosten zu ersetzen versprach. Andere, nicht weniger zahlreiche Gebrechen waren von einer weit ernsthaftern Bedeutung. So waren z. B. die damaligen Krankenanstalten wahre Bilder der herrschenden Denkart und Unwissenheit, und im höchsten Grade vernachlässigt und elend. Die Arzneiwissenschaft wurde gleich andern Wissenschaften fast ausschliessend allein von den Geistlichen studirt und ausgeübt; und vermöge eben des Herkommens, nach welchem man, wenn etwas zu schreiben, oder etwas Geschriebenes zu lesen war, einen Geistlichen aus der nächsten Stadt oder aus dem nächsten Kloster kommen ließ, so ließ man, wenn man sich von einer Krankheit herstellen und heilen lassen wollte, ebenfalls einen Geistlichen kommen, welcher aber um so weniger jemals einen wahren Antheil an dem übeln Zustande seiner Krankheit genommen hatte, als man noch immer jedes Uebel für einen unmittelbaren Beweis des göttlichen Zornes angesehen, und hauptsächlich nur geistliche Mittel, besonders versöhnende Opfer dagegen angewendet, und eine ebenfalls unmittelbare himmlische Hilfe erwartet hatte. Dem zu Folge bestanden bei

den aus den oben genannten Ursachen, und nun aus der unglaublichen Unreinlichkeit der Städte entstandenen häufigen Seuchen oder Pesten die öffentlichen Gegen- oder Rettungsmittel fast gänzlich nur in Processionen, bei welchen sich die Kranken mit den gesunden mit fortschleppten, diese haufenweise ansteckten, und gemeinschaftlich hinfielen und starben. Erst nachdem man die betrübtesten Erfahrungen gemacht hatte, nachdem in den Jahren 1315 bis 1317 allein in der Stadt Köln 30000, zu Trier 12000, zu Mainz 16000, zu Worms 6000, zu Speier 9000, zu Straßburg 13000, zu Basel 14000, zu Würzburg 4000, zu Lübeck 90000, auch in Bayern, Oesterreich und andern Ländern eine unzählige Menge durch ansteckende Seuchen gestorben waren, fieng man an, zu begreifen, daß man angesteckte Menschen von gesunden absondern, daß man die Seuchen in vorhandenen natürlichen Ursachen suchen, die Veranlassungen derselben heben, und wenn sie sich melden, diejenigen Mittel, welche Gott für den nachspürenden und fleißigen Forscher zubereitet hat, entgegen kehren müsse. Nun wurden für Kranke und Presthafte eine Menge frommer Stiftungen gemacht, Spitäler angelegt, und besonders bei allen Städten sogenannte Leprosen- oder Siechenhäuser für die Hautkrankheiten und den

Aussatz gestiftet, einer Krankheit, welche ursprünglich in Aegypten vom Mangel an gesundem Wasser, schlechter Kost, und Unreinlichkeit ihren Anfang genommen, und von den Kreuzfahrern nach Europa, wo eben diese Krankheit schon einzeln vorhanden war, häufiger gebracht, und durch schlechte Behandlung auf eine schreckliche Weise ausgebreitet worden ist. Der allgemeine Gebrauch der wollenen Hemden (denn die Leinwand war für den gemeinen Mann noch bei Weitem zu kostbar), dann die von den Aerzten vorgeschriebenen Gegenmittel, welche im Schweinefleisch, besonders Speck und Wein bestanden, dienten gerade dazu, das Uebel zu reizen und zu nähren, bis man endlich auf das Baden verfiel, und gemäß den steten Ermahnungen der Geistlichen, zur Lösung seiner Seele, die daher sogenannten Seelenbäder (deren Gebrauch in manchen Ländern z. B. in Bayern noch bis diesen Tag vorhanden ist) stiftete, und nach einigen Jahrhunderten dieses fremde Uebel wieder ausrottete.

Wenn indessen Erscheinungen, wie die Pesten, und deren von Unwissenheit unterstützte Ursachen waren, betrübt gewesen, so waren andere, wiewohl sie nur eben im Anzuge und Entstehen waren, desto erfreulicher, je zuversichtlicher sie nicht ohne Einfluß auf die Denk-

und Vorstellungsart, und auf die Thätigkeit der Sitten verbleiben würden. Man hatte unter K. Heinrich I., und noch mehr unter K. Otto I., Gold- und Silberadern, und andere Metalle in Sachsen entdeckt, und die reichsten Ausbeuten erhalten. Bald darauf wurden gleiche Entdeckungen in Schlesien, in Böhmen und andern Ländern mit dem glücklichsten Erfolge unternommen, wovon man aber so wenig einen ausgebreiteten Gebrauch zu machen verstand, daß der Herzog von Böhmen, da er nicht mehr wußte, wozu er die Menge des vorgefundenen Goldes und Silbers brauchen sollte, im Jahre 915 einen Theil davon wieder vergraben ließ. Das Meiste gewannen die Künste dabei, wodurch nothwendig verschiedene dahin schlummernde Anlagen gewinnen, und Geschicklichkeiten, welche wieder andern Verbesserungen die Hände boten, aufgeweckt und in Umlauf gebracht werden mußten. Unter Kaiser Otto III. gab es schon verschiedene Werkstätte, wo man Metalle zu allerlei Gebrauch verarbeitete, wie es denn bald einen lebhaften Eifer unter vornehmen Leuten gab, Kunstwerke von Metall zu besitzen. Vom Bischofe Bernward zu Hildesheim, (im Anfange des 11ten Jahrhunderts) sagt dessen Lebensbeschreiber Tangmar, daß er sich auf die Baukunst und auf alle damit verwandten

Künste der Tischler, der Schmiede, und der übrigen Arbeiten in Metallen sehr gut verstanden; daß er die Künstler in den Werkstätten besucht, und in einer gleichen Absicht, allenthalben das Schöne zu suchen und zu sammeln, junge Leute von Fähigkeiten auf seine Reisen nach fremden Höfen und Ländern mitgenommen habe. Eben dieser Bernward ließ Musivarbeiten verfertigen, und die Fußböden von Kirchen und andern Gebäuden damit zieren. Er erfand auch die Ziegel zu Dächern. Die vornehmsten Arbeiten bestanden in Gefäßen und meistens gegossenen Bildnissen für Kirchen, die mit Schmuck und Pracht überladen wurden. Kaiser Heinrich II. schenkte der Kirche zu Merseburg einen ganz mit Goldblech überzogenen Altar; und Beispiele von ähnlicher Freigebigkeit kommen überall und häufig vor. Seit den Reisen der Kreuzfahrer und Kaufleute wurden, zumal die Kirchengebäude, nach fremden, meistens italienischen Mustern angelegt, und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert manche noch vorhandene Domkirche mit unauslöschlichem Gepräge von ehrwürdiger Größe und Majestät erbaut, und mancher andere Bau (wie z. B. die von Herzog Heinrich dem Stolzen im Jahre 1135 zu Regensburg erbaute Brücke) vollendet, der bewunderungswürdige Einsichten in die Me-

chanik, und den geschicktesten, gründlichsten Fleiß voraussetzt. Die Schlösser, die nach eigenen Ideen, und meistens zu Festungen, und so wie die Familie anwuchs, gar gewöhnlich stückweis erbaut wurden, waren freilich noch überall nach dem damaligen Bedürfnisse, und mehr fest, als schön und regelmäßig; aber überhaupt waren gleichwohl die Baukunst, die Bildhauerei, die Malerei, die Gieß- und Schnitzkunst, und andere Künste, z. B. die Musik, worin Guido von Arezzo zur heutigen Setzkunst den Grund legte, in der glücklichsten Bewegung. Auch der Handel befand sich in der schönsten Blüthe, und die bei Gelegenheit großer Kirchenfeste, wo die umherziehenden Kaiser mit ihrem prächtigen Gefolge nach einer Domkirche kamen, und einer feierlichen Messe beiwohnten, zu einer solchen Messe (jetzt auch Jahrmarkt) sich versammelnden Kaufleute (auch Ebenteurer genannt) lieferten alle Arten der bestgearbeiteten Künstler- und Manufakturwaaren, und legten in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zum System des heutigen Wechselrechtes den Grund.

1200 — 1350.

Fortdauer mißverstandener und verkehrter Begriffe von Frömmigkeit und Herzensbesserung. Sekte der Flagellanten oder Geißler.

Wäre damals ein mächtiger Regent mit dem Verstande und dem großmüthigen Eifer Karls des Großen verhanden, und derselbe auf eine bessere und allgemeine Nationalerziehung bedacht gewesen, so wäre eben von der regen Thätigkeit der Deutschen alles Gute zu hoffen, und mancher bald nachher entstandene Unfug und manches Blutbad zu verhindern gewesen; allein deutsche Schulen und Erziehungshäuser und deren Nothwendigkeit kannte man gar nicht, und die Lehrer auf den sogenannten hohen Schulen, welche noch dazu außer Land, nämlich zu Bologna und Paris sich befanden, hatten mit ganz andern Dingen, als mit der Aufklärung des Volkes und der Nation zu thun. Die Geistlichen, welche selbst mit den herrschenden Volksbegriffen erzogen worden waren, besaßen wenig mehr kritische und gründliche Kenntniß, als die Laien, und

daher ließ sich alles ohne Sorge und weitere Ahnung ganz gemächlich dahin führen, wohin gleichwohl der Strom der Begriffe, Sitten und Meinungen seine Straße sich bahnen würde.

Es ist ein seltsames Gemisch von menschlicher Güte und Schwachheit, daß, da wir unaufhörlich von der Bahn der Vollkommenheit abklitschen, wir uns dennoch nie damit begnügen, das Vollkommene, sondern immer das Strengste und Schwerste und Vollkommenste zu Vorschriften und Gelübden unsers Verhaltens zu machen. Zwar, wenn wahrhafte Beispiele einer höhern und außerordentlichen Tugend und Vollkommenheit dem Trägen zeigen, was möglich, und welcher Anstrengung der Mensch, wenn er mit Gottes Gnade seine Kräfte wecken will, fähig ist, verdienen dieselben allerdings unsere ganze Achtung und Bewunderung, und jene Beispiele von erhabener Enthaltsamkeit, welche man in den Zeiten einer wilden Ausgelassenheit antrifft, können nicht ohne gute Wirkung geblieben seyn; aber es bleibt hierbei allemal schwer, innerhalb der Grenzen reiner Absichten und Tugenden zu handeln, und nicht vielmehr, ohne es selbst zu wissen, oder gerade merken zu wollen, bloß im Aeußern zu heucheln. Es ist leichter, sich geißeln, als einen Vortheil

ausschlagen, und unendlich leichter, täglich gewisse Gebete verrichten, als einer schlimmen Gewohnheit entsagen, oder seinen Feinden verzeihen. Auch haben die Beispiele einer äusserlichen Strenge von jeher unzählige Nachahmer, und die Legenden, worin sinnliche Abtödtungen vorkommen, stets allgemeinen Beifall gefunden. Nichts z. B. behagte den Deutschen, da sie während, oder bald nach der sogenannten Völkerwanderung Christen geworden, mehr als das Reisen (Wallen, Wallfahrten) aus Andacht, zuerst zu den Gräbern der heil. Apostel nach Rom, dann nach Palästina, und endlich zu Hause im eigenen Lande umher. Manche sonderten sich unter solchem Anlasse und Vorwande von allen Pflichten und Arbeiten des bürgerlichen Lebens, dessen Schutz und Vortheile sie gleichwohl genoßen, ab, und wurden lebenslängliche Wallfahrter, (Pilgrime, Pilger) und dieß um so öffentlicher und häufiger, als das beschauliche Leben ohne Handlung, und die Absonderung von aller Verbindung mit den Lasten und Mühseligkeiten des bürgerlichen Lebens, und endlich die Absonderung von allem Umgange mit Menschen schon in den ersten Jahrhunderten anfieng, in die größte Achtung zu kommen, und tausenderlei Erfindungen, Einfälle und Beispiele von entsetzlicher Härte ge-

gen sich selbst, und von sogenannten Abtödtungen aller Art hervorzubringen, so, daß eigentlich nur noch zwei, sich äußerst entgegengesetzte Lebensarten, nämlich eine gräßliche Zügellosigkeit bei den sogenannten Weltleuten, und eine fürchterliche Strenge bei denen, welche von der Welt sich absonderten, zu herrschen schienen. Unter den unzähligen wirklichen Lebensgeschichten und Legenden des mittleren Zeitalters wird man kaum ein und die andere Geschichte eines heiligen Ritters, eines Bürgers oder Bauern, bei welchem bloß die genaue Erfüllung seiner Pflichten, und die Arbeit im Schweiße seines Angesichts, und eine gemeine christliche Gottesfurcht angerühmt würde, finden, sondern lauter außerordentliche Lebensarten, und freiwillige heroische Peinigungen seiner selbst sind der Gegenstand jener Leben, welche allein nachahmungswürdig, und gegen welche alles Uebrige als unglücklich, gefährlich und verachtungswürdig geschildert wurde. „Er hat der Welt und dem Teufel entsagt," oder: „er hat Gott sich gewidmet," sind die gewöhnlichen Ausdrücke, wodurch das Klosterleben bezeichnet, und sohin das Leben in der Welt für den Fürsten und das Land eine allgemeine Geringschätzigkeit und eine niederschlagende Meinung in Rücksicht auf die Sicherheit seiner Seele, und der Möglichkeit, sich

für ein zweites Leben Verdienste zu sammeln, gekommen war. Eine unglaubliche Menge Menschen beiderlei Geschlechts verlegte sich (in aufrichtiger Absicht, und wohl auch weil es Mode war, aus Trägheit und Unverstand) auf das so beliebte und in Ansehen stehende Weltverlassen, und Kinder unter dem Herzen ihrer Mutter wurden dem Kloster geopfert. Wer gar nicht entfliehen konnte, nahm wenigstens ein und anderes von klösterlichen Bußwerken auf sich; und selbst Karl der Große trug heimlich ein Cilicium, oder ein härenes Hemd, das man auch nicht vergessen hat, ihm mit auf seinen Grabthron zu geben. So hielt man es häufig mit den Bestrebungen nach Tugend und Vollkommenheit, und das Besondere und Außerordentliche wurde für das Wichtigste gehalten. Um sich in Demuth und Erniedrigung zu üben, schlich sich ein Bischof von Prag, am Hofe daselbst bei Nacht in die Zimmer, um die Schuhe und Kleider der Hofbedienten zu reinigen; und andere, um ihre Verachtung gegen die Ueppigkeit in Putz und Kleidern zu zeigen, ließen sich Nägel, Bart und Haare wachsen, und suchten ihr Verdienst in einem seltsamen Aufzug, und ihre Tugend im Schmutz und Gestank. Wo wäre im Reiche des Strebens nach abgesondertem Werthe, (wo so häufig statt wirklichen

Sachen ein eitles Blendwerk sich einstellt, und die heimliche Hoffart gröblich sich selbst betrügt) noch irgend ein Einfall, den eine verkehrte Denkungsart und eine kranke Einbildungskraft nicht längst in allen Zeitaltern mehr oder weniger hervorgesucht hätte? Was man sich ersann und unternahm, und seine Unternehmung bewirken wollte, nahm man den Himmel zum Zeugen; und es gab Zeiten, wo Menschen, die wohl gewußt haben mögen, was sie ihren Zeiten zutrauen können, im ganzen Ernste behaupteten, es wären zum Behufe dieser und jener Sache Briefe vom Himmel gefallen.

Indessen sich andere im Stillen der Andacht und Abtödtung widmeten, fiel das gemeine Volk, das an Geräusch und Lärmen sein meistes Behagen hat, auf eine besondere Andachtsübung, welche um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Peruzzia in Italien ihren Anfang genommen hat. Es traten Menschen zusammen, welche vorgaben, daß sie besondere Bußwerke verrichten, und sich zu dem Ende auf eine härtere Art kasteien und züchtigen wollten. Sie zogen, damit sie unkennbar bleiben möchten, Hüte oder Kappen, welche mit rothen Kreuzen bezeichnet waren, dergestalt über das Angesicht, daß bloß die Augen zum Vorschein kamen,

entblößten den Rücken oder den ganzen halben Leib, und geisselten sich bis auf das Blut. Ihr Wandern dauerte zum Andenken der dreiunddreißig Jahre, die unser Heiland auf Erden lebte, dreiunddreißig Tage. Sie giengen baarfuß, in Processionen, zwei oder drei miteinander, und hatten gewöhnlich auch schwere Ketten an den Füßen hangen. Sie sahen weder auf die Jahreszeit, noch auf schlimmes Wetter, sondern nahmen ihren Gang vor, wenn ihr Eifer entzündet, und eine gute Gesellschaft beisammen war. Ihr Zug war spektakel- und lärmenreich, nicht nur wegen ihres Geißelns und des Rasselns der Ketten, sondern auch wegen ihres unaufhörlichen fürchterlichen Geschreies, indem sie sich unter gräßlichen Geberden, von Zeit zu Zeit mitten auf der Straße zur Erde warfen, und schrieen: „Tretet herzu, und kommet mit uns, die ihr büßen wollet! Der Teufel ist ein böser Geselle.“ Wer nun etwa glauben möchte, daß eine solche Andacht wenige Anhänger werde gefunden haben, muß das Volk, dessen Anlage zu jeder Art von Schwärmerei zu allen Zeiten sich ähnlich bleibt, nicht kennen. Dieß Bußwerk verbreitete sich in kurzer Zeit durch Italien nach Deutschland, wo kein Land daran antheillos blieb. Ein Geißler, der sich öffentlich sehen ließ, zog zehn nach sich, und

im Jahre 1260 haben sich in Bayern einige tausend versammelt, welche der bayerische Kurfürst, Ludwig der Strenge, bei Freising anhielt, sie auseinander gehen hieß, und statt auf Vorgebungen von Bußwerken und Andacht zu hören, ihnen zurief: „Gehet, Unglückliche, und werdet lieber bessere Menschen!“ Es ist unglaublich, wie lange diese Sekte sich erhalten, und welche Gräuel sie allenthalben verübet hat. Nicht nur gemeine Leute, sondern auch Adelige, mischten sich zahlreich unter ihren Haufen. Man sah derselben in manchen deutschen Ländern nicht selten mehrere tausend beisammen, und sie überfielen, gleich wilden, fressenden Heuschrecken, die Länder, welche sie durchzogen.

Manche gräßliche Auftritte ereigneten sich vorzüglich mit den Juden, welche von jeher der allgemeine Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen sind. Die Juden waren wahrscheinlich schon vor Christi Geburt an einigen Orten der Donaugegend, und bald nachher hatten sie sich außerordentlich vermehrt. Da die deutschen Freien nichts arbeiteten, die Knechte aber bloße Hausdienste verrichteten, so nährten sich die Juden damit, daß sie den deutschen Ländern ihre wechselseitigen und fremde Produkte und Waaren zuführten, und den Handel trieben. Da sie, gemäß den deutschen

Verfassungen, keine Wehrschaft, sohin auch keinen Schutz der Gesetze erhalten konnten, so begaben sie sich unter den unmittelbaren Schutz der Landesherren, und wie seit Karl dem Großen die Kaiser allgemeine Herren zu seyn fortfuhren, blieben sie unter dem Schutze der Kaiser, welchen sie zur kaiserlichen Kammer, sowohl in Rücksicht ihrer Personen als ihrer Einkünfte, jährliche beträchtliche Abgaben entrichten mußten. Da sie auf diese Weise den Kaisern sehr einträglich waren, so wurden sie auch von denselben, unter dem Namen kaiserlicher Kammerknechte, außerordentlich begünstigt. Sie hatten bereits im neunten und zehnten Jahrhundert alle deutschen Provinzen angefüllt, und saßen in den Städten, wo sie gewöhnlich einige Gassen hatten, zu Tausenden. Als nach der Erfindung der Erzbergwerke auch der Geldumtausch und überhaupt der Geldhandel häufiger wurde, war beides, hauptsächlich, weil anfangs den Christen durch geistliche Gesetze Zinse von Christen zu nehmen verboten war, ausschließlich in ihren Händen; und da bei der Entstehung der Kreuzzüge der Handel außerordentlich einträglich und wichtig, und derselbe auch häufiger die Beschäftigung und Nahrung deutscher Bürger und Freien zu werden begann, fand es sich überall, wie sehr man den Juden und ihren gewaltigen Reich-

thümern zinsbar geworden sey. Herren und Knechte, Bürger und Bauern standen und kamen mit ihnen in die unangenehmsten Verhältnisse, waren und wurden häufig ihre Schuldner, und von den kaiserlichen Vögten zur Zahlung getrieben. Nun hatten schon die deutschen Kreuzfahrer bei ihrem ersten im Jahre 1096 unternommenen Zuge ein gewaltsames Behandeln der Juden begonnen, indem sie, vermöge einer Verabredung, daß sie alle Juden zum christlichen Glauben zwingen wollten, diejenigen, die sich dessen geweigert hatten, von Haus und Hof verjagten, oder auf der Stelle umbrachten. Die Folge davon war eine wechselseitige unversöhnliche Erbitterung, und eine viele Jahrhunderte anhaltende Reihe der grausamsten Unthaten. Alle Jahrbücher sind voll von den ausgesonnensten Martern, welche die Juden an Christen, zumal an Kindern, verübt haben, und man hielt sie endlich für die gewöhnlichen Urheber allgemeiner Drangsale und Pesten, und beschuldigte sie, daß sie Brunnen und Quellen vergiftet hätten. Zwischen den Jahren 1347 bis 1350 wüthete in ganz Europa eine allgemeine Seuche. Ganze Städte wurden entvölkert, und in manchem Lande wurde das Drittheil der Einwohner dahingerafft. Noch begrub man alles in den Kirchhöfen der Städte; und als

sich in Erfurt die Leichen so sehr häuften, daß man mehrere in ein und eben dasselbe Grab legen mußte, brachten es die Aerzte auf ihre Vorstellungen, daß die Luft nothwendig neuerdings angesteckt werden und bleiben müßte, nur mit Mühe dahin, daß man die Todten in einige außer der Stadt angewiesene Gruben legen dürfte. Noch waren Processionen und Wallfahrten die einzigen Hauptmittel, die man den Krankheiten entgegen stellte, und man achtete es nicht, daß von tausend, welche nach dem 1350 zu Rom gefeierten Jubeljahr zogen, kaum zehn wieder zurück kamen. Ein Jahr zuvor thaten sich in Deutschland in gleicher Absicht häufige Geißlerrotten zusammen, deren eine im Bisthume Bamberg von den Juden plötzlich überfallen, und eine beträchtliche Anzahl der Geißler, nebst den Bürgern, die ihnen zu Hülfe eilten, todt geschlagen wurden. Diese Rache wurde den Juden in allen deutschen Ländern schrecklich vergolten, und von dieser Zeit wurde an ihnen allenthalben bis zur Ausrottung verfahren; die Geißler aber trieben endlich ihren Unfug aufs Höchste. Sie maßten sich sogar die Gewalt an, einander ihre Sünden nachzulassen, und nahmen Weiber in ihre Gesellschaft. Nun donnerten die Bischöfe und Fürsten mit ge=

sammten Kräften wider sie los, und machten ihrem Wahnsinne ein Ende.

1208 — 1400.
Da es mit der Verbesserung der begüterten Klöster nicht gelingen will, entstehen Mendicantenklöster. Seltsame Streitigkeiten und Meinungen derselben.

Was bei den häufigen Vorfällen neuer Thorheiten und Unordnungen am meisten zu bedauern kam, war, daß jene schönen Stiftungen, von welchen oben die Rede war, größtentheils ohne den gehofften Erfolg geblieben sind. Was die Klöster geleistet haben (sie schrieben, obwohl ohne Kritik, manche historische Chronik, schrieben auch vor der Erfindung der Buchdruckerkunst manchen Classicum ab, fuhren auch fort, elende Schulen zu halten), ist wenig oder nichts, gegen das,

was sie bei ihrer hohen Ruhe und ihren schönen Einkünften hätten leisten können und sollen. Es fehlte indessen nicht sowohl an guter Absicht und dem besten Willen, als vielmehr an einem sachkundigen und beherrschenden Kopfe, der Menschen- und Weltkenntniß genug besessen hätte, um der guten Absicht einen wahrhaften Zweck, und dem Eifer eine gründliche Beschäftigung zu verschaffen. Dieß fehlte großentheils, und in manchen Stücken gänzlich. Statt daß man den Mönchen eine Bildung, oder besser zu reden, eine dergestalt bildende Beschäftigung, bei der sie vernünftigen und geistreichen Gesetzen und Regeln, gleich jenen alten Deutschen, mehr mit eigener Neigung, als aus Zwang, gehorcht haben würden, hätte geben sollen, gab man ihnen fast im Durchschnitte eine, der knechtischen Denkungsart des Zeitalters ganz entsprechende, eiserne Hauszucht, bei der man sich wenig bekümmerte, was einer aus Vollkommenheit seines Geistes thun wollte, sondern was er im unerbittlichen Zwange thun mußte. Man setzte die erste und letzte Vollkommenheit eines guten Religiosen in eine gänzliche Entsagung seines Willens, und in einen blinden Gehorsam gegen seinen Obern, dessen Befehle und Machtsprüche jeder Religios stracks zu vollziehen hätte, dieselben möchten so zweckwidrig,

eigensinnig und kindisch seyn, als sie wollten, wie sie dann dieß auch oft genug gewesen seyn mögen. Welcher Conventual beim Zuge der Glocke jetzt gieng, jetzt still stand, jetzt sich setzte, jetzt die träge faule Kappe so und so drehte, den Krug so, und nicht anders, zum Munde führte, und wenn es Tag war, betheuerte und schwur, daß es Nacht sey, sobald der Prälat es betheuert hatte; der war ein braver, vollkommener Religios, so ein großer Narr und Ignorant er sonst seyn mochte; und derjenige, der nur zu einem Anschein von unfreiwilligem Lächeln den Mund krümmte, wenn gar offenbare unverzeihliche Schnitzer zum Vorschein kamen, war ein geistloser Gesell, und nur zu oft ein verachteter, hintangesetzter, wahrhaft elender Mann. Zwischen einem Prälaten und Conventualen war kein geringerer Unterschied, als zwischen Himmel und Erde. Der damalige Geist der Frömmigkeit bestand überhaupt im Einschränken, im Niederfesseln ohne alle Hoffnung der Auflösung. Je härter und unerträglicher, desto besser und frömmer. Für größere klösterliche Verbrechen gebot die Hauszucht häufig Schläge, und sie baute in unterirdischen Löchern Kerker, bei weitem schrecklicher, rächender, und unversöhnlicher, als in dem, durch den Gräuel unerhörter Verbrechen gereizten Justizzorne die Laien

sie bauten, worin mancher arme Mann, den Gott weiß welche innere Verfolgung zu Ungebühren getrieben hat, manche unglückliche Nonne Jahre lang von aller Welt verlassen und vergessen, geschmachtet, und des Tageslichtes und des Trostes einer menschlichen Stimme beraubt, dem Tode sich entgegen gesehnt, und wie er endlich kam, willigst sich in seine Rettung geworfen hat. Das Volk gieng mit Schaudern vor den dumpfen Grüften vorüber, und zog über den Unfug eine Hülle, als wäre, von der Sache zu reden, wohl noch sehr frevelhaft, und die Sache ein großes Geheimniß.

Ein besonderes Verdienst klösterlicher Gesinnungen wurde auch darin gesucht, daß man die Anzahl der Ordensglieder, soviel nur möglich, vermehrte. Der Abt Wilhelm unterhielt zu Hirschau 150 Mönche, die dem Chore gewidmet waren, dann 60 sogenannte Fratres conversos, oder Brüder, und 50 zum äusserlichen Klosterdienste bestimmte Diener. Er soll der Erste die Brüder (zum Bedienen anderer versteht sich; denn die ersten Mönche waren fast sämmtlich nur Brüder, das ist, Religiosen ohne priesterliche Weihung) eingeführt haben; und seine Absicht war gut und rein, und war keine andere, als Liebe zur Gelehrsamkeit in die Klöster einzuführen, und die

dazu nothwendige Zeit zu verschaffen. Natürlich mußte in der Folge seine Absicht, und bei einer solchen Verfassung überhaupt die ganze Sache mißlingen. Der größte Theil derjenigen, welche, da sie noch lange nicht gelernt haben, das süße Joch, und die leichte Bürde zu tragen, sich eine freiwillige Centnerlast ohne Noth und Prüfung auflegen, und sich einbilden, unendlich besser, als gerade Menschen zu seyn, bestrebte sich in allen Zeitaltern, sich für das Bekenntniß einer gänzlichen Abläugnung und Verachtung aller Weltfreuden gleichwohl manchmal, ohne dem Ding einen weltlichen Namen zu geben, mit diesen eiteln Weltfreuden, so viel thunlich und möglich, schadlos zu halten, und viele scheinen jenen Nonnen zu Karls des Großen Zeiten zu gleichen, in deren Betreff dieser wachsame Monarch befahl: „man möchte sie fleißiger einsperren, und nicht zugeben, daß sie Winnileeder (Winne, Freund, Leod, Leed, Lied) schreiben und versenden, oder in denselben, wenn sie zur Ader lassen, sich klagen, daß sie bleich aussehen (vermuthlich um bei ihren Freunden Mitleiden, und was demselben stets zur Seite gesellt, und mehr als Mitleiden ist, zu erwecken)." Die Mönche der reichen Abteien eilten, sich für ihre einförmige Lebensart bei ihren Reichthümern schadlos zu halten, und

nahmen an der Ueppigkeit Theil, mit welcher sie ihren Abt erscheinen, und eine glänzende Figur in der Eitelkeit dieser schnöden Welt spielen sahen. Sie ermüdeten bald diesen Eifer ihrer Obern, und verbitterten dabei sich selbst ihre Ruhe in ewigen Hausfehden, meistens wegen abgeschmackten kleinfügigen Dingen, welche unter Weltleuten kaum in Betrachtung kommen. So weit war es bereits im dreizehnten und vierzehnten und noch mehr in den folgenden Jahrhunderten gekommen. Alles klagte und spottete darüber, und wenn man damals einen mißmuthigen, lebenssatten, für edle Arbeiten verdrossenen, trägen, und zugleich üppigen (nicht selten mit grobem plumpem Ungestüm alle Schranken durchbrechenden) mit verschlossener Heimtücke und Hoffart, und ungezähmten kochenden Leidenschaften behafteten Menschen nennen wollte, nannte man einen Mönchen.

So war das Mönchsleben der Abteien mehr oder weniger ausgeartet, als sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts neue Verbesserer, welche gerade den entgegengesetzten Weg einschlugen, die Franciscaner und Dominikaner, wozu nachmals die Augustiner und Karmeliter, und noch mehrere dieser Art kamen, hervorthaten. Diese warfen alle Reichthümer von sich, und giengen, zum

Gegentheil der Mönche in Prälaturen, die sich einsam hielten, oder halten sollten, mitten in die ruchlose Welt. Sie bekannten sich zu einer ganz andern Art von Verläugnung seiner selbst, und indem sie die bequeme, und sich selbst suchende Frömmigkeit, welche alle Cirkel der Andacht einzig um ihre eigene geliebte Person herum zieht, ausschlugen, bekannten sie sich als Diener des Geringsten der Menschen, und als ewige Opfer des Publikums. Ihre Pflichten und Arbeiten sollten darin bestehen, das Volk zu unterweisen, durch eifrige Predigten die Herzensbesserung desselben zu bewirken, Ketzer zu bekehren, und allen Christen jede Art von Liebesdienst zu erweisen, und für diese Arbeiten und Verdienste nicht die geringste Belohnung zu verlangen. Sie kleideten sich in einen wollenen Sack, machten die strengste Armuth ausdrücklich zum wesentlichsten Stücke ihrer Orden, und bettelten vor den Thüren der Gläubigen den nothdürftigsten Unterhalt. Sie achteten weder Schmach noch Verspottung, und erwiederten jede bittere Erfahrung mit Geduld und Demuth. Schon das Neue und Ungewöhnliche, das in diesen Orden gelegen, und dem schwelgerischen und spröden Betragen der reichen Mönche ganz entgegen gesetzt war, wirkte denselben den schnellsten und einen unglaublichen

Beifall aus. Der päbstliche Stuhl bestätigte sie mit Freuden, und die weltlichen Fürsten streckten mit innigstem Verlangen ihre Arme neuen Orden entgegen, die sie nichts kosteten. Zwischen den Jahren 1221 — 1228 waren zu Trident, Würzburg, Worms, Speier, Freiburg, Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Halberstadt, Nürnberg, Köln, Mainz, München, Erfurt, Lindau, Prag, Eisennach, Gotha, Nordheim, Mühlhausen u. a. O. Franciscaner vorhanden, und bald erfüllten sie ganz Deutschland und Europa. Sie hatten die Erlaubniß, überall zu predigen, Beicht zu hören, und reichlich Ablaß zu ertheilen, und indem sie nicht nur auf den öffentlichen Kanzeln erschienen, sondern jede einzelne Hütte besuchten, und darin ein geistliches Geschenk, oder ein frommes Sprüchlein zurück ließen, nahmen sie in wenigen Jahren das Volk in Städten und Dörfern in Besitz.

Bei den Predigten und der Besorgung des Seelenheils blieben die Mitglieder dieser neuen Orden (vom Betteln Mendicanten genannt) nicht stehen; sie nahmen sich auch um die Wissenschaften an, und glaubten, weil sie eifrig und dreist seyn konnten, dazu allerdings fähig und berufen zu seyn. Die Wissenschaften waren damals freilich nicht am besten bestellt, aber nicht aus Mangel fähiger Leute, die

sie lehrten und trieben, sondern aus Mangel eines geläuterten und gründlichen Geschmackes derer, von welchen sie getrieben wurden. Eine allgemeine Pedanterei drückte damals noch (und noch viele Jahrhunderte fort) den Geist der Gelehrsamkeit. Man griff so zu sagen in die Luft, und strebte, statt wirklich vorhandenen und nützlichen Gegenständen und Untersuchungen, kindischen und schwer zu lösenden Räthseln nach, und suchte den einzigen Zweck der philosophischen und theologischen Wissenschaften darin, ein berühmter Disputirer zu seyn. „Ein geübter Dialektiker, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, beweiset gar leicht, daß das Nämliche wahr, daß es falsch, und daß es keines von beiden sey. Wenn man sie hört, so weiß man nicht, ist Gott, oder ist er nicht; ist Christus ein Mensch, oder ist er kein Mensch; ist er Etwas, oder nicht Etwas; Nichts, oder nicht Nichts; ist er Christus, oder nicht Christus; und so auch von den übrigen Dingen." Unter andern Kriegen dieser Gelehrten war auch ein langwieriger und heftiger Streit darüber, ob die Begriffe und Benennungen der Dinge in den Dingen selbst, oder ob sie auch außer denselben vorhanden wären; das heißt, ob z. B. der Begriff Gelehrsamkeit einen wirklichen Gelehrten voraussetze, oder ob dieser Begriff auch, wenn es

keinen Gelehrten gäbe, dennoch vorhanden sey. Die ersten, weil sie wirkliche Sachen forderten, nannten sich Realisten, die zweiten, als welche keiner Sachen, sondern bloß ihrer Namen bedurften, wurden Nominalisten genannt. Die Verfechter dieser albernen und unnützlichen Dispute, (wozu hauptsächlich ein französischer Geistlicher, Roscelin, der um das Ende des eilften Jahrhunderts als Nominalist aufstand, Anlaß gegeben) hatten sich bereits müde geschrieen, und die Sache fieng allmählig an, mit Kaltsinn behandelt zu werden, als die Mendicanten sich um sie annahmen, und sie als die herrlichste Gelegenheit betrachteten, sich in der gelehrten Welt mit der besten Art von Ruhm oder Sonderbarkeit anzukündigen. Bald thaten sich unter ihnen Heroen der Gelehrsamkeit, Sterne des damaligen Schulwitzes, hervor. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zog der h. Thomas von Aquino, ein Dominicaner, die Bewunderung der Gelehrten auf sich, und ihm folgte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit gleichem Ruhm Johann Duns Scotus, ein Franciscaner. Beide wurden von ihren Orden als Wunder einer unermeßlichen Gelehrsamkeit angestaunt, und ihre Aussprüche wurden zur Sache ihrer Orden gemacht. Die Dominicaner nannten sich Thomisten, die Franciscaner Scotisten.

Sie verschlangen gleichsam alle übrigen Gelehrten, die keine andere Wahl mehr hatten, als sich für eine der beiden Partheien zu erklären. Sie verfolgten sich mit dem unversöhnlichsten Schulwitz (Scolastik), und erfüllten mit ihrem Geschrei die betäubte Welt, die von ihrem Hader nicht das Geringste verstand. Eine Thorheit zog die andere nach sich, und bald, und noch eben in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kam eine der größten zum Vorschein. Den Franciscanern war es nicht genug, sich zur Armuth zu bekennen, sondern sie wollten auch auf eine besondere Weise sich auszeichnen. Sie legten als Nominalisten den Satz, daß Benennungen und Begriffe der Sachen ohne Sachen vorhanden seyn können, zum Grunde, und behaupteten, daß ihnen nicht nur kein Recht zu irgend einem Eigenthum, sondern nicht einmal das Recht zum Genusse der Dinge, welche sie genoßen, und genießen mußten, zuständig seyn könne. Dieß hinderte sie zwar nicht, eine wohlbesetzte Tafel zu halten und anzunehmen; aber während sie brav aßen und tranken, blieben sie bei ihrem Satze: „Auch was wir essen und trinken, ist nicht unser Eigenthum.“ Sie führten das Beispiel Christi und der Apostel, als welche nach ihrer Erklärung ebenfalls kein Eigenthum besessen, und sich zu einer

gleichen Armuth bekannt haben sollen, zum Beweise ihres Streites an, und legten, indessen sie aßen und tranken, dem Pabst das vollkommenste Eigenthum auf diese Dinge zu Füßen. Es ist nichts so klein und abgeschmackt, was dem Scheine nach und in den Augen der Welt nicht groß und schön werden kann, wenn ein großer Kopf es in Schutz nimmt. Der Franciscaner Wilhelm (von seinem Geburtsorte Occam in Irrland, Occamus genannt), ein ungeheurer und hochberühmter Athlet im Disputiren, nahm sich um die Albernheit an, und sie fand sogleich die hartnäckigsten Vertheidiger. Die Sache wurde von dem Pabste untersucht, und die neue Sentenz verdammt. Die Inquisition vollzog den Ausspruch, und verurtheilte nach damaliger Art manchen Ungehorsamen (dem vielleicht eine Wohnung im Spital gebührt hätte) zum Feuer, und was die Strenge nicht vermochte, bewirkte die Zeit. Aber die Nominalisten und Realisten erhielten dadurch ein neues Leben, und ihre Disputirsucht eine neue und bleibende Erbitterung. Sie unterschieden ihre Lehrer und Vorgänger durch eigene charakteristische Namen, nannten jenen den Spitzfindigen, einen andern den Erleuchteten, den Honigsüßen, den Einzigen, den unüberwindlichen Doktor, gerade wie (zum Beweise, daß eben dieselben

Thorheiten und albernen Einfälle immer wieder zurück kommen) beim Verfalle der römischen Literatur im zweiten Jahrhundert die damaligen Weltweisen, oder vielmehr die damaligen Zänker um Namen der Weisheit ihren spitzfindigen Köpfen und Meistern die Ehrentitel der Labyrinthe, oder der Schwerter und Dolche beigelegt haben. Wie es damals Ritter, und darunter nicht wenige vom hohen Stande und Range gab, welche auf allen etwas berühmtern Turnieren umherzogen, um sich durch die Niederlage eines und des andern Ritters Ehre zu erwerben; so zogen auf gleiche Weise auf den hohen Schulen fürchterliche Disputirer umher, in der Absicht, die vorhandenen Meister und Lehrer zu einem gelehrten Kampfe herauszufordern, und wenn sie dieselben durch ihre Spitzfindigkeiten stumm gemacht, selbst aber stets zur Rede gestanden seyn würden, mit dem Ruhme siegreicher Machtmänner zurück zu kehren.

1408 — 1500.

Die deutschen Fürsten stifteten sich eigene Landschulen und (nachdem die deutschen Studenten von Prag, wo für Deutsche die erste Universität war, weggezogen) eigene Universitäten.

Indessen hat die Uneinigkeit der zwei Partheien doch eine Begebenheit, woraus eine schleunige Verbreitung der Wissenschaften entstand, wiewohl freilich nur zufälliger Weise veranlaßt, oder vielmehr deren baldige Erscheinung befördert. Wir haben eben gehört, daß die Schulen bei den Domstiftern und Abteien ihren Endzweck nicht erfüllten. Ihre Wissenschaften blieben klösterlich, und alle ihre Bestrebungen zielten nach mönchmäßiger Denk- und Lebensart ab. Sie fühlten ihre eigene Erbärmlichkeit, und fiengen zu schlummern an. Die Fürsten ließen ihnen ihre Stiftungen, welche anzugreifen damals nicht räthlich, auch wohl über die Einsicht weltlicher Regenten war, und sahen sich für sich selbst um bessere Anstalten um. Frankreich und Italien giengen mit solchen Beispielen voraus. Zu Pa-

ris und Bologna waren långst Schulen ange=legt worden, welche sich die Achtung und das Zutrauen von ganz Europa erworben hatten. Die Jugend von allen Nationen zog dahin, als in die einzigen Orte, wo Wissenschaft und Weisheit zu finden wåren. Die Sache wurde tåglich lebhafter und den zurůckgekommenen Fůrsten wichtiger, zumal da jetzt das Studi=ren anfieng, eine allgemeine Angelegenheit al=ler Stånde zu werden. In den ehemaligen Dom= und Klosterschulen wurden bloß Adelige und Freie erzogen. Die Sòhne der Bauern und des gròßten Theils der Bůrger, als wel=che anfangs nicht frei, auch sogar des Mònch=standes in Abteien nicht fåhig, und mit dem Namen armer Leute bezeichnet waren, durf=ten und konnten keine Schule besuchen. Wie sie sich aber fast allgemein frei machten, machten sie auch allgemein auf Aemter und Ehrenstel=len, und sohin auf die Geschicklichkeiten, wo=durch man sich dahin schwingen konnte, An=spruch. Dem zu Folge wurden in allen Lån=dern fůrstliche Schulen errichtet, worauf man aber bloß die Anfangsgrůnde der Wissenschaf=ten, oder wenigstens nur einige der hòhern er=lernen konnte, und wer die Doktorwůrde er=langen wollte, mußte immer außer Landes zie=hen. Im Jahre 1347 faßte Kaiser Karl IV. den Entschluß, in seiner Hauptstadt Prag eine

sogenannte Universität anzulegen. Sie war für Deutschland die erste Schule dieser Art, und ganz nach dem Plane der Universitäten zu Bologna und Paris angelegt. Die ganze Universität wurde in die bekannten vier Fakultäten eingetheilt. Da die Wissenschaften noch allgemein unter der ausschliessenden Obhut der Geistlichen standen, so wurde zwar der Erzbischof von Prag beständiger Kanzler derselben, der Rector wurde aber von den vier Nationen, welche die Bestandtheile der neuen Universität ausmachten, gewählt; diese vier Nationen waren die böhmische, bayerische, polnische und sächsische. Zur böhmischen gehörten Mähren, Ungarn, und die ungarischen Slaven; zur bayerischen die Oesterreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer; zur polnischen Schlesier, Littauer und Russen; zur sächsischen Meißner, Thüringer, Ober- und Niedersachsen, Dänen und Schweden. Karl gab sich alle erdenkliche Mühe, seiner neuen Schule Ruhm und Aufnahme zu verschaffen, und seine Stadt zum Mittelpunkt der Gelehrsamkeit in ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern zu machen. Er lud in einem offenen Schreiben alle gelehrten Männer und fähigen Jünglinge nach Prag; und da er die Versprechen, womit er dieselben an sich zu locken bemüht war, hielt, so gelang es ihm,

nicht nur sogleich berühmte Lehrer, wovon die meisten die Magister= und Doktorwürde zu Bologna oder Paris erlangt hatten, sondern auch eine erstaunliche Menge Studenten aus allen den genannten Nationen nach Prag versammelt zu sehen.

Unter den Gelehrten damaliger Zeit standen die Nominalisten in dem außerordentlichsten Rufe von Scharfsinn und Kraft. Sie hatten sich nicht nur durch ihre obenerwähnten Streitigkeiten (so albern deren Grund auch war) äußerst wichtig, sondern vorzüglich durch ihre ungestümen und höchst kühnen Ausfälle auf die weltlichen Anmaßungen des römischen Hofes, und durch ihre Schutzschriften für Ludwig aus Bayern berühmt gemacht; und seit sie dieser Kaiser in seinen Schutz genommen, und sie an seinen Hof nach München gezogen hatte, war es an den deutschen Höfen gleichsam Mode geworden, sie in Schutz zu nehmen, und in dem Besitze eines berühmten Mannes dieser Art einen besondern Ruhm zu suchen. Sie gaben auch allgemein unter den deutschen Gelehrten den Ton an, und ihre Sätze und Lehrgebäude waren die herrschenden. So wurden sie auch auf die Universität nach Prag gezogen, und ihnen daselbst außerordentliche Vorzüge eingeräumt. Bei der Ertheilung akademischer Aemter hatten die Bayern, Sachsen

und Polen drei Stimmen, die eingebornen Böhmen aber nur Eine, wodurch dann geschah, daß jene Aemter auch meistens mit Deutschen besetzt wurden. Dieß verdroß die Böhmen, und wie 1308 eben wieder die erledigte Stelle eines Rektors besetzt werden sollte, nahm ein eingeborner Lehrer, Johann Huß von Husinetz (ein Realist) Gelegenheit, den böhmischen Magistern die Sache vorzustellen, und mit solchem Nachdruck ans Herz zu legen, daß sogleich vier der berühmtern Theologen, worunter Hieronymus von Prag war, sich erboten haben, gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Deutschen verbanden sich ihrer Seits ebenfalls, und erklärten sich, daß sie eher die Universität, als ihre Vorrechte verlassen würden. Der Kaiser Wenzel sollte den Ausspruch thun, und er entschied zu Gunsten der Böhmen. Die Deutschen konnten zwar diese Entscheidung nicht ändern, aber ihre Drohung erfüllen. Sie zogen sogleich Haufenweise fort, und einige tausend Studenten, lauter Deutsche, kehrten, von ihren Lehrern geführt, in ihr Vaterland zurück, wo die Fürsten sie mit Großmuth aufnahmen, und den Anlaß ergriffen, den Wissenschaften in ihren Ländern eine unmittelbare Unterstützung zu geben, und Universitäten zu errichten, wie dann

in einem kurzen Zeitraume eine Menge derselben errichtet worden sind.

Das allgemeine deutsche Wesen begann seine nähere Vervollkommnung. Die Privatfehden des sogenannten Faustrechts nebst andern Ausschweifungen, als den westphälischen Gerichten ꝛc. hörten auf, und Gesetze traten an ihre Stelle. Sitten des 15ten Jahrhunderts. Wohlstand und Verschönerung der Städte. Ueppigkeit und Pracht im Kleiderwesen bei öffentlichen Lustbarkeiten ꝛc. Verbesserung der Kriegskunst; Wiederauflebung der schönen Künste und Wissenschaften. Große Herren wurden Kenner und Verehrer großer Talente.

Das fünfzehnte Jahrhundert gehört überhaupt, in Rücksicht auf die Erscheinung mancher der Beförderung des allgemeinen Wohles

überaus günstiger Ereignisse unter Deutschlands goldene Zeitalter. In diesem Jahrhundert wurde endlich jenen Fehden, welche seit dem neunten Jahrhundert die öffentliche Ruhe und Sicherheit Deutschlands störten, und jede allgemeine gute Anstalt beunruhigten, ein Ende gemacht. Die Allgemeinheit und Zügellosigkeit dieser Fehden stieg zuletzt zu einem unbeschreiblichen Unfug. Vergeblich beeiferten sich schon in frühern Zeiten Bischöfe und Landesfürsten, den Muthwillen derselben auszurotten. Jene geboten, unter der Androhung des Bannes und Interdikts, zu gewissen geheiligten Zeiten Ruhe zu halten; diese ließen sich von den vornehmsten Ständen ihrer Länder eidlich versprechen, daß sie innerhalb eines bestimmten Termins keine Fehde unternehmen wollten. Jenes wurde der Gottesfriede, dieses der Landfriede genannt. Dazu kamen verschiedene andere Verordnungen, wodurch die Fehden unschädlicher gemacht werden sollten. Endlich wurden die Bündnisse eingeführt, vermöge welchen sich verschiedene Städte oder Fürsten und Adelige vereinigten, um wider fremde Anfälle sich wechselweise beizustehen. Bei dem allen wurde im Allgemeinen nur wenig Dauerhaftes zu Stande gebracht, und zuletzt nahm sich jeder Privatedelmann die Freiheit, einer benachbarten Stadt eine Fehde

anzukünden, und sie, und was ihr angehörte, unter diesem Vorwande zu berauben. Man erfand sich zum Scherz eigene Ausdrücke, um die Sache, wenn sie gar zu häßlich war, nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen. Auf einen Fehderaub ausgehen, hieß man einen Ritt thun, oder vom Stegreif oder Sattel leben, und dem andern sein Vieh wegtreiben, sich mit Kochfleisch versehen; und noch im fünfzehnten Jahrhundert ward das westphälische Lied: „Ruten, Roven, da en is gheyn Schande, dat doynt die Besten von dem Lande" (Reiten, Rauben, das ist keine Schande, dieß thun ꝛc.) gesungen. Da die Fehden überhaupt keine ordentliche Kriege, sondern vielmehr Streifzüge, und sohin die Truppen mit keinem ordentlichen Proviant versehen waren, so nährte man sich nicht selten auf Kosten derjenigen, durch deren Gebiet man ziehen mußte, und wenn man seinen Feind so verschanzt fand, daß man ihm in der Geschwindigkeit nicht beikommen konnte, so zerstörte man gewöhnlich die Felder und Häuser seiner Unterthanen. In der Fehde, welche im Jahre 1458 wider den Herzog Ludwig den Gebarteten von Bayern-Ingolstadt, wegen der Stadt Donauwörth, welche jener in Besitz genommen hatte, unternommen, und vom Markgrafen Albert von Brandenburg angeführt wurde, hat dieser alle

bayerischen Dörfer an der Donau von Rain bis nach Neuburg verbrannt, und von der Mitte des Jänners bis zu Ende des Augusts wurden überhaupt bis auf 600 Dörfer in Asche gelegt. Endlich wollten auch Zünfte und Innungen nachthun, was sie Große und Kleine häufigst thun sahen, und im Jahre 1471 schickten sogar die Schuhknechte in Leipzig der dasigen Universität einen Fehdebrief zu. Die größern Fürsten verstanden sich endlich unter sich mit Ernst und Nachdruck, mit Zuthun des Kaisers, diesen höchst nachtheiligen Unordnungen ein Ende zu machen, und im Jahre 1495 wurde der Reichslandfriede errichtet. Die deutschen Länder bekamen ein friedsames Vaterland, und die Landesherren würdigere Gegenstände fürstlicher Sorgen. Die Gerechtigkeitspflege erhielt eine bessere Verfassung. Die sogenannten Gotzurtheile (noch im Jahre 1485 war die Feuerprobe in Uebung) hörten auf, und die deutschen Fürsten beschäftigten sich nun allgemein damit, daß endlich jeder Mißbrauch dieser Art aufgehoben, und die öffentliche Sicherheit hergestellt werden möchte. An der Spitze dieser Mißbräuche standen die berühmten westphälischen heimlichen Gerichte, deren Ursprung dunkel und ungewiß ist, deren Gegenwart aber fürchterlich für ganz Deutschland geworden war. Sie waren in

ihrem Ursprunge vermuthlich nichts anderes, als besondere Gerichte oder Inquisitionen, welche die Kaiser besondern Richtern übertragen hatten. Solche Richter hießen darum Freigrafen, die Beisitzer Freischöpfen, (von Frei außerordentlich) der Gerichtsort hieß der freie Stuhl, und die Gerichte selbst Freiding, oder Fehmgerichte (von Fehmen, jemand einen Tag bestimmen). Sie hatten mit den karolingischen Sittengerichten eine große Aehnlichkeit, und wurden vermuthlich aus gleichem Zwecke zur Ausrottung solcher Verbrechen bestimmt, die dem ordentlichen Richter nicht bekannt, oder bei demselben nicht förmlich eingeklagt wurden. Sie wurden eigentlich in den westphälischen Landen zuerst eingeführt, und der Erzbischof zu Köln war derselben Beschützer. Nach und nach wurden sie ein eigener heimlicher Justizorden, deren Mitglieder (mehr oder weniger) durch alle deutschen Länder zerstreut, aber überall unbekannt waren. Ihre zuversichtliche Erscheinung trifft um das Ende des zwölften Jahrhunderts ein. Der Orden stellte in jeder Stadt einen Freigrafen (meistens die Stadtobrigkeit) auf, welcher das Recht hatte, insgeheim verschiedene ihm bekannte und taugliche Personen zu Gehülfen, Beisitzern oder Freischöpfen zu ernennen. Diese Freischöpfen wurden Wissende genannt, und

sie selbst erkannten sich einander durch gewisse Zeichen und Losungen. Diese Wissenden hatten die Obliegenheit, in der Stille auf die Verbrechen ihrer Mitbürger, anfangs hauptsächlich auf Diebstähle zu lauern, und sich solche Vorfälle zu sammeln. Wenn sie eine gewisse Anzahl derselben beisammen hatten, so zeigten sie es ihrem Freigrafen an. Sodann wurde in der größten Stille beschlossen, Fehmgerichte zu halten. Noch ehe der Tag anbrach, wurden die Stadtthore geschlossen. Man schlug dreimal an die Glocken. Die geheimen Richter versammelten sich, und der ganze Stadtrath und die Bürgerschaft kamen ebenfalls zusammen. Der Fehmrichter überbrachte dem Stadtrath auf einer Liste die Anzeige derjenigen Verbrechen, über welche die Fehmrichter erkennen wollten. Der Stadtrath untersuchte die Anzeigen der Liste, und bezeichnete die ihm unbekannt gebliebenen Verbrechen, welche die Fehmrichter untersuchen sollten. Hierauf wurden diejenigen, von welchen die Fehmrichter in Erfahrung gebracht hatten, daß ihnen z. B. etwas gestohlen worden sey, vorgeladen. Sie mußten den Thäter nennen, oder schwören, daß sie ihn nicht kennen. Wurde ein Thäter genannt, so wurde er ebenfalls vorgerufen; und läugnete er die That, so mußte er schwören. Wurde er das zweite Mal beschuldigt,

so ward sein Eid nicht mehr angenommen, sondern er mußte sieben Männer stellen, die seine Unschuld beschworen. Traf ihn eine solche Beschuldigung zum dritten Male, so mußte er die Probe des glühenden Eisens bestehen. Der schon gegenwärtige Scharfrichter wusch ihm sogleich die Hände, und bestimmte ihm, wie weit er das glühende Eisen in der Hand fassen sollte. Bestand er nicht, so war er verloren. Wenn ein Vorgeladener nicht erschien, so heftete eine unbekannte Hand die Vorrufung zu drei Malen an seine Thüre, oder man rief den Abwesenden öffentlich vor. Weigerte er sich auch jetzt noch, an dem bestimmten Tage zu erscheinen, so wurde er für schuldig erkannt, und im geheimen Gericht die geheime Acht über ihn gesprochen, und von Stunde an war er den Freischöpfen Preis gegeben. Der nächste beste Freigraf, der den Unglücklichen antraf, knüpfte ihn an den ersten Baum auf, und steckte, zum Zeichen, daß kein Mörder, sondern ein heimlicher Freischöpfe der Thäter sey, ein Messer dazu. Die Freischöpfen waren, wie leicht zu erachten, zum unverbrüchlichsten Stillschweigen angehalten, und welcher das Geringste ausgeschwätzt hatte, wurde von den andern sogleich verurtheilt, und sieben Fuß höher als andere aufgeknüpft. Doch trug sichs manchmal, wenn

der Verurtheilte der Freund eines Freischöpfen, oder wenn dieser etwa für sich besser überzeugt war, daß dem Verurtheilten zu viel geschehe, zu, daß der verborgene Freischöpfe es für erlaubt hielt, dem Unglücklichen von dem ihm bevorstehenden Schicksale Nachricht zu geben. Da er ihm geradezu keine Warnung geben durfte, so bediente er sich zu dem, welchen er retten wollte, des ungefähren Ausdruckes: „Anderswo ist auch gut Brod essen," womit er ihm zu verstehen gab, daß er nicht säumen sollte, durch die Flucht sich zu retten. Wie tausend andere Anstalten, welche in ihrem Entstehen eine politische gute Absicht hatten, so verfiel auch dieses heimliche Gericht in einen Abgrund von Unfug und Muthwillen. Es wurde zuletzt jedem Privatmanne fürchterlich, und selbst großen Fürsten überlästig. Dieser geheime Orden hielt sich überall seine verborgenen Wissenden, und forderte die Unterthanen aus dem Schooße der Landesherren vor seinen Richterstuhl. Diese kehrten verschiedene, wiewohl lange Zeit vergebliche, Mittel dagegen vor. Die Kaiser, an welche sie sich wegen der Aufhebung derselben wendeten, wollten sie zwar verbessern, aber nicht aufheben. So erklärten sich und handelten die Kaiser Rupert, Sigmund, Friedrich III., und noch Maximilian I. Es scheint, als hätten sie diese Ge=

richte, die ihre Gewalt von den Kaisern erhalten zu haben behaupteten, noch immer für eine Gelegenheit angesehen, in den Ländern der Reichsstände einigen Einfluß behalten zu können; aber die Rechte dieser letztern waren zu offenbar; die Eingriffe in dieselben wurden zu unleidentlich, und zerstörten sich selbst.

Was die Sitten und Gebräuche betrifft, so gieng mit einigen Dingen seit vielen Jahrhunderten keine Hauptveränderung vor, indem keine gegentheilige Hauptbegebenheit oder neue Erfindung vorgegangen war. So blieben Turniere und die mit denselben verbundenen Begriffe seit dem eilften und zwölften Jahrhunderte noch immer die Bildungsschulen des Adels, und die Vertheidigung und Befreiung geängstigter und mißhandelter Damen gehörte noch immer unter die glorreichsten Unternehmungen eines Ritters; und die damaligen Dichter sangen noch immer von Riesen und Zauberern (bösen Ehemännern oder Entführern), welche von guten und tapfern Rittern aufgesucht und besiegt worden sind. Die Turniere wurden dennoch immer und im ganzen Ernste für die beste Zuchtschule gehalten; und der Erzbischof Ditmar von Mainz versicherte im Jahre 1480 dem Pabste Sixtus, daß dergleichen Spiele weder aus Prahlerei, noch sonst aus einer unzulässigen, sondern vielmehr in der löblichen

Absicht angestellt würden, damit sowohl militärische als andere Verbrechen gerügt, und die Schuldigen durch die Ausschließung von der Ehre des Turniers gebessert würden, wie dann durch dieses Mittel nicht Wenige auf den bessern Weg zurückgebracht worden wären. Kein Hoffest, keine Zusammenkunft des Adels geschah ohne Turnier. Der Adel am Rheinstrome, ingleichen in Bayern, Schwaben und Franken, war der Turniere wegen in Verbindung getreten, und ein großer Fürst mußte seines Ansehens wegen öfters dergleichen halten. Zuweilen kamen berühmte Kämpfer aus fremden Ländern, die jeden der Anwesenden herausforderten. Ein solcher war der französische Ritter, Klaudius Barre, der auf dem Reichstage zu Worms 1495 die ganze deutsche Nation herausgefordert, den aber der Kaiser Maximilian I. selbst bestanden und niedergeworfen hat. In dem äußern Wohlstande des Lebens aber hat sich, außer den gewöhnlichen Fortschritten zur Verschönerung, Schwelgerei und Ueppigkeit, noch mancher Zuwachs und manche Ausdehnung ergeben. Lange unterschied sich der zum Ritter erhobene Edle von allen nicht ritterlichen Leuten dadurch, daß ihm allein erlaubt war, Gold, Silber, Seide, Purpur und Pelzwerk (wovon das Kostbarste aus den preussischen Wäldern kam) zu tragen; er

trug daher einen mit goldenen oder silbernen Buckeln gezierten Gürtel, goldene oder silberne Sporen, deren Werth eben dadurch erhöht wurde, weil nur er sie tragen durfte. So war es auch mit dem sogenannten Grauwerk, womit man die Kleider und Mäntel verbrämte. Niemand, als wer wirklich zum Ritter geschlagen war, durfte sich dieser Zierde bedienen; und Kaiser Heinrich V. glaubte, den Consuln oder Vorstehern der Kaufleute aus Bremen und Lübeck eine besondere Gunst zu bezeigen, da er ihnen im J. 1111 in Rücksicht ihres ausgebreiteten Handels die Erlaubniß gab, ihre Kleider und Mäntel ebenfalls mit Grauwerk zu zieren. Eben dieser, durch die Kreuzzüge und andere Unternehmungen beförderte Handel und erfolgte Reichthum mußte nothwendig eine große Aenderung der häuslichen Lebensart nach sich ziehen. Die reisenden Kaufleute, und eben so auch die Ritter, lernten fremde Gebräuche und verschiedene Bequemlichkeiten kennen, die sie bei ihrer Zurückkehr beibehielten und nachahmten. Da aber der Geschmack einer einfachen und wahrhaft verfeinerten Lebensart noch nirgends zu Hause war, so trachtete man, indem man eine, seiner Geburt oder seinem Vermögen anständige Pracht und Bequemlichkeit suchte, nach schwelgerischen und üppigen Zierden, bei welchen

überdieß sehr viele Steife und Plumpheit mit unterlief. Eben die Herren, welche Pelze von Zobel, Hermelin, schwarzen Füchsen, Mardern u. dgl. trugen, und dieselben mit Gold- und Silberstücken, mit goldgesticktem Taffent, ganz, wenigstens mit Sammet oder Atlas fütterten, verbrämten ihre Kleider mit Juchtenleder und Saffian; und wenn die Kleider nur vielen Schwulst und viele Kostbarkeiten hatten, so glaubte man, das Schönste dieser Art erreicht zu haben. Große Herren und Damen hatten zuweilen den Saum ihres Kleides mit kleinen, silbernen oder goldenen, Schellen behangen, um ihren Gang von Ferne bemerkbar zu machen, und von dem niedern Adel sich auszuzeichnen. Man hatte sogar Schuhspitzen mit Schellen, und Scepter, die man schüttelte, um einen Klang zu erwecken. So wie sich die Bürger allgemach die Freiheit, und die Rechte der Freien erwarben, verdoppelten sie ihren Eifer, sich auch im äußerlichen Putze und Aufwande den Freien an die Seite zu setzen. Reiche Bürgersfrauen trugen nunmehr, gleich den Edelfrauen, lange und weite Mäntel von feinem Tuch, welche mit Gold oder Seiden verbrämt, auch wohl ganz durchwirkt waren. Der gewöhnliche Kopfputz war ein Schleier oder Tuch, das an den Seiten und hinten hinab hieng. Statt den heutigen Stecknadeln befe-

stigten sie ihre Kleider mit Bändern, Hacken, Häftlein, Oechsen, und Stiftchen von Holz, Silber und Gold, worauf häufig kurze Denkworte ernsthaften oder zärtlichen Inhalts angebracht waren, z. B. „In Ehren liebet sie mich," oder: „Ich din, DV Min Lieba" (Ich dein, du meine Liebe [Leben]). Da bei der Entstehung der Städte, und noch im zehnten Jahrhundert, ein Paar Holzschuhe eben kein unartiges Geschenk war, womit ein Bräutigam der Braut seine Verehrung bezeigte; so trug schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts alles, vom Bürgermeister bis zum geringsten Bürger herab, Schuhe von Leder, und nicht selten von Corduan. Zu Pferd (wenn man auf Reisen war) trug man Bundschuhe oder Halbstiefel, einen kurzen Rock, und über denselben einen Mantel. Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert pflegte alles zu reiten, und selbst die vornehmsten Damen ritten nach Hof ꝛc. Die Gastmähler waren nicht weniger üppig, und schon um das Jahr 1232 wurde zu Braunschweig durch den Rath daselbst bei großer Strafe verboten, daß Jemand mehr Gäste, als etwa zu sechzig Schüsseln haben sollte. Aehnliche Verbote wurden von Zeit zu Zeit in verschiedenen Ländern wiederholt; so wurde z. B. im Jahre 1335 durch den Stadtrath zu Berlin verboten, daß

auf einer Bürgerhochzeit (jedes festliche Gelage hieß damals Hochzeit) den Gästen mehr, als fünf Gerichte und vierzig Schüsseln gegeben, und zu einer Schüssel mehr, als zwei Personen gerechnet werden, den Bedienten und Aufwärtern aber nur zehn Schüsseln, und den sechs verstatteten Spielleuten drei Schüsseln erlaubt seyn sollen. Die eigentliche Epoche der großen Schwelgerei begann nach jenem um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen allgemeinen und schrecklichen Menschensterben, wo die Uebriggebliebenen die Güter der Verstorbenen geerbt, und, derselben ungewohnt, sich um so mehr Mühe gegeben haben, ihre Reichthümer durch Pracht und Wohlleben zu genießen, als sich, unmittelbar nach dem genannten Sterben, die Magistrate angelegen seyn ließen, die vorhandenen Menschen zu ermuntern, und sie den Verlust so vieler Mitbürger vergessen zu machen. Die Schwelgerei und Ueppigkeit stiegen in kurzer Zeit zu einem unglaublichen Grade. Schon vorher wußten große Herren nicht mehr, wie sie sich und ihre Frauen kleiden sollten, um von andern unterschieden zu werden, und sie nahmen zu zwei Dingen gleichsam ihre Zuflucht. Das erste bestand darin, daß sie sich in Goldstoff kleideten, und das Kleid über und über mit Perlen und Steinen gleichsam bedeckten. Als der

Markgraf Albrecht von Brandenburg im J. 1431 eine Tochter ausheirathete, und diese durch Augsburg zog, heißt es: „Sy prachten dem Freylein herliche klaider, die gar kostlich und zierlich warn, man legt ir an ein rock der was vol von gold so schwer, als in an hett er stund starck uffrecht vor eytl gold und was lanng.“ Der zweite Einfall, womit sich große Herren und Damen von andern Leuten auszuzeichnen suchten, war, daß sie bei einer und derselben Feierlichkeit ihre Kleider öfter wechselten. Je mehr nun die Herren und Frauen von gemeinerem Range sich zu den vornehmern hinauf trugen, desto größer nahmen diese ihren Vorsprung, und dieß ereignete sich hauptsächlich, wie die Chronik sagt: „Und darnach als das Sterben, die Geiselfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein End hatte, da hub die Welt wieder an zu leben, und fröhlich zu seyn, und machten die Mann neue Kleidung. Die Röck waren unten ohne Geren, und waren auch abgeschnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe über die Kniee. Darnach macheten sie die Röck also kurz, eine Spann unter dem Gürtel. Auch trugen sie Hoicken, die waren all umb rund und ganz, das hiesse man Glocken, die waren weit lang und auch kurz. Da giengen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite

Hemde ausgeschnitten, also, daß man ihnen die Brust beinahe halb sahe." — „In derselben Zeit, heißt es weiter, war der Sitt von der Kleidung verwandelt, also wer heut ein Meister war von den Schneidern, der war über ein Jahr ein Knecht." Da hierbei eines das andere zu übertreffen suchte, und jedes seinen Einfällen folgte, so ist leicht zu erachten, wie viel Abentheuerliches zum Vorschein gekommen seyn mag. In einer salzburgischen Synodal-Verordnung heißt es: „Als yezündt etwe vil zeit in den landen Hie und ettlichen in dem Erzpistumb zu Salzburg straflichew gewohnhait, und gar ein unzimbahr sitt ist gewesen an gewant und an der wat Als ettlich frawn getragen habent Vnd als man noch ettlich frawn tragen siecht unziemleich lang röckh und mantel dy in uerr auf die erd und in den stawb nach cherent und rokh dy oben zwischen der schulter wol aufgesniten und offen sind das man bis auf halben rükk plossen leyb siecht Vnd das Har mit grossen yn geflochten wülsten und chrawzling über die stiern aufgepunden dy vor Hoch auf chappfen als dy hörner und darüber pinden oder legen chürzz und smal slayer und gepend das in der nackh Hinden ganz plekcht und von verren ze sehen sind als sy zway angesicht haben ains vor das ander Hinden das alles gar chostpar ist, und

gros guet daran unzimlich uerfüert wiert und vil menschen damit zu sünden geübet und geraizet werden u. s. w." Damen suchten auch eine besondere Zierde darin, das Haar gelb zu färben, und in die Länge zu ziehen, wozu sie sich häufigst falscher Haare bedienten. „Es ziehen die Weiber jetzt hin und her wie Mannen und henken das Haar dahinten ab bis auf die Hüft mit aufgesetzten Paretlein und Hütlein gleichwie die Mannen." Bei fürstlichen Hochzeiten, und andern größern Feierlichkeiten, als Turnieren, Einzügen u. dgl. wurde die Kleiderpracht und überhaupt das Gepränge und der Aufwand ins Unglaubliche getrieben. Zu den Hochzeiten großer Herren wurden nicht nur alle Adelige der Landschaft, worin sie vorgiengen, sondern auch Prinzen und Herren der entferntesten Länder geladen; so ward auf die Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landshut sogar der König von Spanien nebst dem Pabste geladen. Wirklich erschienen eine große Anzahl der ersten Fürstenpersonen, als der Kaiser Friedrich III., der Erzherzog Maximilian, der Kurfürst von Brandenburg u. dgl., und es kamen allein an Reitpferden 5945 zusammen, welche alle, während des Aufenthaltes ihrer Herren, und auf der Her- und Hinreise frei gehalten wurden. Was das Kleid betrifft, so „Hett die Kun-

ginn (Braut und Tochter des Königs Kasimir III. von Polen) auf denselben Hochzeit tag ain kostlich klaid auf polonischen Sitten gemacht, das was ain Rotter weitter Attlasser Rockh mit weytten lanngen Ermelln, derselb Rogckh was gantz aus mit kostlichen Berlin gestickt und Hett auf dem Haupt ein dünn Tuech, und darauf ein kostlich Kron mit edelin gestain, und trueg umb den Halls ein kostlich Halsbandt auch von Edelin gestain, und darzue ein kostlich Hefftl. Item so trueg der preittgam an solchem tag ain kostlich silbreine Schawben (Mantel) an, und auf dem Haubtt einen Huett seiner bemelten Varib, darynn weiss kostlich Raiger Vedern und daran ain kostlich Häfftl was, und umb denselben Huett einen großen kranntz mit vil grosser perlin und edelin gestain, der ob den hundert tawsent guldin durch die Abentewrer (Kaufleute, Juweliere) werdt ze sein geachtet wardt." Bei solchen Gelegenheiten waren aber nicht nur die Herren und Damen, sondern auch ihre Knappen, und die Pferde, warauf sie saßen, auf das Prächtigste herausgeputzt, und mit den kostbarsten Decken behängt. Mit dieser Pracht in Putz und Kleidern stand die Schwelgerei der Tafeln im Verhältnisse. Zu Anfang einer Mahlzeit wurden Schaueßen aufgestellt. „Auf denselben Tisch (heißt es von der Hoch-

zeit des Herzogs Georgs) Haben Hertzog philipps pfallzgraf und Marggraf Friedrich von Brandenburg das Erst Essen tragen, darynn knaben die sungen sassen, die andern Essen Hat des Türgkischen kaysers Brueder tragen, So ist Graf Hawg von Werdenberg vnd andre Herrn vor dem Essen gangen, So Hatt Graue Ulrich von Werdenberg auff den bemelten Tisch fürgeschnitten." Die Damen pflegten bei solchen Feierlichkeiten nicht mit dem Mannsvolke an Einem Tische, sondern immer in einem abgesonderten Zimmer allein zu speissen. „Item, heißt es bei der eben genannten Hochzeit, Inn der kuniginn Stuben Jhrer bemelten Herberg Sind fünnff Tisch gesezt worden. An den Erstenn und obristenn tisch Sass die kunigin Am Wirdigstenn ortt, Marggraf Albrechts Gemahel darnach an der anndern seitten, die alltt fraw von Sachsen wittib am andern ortt, Herzog ludwigs Gemahel an Irer seitten u. s. w." Und dieß geschah, theils weil man es für unanständig hielt, daß Damen so hoch schmausen und trinken sollten, wie Männer (auf die Damentafel wurde daher immer nur die Hälfte von Speisen gesetzt), theils weil nicht selten unanständige Vorfälle sich ereigneten, wenn die Männer berauscht wurden. Das starke Trinken war, wie bei andern nördlich liegender

Völkern, von jeher ein eigener Zug der Deutschen, und wie durch die Rittersitten die Geselligkeit und das öftere Schmausen zunahm, wurde es beinahe in ordentliche Gesetze gebracht. Man schloß von dem Trinken des Mannes auf seine Kraft und Stärke, und that sich auf die Ehre, einen andern niedergetrunken zu haben, eben so viel zu gut, als auf die Ehre, ihn in einem Kampfe überwunden zu haben. Das Seltsamste war, daß diesem Unfug schwerlich ein Ritter entgehen konnte, weil es Sitte geworden war, jedem der Anwesenden zuzutrinken, und den Becher zu leeren, wozu schon sehr viele Uebung gehörte. Ein großer schwerer Becher war daher das gewöhnlichste Geschenk, wenn man Jemanden ehren wollte. Bei zahlreichern Gelagen soff man den Wein wie Wasser, und der Hauswirth war höchst mißvergnügt, wenn nicht wenigstens die meisten von seinen werthen Gästen um den völligen Gebrauch ihrer Sinne kamen, und unter den Tisch sanken. Doch waren nicht alle Länder der Trinkkunst gleich mächtig, und die Bayern, Schwaben, Franken und Oberrheinländer wurden nur neue Trinkländer genannt, indessen die Niederländer, die Sachsen, die Mark den Ruhm behaupteten, uralte Trinkländer zu seyn. Zu Gastereien (und überhaupt zum Bedürfnisse

der täglichen Unterhaltung) gehörten allerlei Narren und Possenreisser, dergleichen sich jeder nur etwas begüterte Edelmann zum Staat hielt, die Fürsten aber ihrer stets eine Menge hielten. Diese Leute trugen die Livree ihrer Herren, und waren derselben sogenannte gebrödete Schalksnarren. Zu Feierlichkeiten und Gastereien schickten die großen Herren sie einander zu; man verschrieb auch solche, die Meister im Possenreissen waren, bei solchen Gelegenheiten, so wie man jetzt große Sänger und Sängerinnen aus Italien zu verschreiben pflegt. Manche waren mit dem Titel eines Narren zufrieden, und zogen dann als Titularnarren überall herum, und bettelten mit ihren Possen. Sie spielten auch wohl Komödien, und sangen Lieder. Da die Sache ein ordentliches Gewerbe und eine Brodsache geworden war, so gab es auch Frauenzimmer, die um den Dienst gebrödeter Närrinnen baten, und dergleichen erhielten. Ihre große Anzahl mußte zuletzt sogar durch Reichsschlüsse beschränkt werden. Sie waren die Seele in den Vorzimmern, und bei den Tafeln der Großen, wo es, wie die Chronisten anmerken, (ungeachtet es nie an Schmarozern und Tischfreunden fehlte) ungemein langweilig und trocken zu werden anfieng, seit die Narren anfiengen aus der Mode zu kommen. Dieß ge-

schah (aber nur im Allgemeinen und in Rücksicht der Livree) erst spät im sechzehnten Jahrhundert, wo dann Zwerge und Zwerginnen, und andere derlei Leute, an der Vorigen Stelle gekommen sind. Ermunterung und Fröhlichkeit war die allgemeine Bestrebung vornehmer und reicher Leute dieser Zeiten. Sie stifteten sogar verschiedene Orden, dergleichen der Geckorden war, um das gesellige, biedere und gastfreie Wesen zu üben und zu befördern, und man muß gestehen, daß sie sich (das Uebermaß im Trinken u. dgl. abgerechnet) ungleich besser als ihre Nachkömmlinge, auf die schöne Kunst verstanden, die Geselligkeit aufzumuntern, ihre Zusammenkünfte in Freuden zu verwandeln, ihre Freuden zu versüßen, den Ernst aufzuheitern, Verdrusse wegzulachen, die Langeweile des Lebens auszufüllen, und die Bürde des Lebens mit weisem Leichtsinn, mit Scherz und Jauchzen zu tragen.

Diese Lebensart der Vornehmen wurde durch alle Stände nachgeahmt, und aus verschiedenen Verordnungen, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in allen deutschen Ländern erlassen, und wozu noch verschiedene sogenannte Reichsabschiede gesetzt wurden, läßt sich schließen, wie weit der Uebermuth im Essen und Trinken und Kleidern gestiegen seyn muß. Unter den Bieren war schon

um das Jahr 1482 das Klosterbier, oder das sogenannte Paterbier, als das beste bekannt; aber auch gemeine Leute begnügten sich nicht damit, und eine um das eben gedachte Jahr erlassene sächsische Verordnung befiehlt, daß sie bei Gastmahlen nicht mehr als zwei und drei Arten von Wein geben sollen. Von ihren ehemaligen Gelagen sind noch manche Spuren vorhanden. So tragen noch heut zu Tage einige Zünfte bei dem feierlichen Aufzuge an ihren Jahrtagen die Kandeln (zinnerne Krüge) in den Händen; so tragen andere einen sogenannten Willkomm (eine große zinnerne Kanne) mit sich, und das Zubringen beim Trinken ist z. B. in Bayern bei dem gemeinen Manne, der sich beinahe bei jedem Trunke der Worte: „Ich bringe dir's" bedient, noch diese Stunde in Uebung. Unter den Spielen war das sogenannte Landknechtsspiel (Landknecht, Landsoldat) sehr in Uebung, und wider das Kartenspiel kamen bereits im vierzehnten Jahrhundert einschränkende, oder gänzlich aufhebende Verordnungen heraus. In Rücksicht auf die Einführung des Kartenspiels, welches eine kriegerische Erfindung zu seyn scheint, haben die Deutschen die kriegerische Idee vor andern Nationen beibehalten, und aus den Bildern den König, Ober und Unter, oder den General, den Ober- und Un-

terofficier (welche ehedem auch Ober= und Untermann genannt wurden) gemacht. Die Farbenblätter sollten ursprünglich vier Stände einer Nation bedeuten. Die Schellen (ehemals der Schmuck der Fürsten) bedeuteten den Adelstand; die Herzen zeigten das untadelhafte Herz des geistlichen Standes an; Grün den Nahrungsstand, und die Eicheln (oder Eichenholz) bedeuteten den ehemaligen Stand der Knechte. Die spanischen Originalspiele, das l' Hombre, Quadrille (Quadrille, eine Bande Ritter bei dem Turnieren, Madatoros die Sieger) wurden, so wie das Schachspiel, das Würfeln, ebenfalls bald, und schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bekannt. Ein allgemein beliebtes Spiel war das Vogelschiessen, wobei sich die geübtern und berühmten Schützen (wie heut zu Tage bei dem Büchsenschiessen) in zahlreichster Menge versammelten. Ueberhaupt war das Leben in Städten ein Sammelplatz von täglichen Freuden und Belustigungen, aber auch besonders in Handelsstädten, ein Sammelplatz von Uebermuth und wilden Ausschweifungen. Die Handelsleute, welche sich bei Gelegenheit der Kreuzzüge manche Jahre in Asien befanden, und häufig an die Lebensart der Asiaten sich gewöhnten, verfielen nicht selten auf den Muthwillen, dieselben bei ihrer Zurückkehr nachzuahmen. Bei den bremischen

Kaufleuten z. B. war es Mode, sich mehrere Weiber zu halten, und im dreizehnten Jahrhundert finden sich schon Spuren von Kupplerinnen, welche aber hart bestraft wurden. Da aber bei der außerordentlichen Volksmenge und bei der großen Anzahl von Fremden, und bei dem Uebermuthe der Adeligen eine plötzliche gewaltsame gänzliche Unterdrückung der herrschenden Zügellosigkeit noch viel schlimmere Folgen und Uebel befürchten ließen, so wurden in sehr vielen deutschen Städten z. B. Nürnberg, Braunschweig rc. Gemeinhäuser geduldet, worin die sich daselbst einfindenden Weibsleute (öffentliche Frauen, Gemeinfrauen, Huren genannt) unter der Aufsicht einer ältern Gemeinfrau beisammen wohnten. Sie waren ehrlos, und mußten, wie z. B. zu Braunschweig, den Scharfrichter besolden. Diese Anstalten wurden in manchen Städten sehr spät, und wie man auf bessere Sitten rechnen zu können glaubte, abgethan. Was auch oben von der Zucht und Ehrbarkeit der Ritter gesagt worden, ist meistens in Hinsicht des ehrbaren Frauenzimmers zu verstehen, deren guten Ruf und Ehre zu verletzen um so mehr ein gräuelvolles Verbrechen geworden ist, je größer das Bestreben ordentlicher adeliger und bürgerlicher Familien gewesen, sich von dem Gesinde der Frauenzimmer, auf deren

Bayerische Staatsbibliothek München

Entehrung eben kein brandmarkender Schimpf gesetzt war, zu unterscheiden, und der erhabenern Klasse von Frauenzimmern, deren man sich nur mit Ehrfurcht nähern dürfte, beizugesellen. Die Frauenzimmer der Adeligen und der vermöglichern Bürger hatten daher gewöhnlich im Hintertheile des Hauses eigene, von der Straße abgesonderte Wohnungen (Dürniz), und sie wollten durchaus bei allen Gelegenheiten dafür angesehen seyn, daß sie unter einem besondern Schutze und der Obhut ihrer Familien stehen. Es war daher eine Art von auffallender Frechheit, ohne Schleier, oder ohne Begleitung zu gehen, oder sich am Fenster sehen zu lassen. Auf diese Weise läßt sich jene schamhafte Züchtigkeit, durch welche junge Leute von verschiedenem Geschlecht in sittsamer Entfernung gehalten wurden, und jener weibliche Anstand, bei welchem ein Händedruck von Seiten des Mannes schon zu frei, und entgegen von Seiten des Frauenzimmers ein Kopfnicken, eine bloße Begrüßung schon eine große Gunstbezeugung war, erklären. So heißt es von einem solchen Mädchen, das auf langes Bitten der vornehmsten Herren vom weltlichen und geistlichen Stande ihrem Geliebten endlich ihr Nadelgehäus überreichte:

„Sie baten si vaste eteswas geben mir
Des si an ir lange het gehan
Also warf si mir ir Nadelbein dort her
in süsser Ger balde ich es nahm
Si namen mirs und gabens ir wider do
Und irbaten si das Si mirs lieblich bot
in sender Not wart ich so fro.“

Von einem andern Mädchen, das von dem von der Vogelweide ein Sträußchen empfieng, heißt es:

„Si nam das ich ir bot
einem Kinde vil gelich das ere hat
ir Wangen wurden rot
Sam die Rose da si bei den Lilien stat
des erschamten sich ir liechten Ougen
do neig si mir vil Schone
das wart mir zu lone.
Wirt mirs icht mer das trage ich tougen.“

Jede Bürgersfrau war höchst eifersüchtig, in dem Punkte weiblicher Zucht und Ehre eben so viel werth, und der nämlichen Ehrfurcht, welche edeln Damen zukam, würdig geachtet zu seyn, und mancher gegentheilige Vorfall wurde nur zu ernsthaft aufgenommen. Der Geheimsekretär des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg fragte zu Berlin (im Jahre 1364) auf dem Wege nach einer Badstube,

eine ihm begegnende bekannte Bürgersfrau im Scherze, ob sie ihm beim Baden Gesellschaft leisten wollte. Die Frau glaubte sich dergestalt beleidigt, daß sie darüber beim Stadtrath eine Klage anbrachte. Der Rath und die Bürger ließen den Sekretär von der Tafel des Herzogs von Sachsen wegholen, und durch den Scharfrichter enthaupten. Man kann aus dieser hohen Meinung des Frauenzimmers von sich, und der Ehrfurcht für dasselbe, die Wahrhaftigkeit dessen erklären, was oben vorgekommen ist. Als ein besonderer Zug der Sitten dieses Zeitalters verdient angemerkt zu werden, daß bei allem Schwulst und Prunk in äußerlichen Dingen die Titulaturen noch sehr einfach waren. Mit dem Titel „Gnaden, gnädiger Herr" nahmen noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die größten Herren vorlieb. Der Titel vir illustris (Durchlaucht), in so weit es einen selbstbeleuchteten, selbstregierenden, von der Angehörigkeit unter eine höhere Macht nicht beschatteten Mann und Herrn anzeigt, war schon in den ältesten Zeiten bekannt. Zum Zeichen persönlicher Ehre, Freiheit und Hoheit kommt in den Titulaturen der Ausdruck Hochgeboren (womit die größten Herren beehrt werden), Wohlgeboren, Edelgeboren ꝛc. häufig, und um so häufiger vor, als es neuerdings Mode geworden, die Nie-

drigkeit seiner Geburt (wenn sie gleich frei ist) für Erniedrigung zu halten, und sich durch einen Titel in Achtung zu setzen. Der neuere Titel Excellenz scheint mehr für Gelehrte, als für Staatswürden erfunden worden zu seyn. In Rücksicht der Frauenzimmer war der Titel Jungfer und Frau noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bei Fürstinnen und Gräfinnen üblich und ehrenvoll.

Die deutschen Städte hatten im fünfzehnten Jahrhundert bereits einen solchen Wohlstand erreicht, daß der berühmte Aeneas Sylvius sie in Rücksicht auf ihre Bauart und äußerliche Schönheit eben so sehr über die Städte der meisten europäischen Länder erhebt, als sie über dieselben durch ihren innern Wohlstand erhoben waren. Die Deutschen blieben seit der Hansee noch immer die größten Handelsleute, und so, wie die Hansee überhaupt, kam (wenigstens anfangs) vielen Städten auch das Stapelrecht (Stapel, Waarenniederlage) vortrefflich zu statten. Vermöge diesem Recht mußten fremde Kaufleute, wenn sie durch eine Stapelstadt ihre Waaren führten, diese abladen, und eine bestimmte Zeit feil haben, und einheimische Arbeiter oder Verleger mußten alles in das gemeine Waarenlager liefern. Städte, welche das Stapelrecht genossen, befanden sich meistens an den Hauptströmen Deutschlands;

am Rhein hatten es Straßburg, Speier, Mainz und Köln; an der Mosel Trier; an der Donau Ingolstadt, Regensburg, Paßau und Wien; an der Oder Breslau, Frankfurt und Stettin; an der Elbe Pirna, Magdeburg und Hamburg; an der Weser Bremen und Minden; an der Saale Halle. Landstädte hatten ein ähnliches Recht, der Straßenzwang genannt, vermöge welchem die Waaren, die aus gewissen Ländern ankamen, durch sie geführt werden mußten. Unter den ansehnlichern Handelsstädten hatte sich Nürnberg besonders hervorgethan. Diese Stadt wetteiferte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit den blühendsten Städten von Europa. Sie zählte damals über 52000 Einwohner, von welchen Aeneas Sylvius sagte, daß die Könige von Schottland sich glücklich schätzen würden, wenn sie so gut leben könnten, als ein mittelmäßiger Bürger dieser Stadt. Wenn dieß gleich übertrieben seyn mag, so war doch viel an der Sache. Ihre Häuser glichen Pallästen, und ihre meisten Hausgeräthe waren von Silber und Gold. Sie handelten anfangs bloß mit Putzwaaren, Kunstsachen, und sogenannten kleinen Waaren nach Böhmen, Mähren, Oesterreich, Bayern, Italien und den Niederlanden, ließen aber um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Weber aus Schwa-

ben kommen, und sie sollen die Ersten gewesen seyn, die ordentliche Fabriken anlegten, und dieselben mit ordentlichen Maschinen versahen. Es gab auch in ihrer Gegend viele Eisenhämmer, Schmelzhütten und andere Werkstätte dieser Art, und wie ihr Handel recht im Flor war, giengen ihre Waaren nach England, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen ꝛc. und bis in die Levante, und es wurde zum Sprichwort: „Nürnberger Hand geht durch alles Land.“ In Deutschland suchten sie ihren Handel dadurch auszubreiten, daß sie theils kaiserliche Zollbefreiungen erhielten, oder darüber mit verschiedenen Fürsten und Städten z. B. mit Eger, Bern, Regensburg, München, Chamb, Heilbronn u. dgl. wechselseitige Verträge errichteten. Bei der Ankunft der zollfreien Kaufleute wurden zum Kennzeichen verschiedene Ceremonien beobachtet. Der Magistrat oder die Marktvorsteher zogen denselben bis unter das Stadtthor entgegen, und nahmen ein Geschenk in Empfang, das der erste ankommende fremde Stadtbürger liefern mußte. Dieß bestand in einem Pfund Pfeffer, einem Paar weißen Handschuhen, und einem weißen Stab. Dann zogen die fremden Kaufleute feierlich ein, und die Marktvorsteher wurden auf Kosten der zollfreien Stadt bewirthet. Ein ähnlicher Wohlstand

und gleiche Verfassungen waren bei andern Reichsstädten, z. B. Augsburg, vorhanden.

Unter die Dinge, mit welchen in eben diesem Zeitalter eine große Veränderung, und manche wichtige Verbesserung vorgegangen ist, gehört, sowohl in Rücksicht neuer Erfindungen, als der daher entstandenen neuen Ordnungen, das Militärwesen. Noch tief im vierzehnten Jahrhundert waren das Schwert, die Lanze und Pfeile die vornehmsten Waffen des einzelnen Streiters, wozu noch zur eigenen Schirmrüstung der Schild, der Helm und das Panzerhemd kamen. Die Lanze, welche oben mit einem Wimpel geziert war, hieß ein Gleve. Wenn ein Ritter zu einer Privatfehde zehn Gleven oder Helme, das ist, zehn andere Ritter, deren ein jeder von zwei Knappen begleitet wurde, aufbringen konnte, so hieß er ein Anführer oder Bannerherr. Nebst der Gleve führte der Ritter noch einen Wurfspieß, einen Dolch, einen Streithammer, und gewöhnlich auf alle Fälle mehrere Schwerter. Das Panzerhemd, unter welchem sich ein mit Flachswerk oder zähen Lumpen durchnähtes Wammes befand, war aus metallenen Schuppen und Ringen verfertiget. Da diese Rüstung, zumal wegen des zu warmen Wammes, sehr beschwerlich war, so wurde das Panzerhemd in der Folge mit einem aus Ei-

senblech verfertigten Harnische vertauscht. Dazu kamen noch der Gürtel, ein Paar, meistens goldene, Sporen, und vor allem der, gewöhnlich verblechte, Handschuh, welcher, als das gewöhnliche Unterpfand des Ritters, ein ehrwürdiges Stück war. Im mittlern Zeitalter, und so lange allein nur freie Leute befugt waren, Waffen zu tragen, focht alles zu Pferd; wie sich aber auch Bürger und Bauern frei machten, kam auch der Kampf zu Fuß allmählig in Uebung; ja in den Kriegen mit den Schweizern, welche mit ihren langen Spießen jeden, ganz in Eisen gehüllten Reiter herzhaft anfielen und niederwarfen, machte man die Beobachtung, was ein wohlgeordnetes Fußvolk vermöge. Wie es aber mit der Ordnung eines Heeres ausgesehen hat, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, wie ein Heer zusammen kam. Wenn nämlich ein allgemeines Aufgebot geschah, so erschien der Edelmann zu Pferd, und zwar aus der Ursache, weil er als Lehenmann des Landesherren zu Kriegsdiensten, wiewohl nur auf gewisse Tage, so wie auf eine gewisse Weite des Weges, verpflichtet war. Die Edelleute gesellten sich zusammen, und fochten in der Schlacht, wie sie zukamen. Der Stadtrichter rief die Bürger, der Pfleger auf dem Lande die Bauern, zusammen.

gab ihnen Spieße, Pfeile und Schwerter in die Hände, und stellte sie in zufällige Reihen, wo sie dann, wenn sie vor den Feind kamen, wenn nicht die eigene Tapferkeit, gewiß die Noth zwang, sich ihrer Haut zu wehren. Man wußte nichts von heutigen Magazinen, und der Mangel an Proviant nöthigte manches Heer, zu rauben, oder unverrichteter Sache auseinander zu gehen. Die Bürger in Städten waren überdieß, ihrer Hausnahrung wegen, an ihre Arbeit gebunden, und nahmen sich, in Rücksicht auf ihre Familien, gewöhnlich wohl in Acht, großen Gefahren sich auszusetzen. Auch konnten sie sich an die Strenge und unerbittliche Härte nicht so standhaft gewöhnen, als Soldaten von Profession nöthig ist. Folgende Anekdote enthält davon einen sehr rührenden, und für diejenigen, die es betrifft, einen sehr rühmlichen Zug. Als der Herzog Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut im Jahre 1462 die Stadt Augsburg belagerte, schickte er täglich einen Trompeter mit zwei silbernen Flaschen vor die Stadtthore, mit dem Ersuchen, daß man sie ihm mit Malvasier und mit andern köstlichen Weinen füllen möchte, und die Bürger von Augsburg nahmen keinen Anstand, sie ihm täglich wohlgefüllt zu schicken. Die Bürger fielen endlich darauf, gewisse Leute eigens in Sold zu neh-

men, welche stets fertig seyn sollten, Kriegsdienste zu machen. Diese Stadtsöldner mußten auch den Fremden von einer Stadt zur andern das Geleit geben, dieselben einholen, Stadtwachen verrichten u. dgl. Nun wurde im vierzehnten Jahrhundert von dem (zwar schon lange vorher bekannten, aber zu andern Bedürfnissen benutzten) Schießpulver, durch Berthold Schwarz, die Entdeckung gemacht, daß es dienen könnte, Kugeln aus metallenen oder steinernen Röhren in die Höhe, oder wider Mauern zu führen, und wiewohl man bereits einige Erfindungen hatte, brennbare Materien (freilich nur in mäßigen Entfernungen) über die Mauern zu werfen (man schoß z. B. aus Armbrüsten, mit Werg und Pech umwickelte Pfeile, Feuerpfeile; man warf aus gewissen Maschinen, Katzen genannt, feuerspeiende Kugeln oder Tummler in die Städte), so fieng man doch, bald allgemein an, dieselben gegen das Schießpulver und die Röhren zu vertauschen. Die eisernen Röhren wurden von den Italienern Canone, von den Franzosen Canon, von den Deutschen aber Donnerbüchsen, Karrenbüchsen, Feuerbüchsen genannt. Unter Kaiser Karl IV. im Jahre 1365 wurden diese Donnerbüchsen schon gebraucht, und die reichen Städte ließen sich bald eine Menge derselben von Metall gießen. Nach und

nach fiel man darauf, solche Büchsen zu machen, welche ein Mann auf der Schulter tragen konnte. Diese Handbüchsen wurden, wie die Kanonen, mit der Lunte angezündet, und erst um das Jahr 1517 wurde zu Nürnberg die alte Art von Feuerschlössern erfunden, die (wie bei den Kugelbüchsen zum Scheibenschießen) durch ein Rad aufgezogen und gespannt wurden, worauf man endlich das Pulver auf der Pfanne mittelst eines Feuersteins anzünden, und sich der Flinten (Flins, Flint im Altdeutschen ein Feuerstein) bedienen lernte. Da der Gebrauch der Donnerbüchsen, so wie der Handröhren, schon mehrere Geschicklichkeit und eine vorausgegangene Uebung erforderte, der angesessene Hausvater aber dazu wenig Lust bezeigte, so verfielen die Landschaften und Fürsten darauf, Kriegssteuern zu geben und anzunehmen, und sich eigene und stets in Uebung bleibende Soldleute oder Soldaten zu halten, wodurch dann der Landheerbann (auch Landfahnen) (die höchste Noth ausgenommen) immer mehr, und endlich fast gänzlich verschwand. Die Fürsten sammelten und warben sich zuletzt selbst ihre Soldaten (auch Landesknechte oder Lanzknechte genannt) und ihre Einspännige (einzeln angeworbene Gespanne, Gesellen, Reiter), und dachten (wie dann der Kaiser Maximilian I. die Eintheilung in Re=

gimenter und Kompagnien einführte) auf Zucht und Ordnung. Uebrigens waren damals eigentlich drei Gattungen der deutschen Soldaten. „Die ersten, sagt der bayerische Aventin, nennt man von ihrem Vaterlande Böhmen. Diese führen Schilde, Musketen und große Schwerter, die man Sareß (Sarissas) nennt. Um Lager, Gräben, Wälle und Verschanzungen aufzuführen, sind sie unermüdet, auch wegen Aushaltung der Belagerungen sind sie ungemein berühmt. Die zweite Gattung ist ein aus allen deutschen Ländern versammeltes Volk, das sich selbst in seiner Muttersprache Landsknechte, das ist, Knechte oder Diener des Landes nennt. Ihr Vorzug besteht im Treffen liefern und Städte einnehmen. Die dritte wird von ihrem Lande Schweizer genennt. Sie sind frei, und erkennen keine Oberherrschaft. Ihre Nachbarn sind die Graubündter, mit welchen sie in beständiger Feindschaft leben, ob sie schon die nämliche Sprache haben, und sich eben der Waffen, nämlich einer Streitaxt, langer Spieße, der Dolche und Musketen bedienen. Sie pflegen keineswegs in den nämlichen Sold zu treten, sondern dienen meistentheils dem Gegentheile. Die Schweizer, die den Adel hassen, haben das Lob der Eingezogenheit, Einmüthigkeit, der Nüchternheit und Kriegszucht. Man redet ih-

nen aber durchgehends nach, daß sie das Geld allem übrigen vorziehen, auf nichts als dasselbe sehen, und alles um dasselbe feil haben." Von der Mode, Schweizer zu Leibwachen in Sold zu nehmen, sind noch an einigen Höfen, z. B. dem bayerischen Hofe, so wie auch von den ehemaligen Artschieren (Arciere, Bogenschütze, woraus ehemals die fürstlichen Leibwachen ebenfalls bestanden) jetzt Hatschieren, die Namen vorhanden. Aber alle Unbequemlichkeiten, welche mit dem Kriegswesen im Anfange neuer Erfindungen verbunden waren, wurden nach und nach an der Hand der Erfahrung und des Nachdenkens gehoben, und entgegen neue, herrliche Verbesserungen hinzugethan. Man vertauschte die Piken und Musketen mit Flinten, welche mit Bajonetten versehen sind, verminderte die Zahl der Glieder, worin die Leute ehemals vier bis sechs und noch mehrere Mann hoch standen, und gab, indem man sie mehr ausdehnte, dem Feuer eine größere Wirkung. Die Kunst der Bewegungen und der Handgriffe, die Mannszucht, die Wissenschaft, Plätze sowohl anzugreifen, als zu vertheidigen, die Minierkunst, und mehrere andere kriegerische Dinge, haben nach und nach, und zumal seit dem J. 1740, einen bewunderungswürdigen Grad von Vervollkommnung erreicht.

Vor allem aber haben im fünfzehnten Jahrhundert die Künste und Wissenschaften herrliche Fortschritte gemacht. Die deutschen Baumeister, Maler, Bildhauer, Steinschneider, Kupferstecher, Mechaniker, Feldmesser, Wasserbaumeister, u. dgl. wurden von allem Auslande gepriesen und gesucht. Vorzüglich am bayerischen Hofe gab es in diesem und dem folgenden Jahrhundert vortreffliche Maler und Tonkünstler. Auch die Handwerker vereinigten mit ihrem deutschen Fleiße einen Geschmack, bei welchem sie mehr wie Künstler und Gelehrte, als gedankenlose Mechaniker zu Werke giengen. Den Wissenschaften hat schon Kaiser Karl IV. durch seinen persönlichen Antheil und Eifer die glücklichste Bewegung gegeben. Dieser Kaiser stand nicht nur mit den gelehrtesten Männern seines Zeitalters, z. B. dem Petrarch, Boccaccio, u. a. in einem vertrauten Briefwechsel, sondern war selbst ein Gelehrter, der nebst der deutschen und böhmischen, auch die lateinische, französische und italienische Sprache nicht nur fertig gesprochen, sondern auch darin manchen guten Aufsatz verfertigt, und das Schönste der Literatur mit Geschmack gelesen hat. Kaiser Maximilian I. umfaßte alle Theile der Gelehrsamkeit mit leidenschaftlicher Liebe, und verwendete Schätze auf ihre Beförderung. Da er unter andern

nützlichen Kenntnissen vorzüglich die Wichtigkeit einer guten vaterländischen Geschichte wohl kannte, so ließ er seinen Historiographen, Jakob Manlius von Freiburg, nebst seinem Hofkaplan, Ladislaus Sunthem von Ravensburg, mit großen Kosten nicht allein in Deutschland und den Niederlanden, sondern auch in Italien und Frankreich umher reisen, und in den Stiftern und Klöstern alle Chroniken, Stift- und Saalbücher (Erbregister, Erbbücher, Flurbücher) alle Grab- und sonstige Aufschriften aufsuchen und zusammen tragen. Er behandelte die Künstler und Gelehrten wie seine würdigsten Freunde, und als die einzigen Zierden und Stützen eines großen Monarchen. Er unterhielt sich mit ihnen in seinen freien Stunden, zog sie in den größten Staatsangelegenheiten zu Rath, und bediente sich ihrer zu Gesandschaften und Unterhandlungen. Dieß ärgerte manchen der Adeligen, als die sich (nachdem im Ritterdienste keine Ehre, noch einiger Vortheil weiter zu erlangen war) häufig um Hofdienste bewarben (ohne sich jedoch um jene Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche zu Geschäften erfordert würden, bewerben zu wollen) und der gute Kaiser war gar oft genöthigt, sich darüber zu erklären. Einmal sagte er: „Man muß diejenigen überall vorziehen, welchen Gott, die Natur, und ihr Fleiß Vor-

züge gegeben hat;" und ein anderesmal, da man ihm zu verstehen gab, daß Adelige eher, als Schreiber (so hießen damals Gelehrte) und Pfaffen als Gesandte verschickt werden sollten, gab er zur Antwort: „Die kann ich brauchen. Faule, eitle und ungeschickte Leute kann ich nicht brauchen." Unter andern hatte sich ein Jägermeister, der allemal vor Aerger roth wurde, wenn er einen Gelehrten sah, ein eigenes Geschäft daraus gemacht, die Gelehrten, die er bei dem Kaiser antraf, zu necken, und indem er Nachrichten von ihrem Privatleben aufsuchte und erzählte, sie zu Gegenständen des Gelächters zu machen. Diese ertrugen den rohen Uebermuth dieses unerzogenen und unwissenden Ahnenmannes mit Stillschweigen; der Kaiser aber lächelte über die rohen und unzeitigen Scherze, und schien das Kränkende derselben nicht zu bemerken. Eines Tages aber, da eine große Menge vornehmer Herren und Damen versammelt, und der Jägermeister nach seiner Gewohnheit wieder ganz damit beschäftiget war, sich über einen anwesenden Gelehrten, der eben eine Urkunde zum Ausarbeiten übernommen hatte, lustig zu machen, kehrte sich Maximilian plötzlich zu dem Jägermeister, und indem er dem Gelehrten die Urkunde abnahm, und sie jenem vorhielt, fragte er ihn: „Saget mir doch, wackrer Rit-

ter Jägermeister, was hier geschrieben steht?“ Der gute Mann wollte sich entschuldigen; aber da half nichts; er sollte lesen. Er gestand demnach mit der größten Verwirrung, daß er nicht lesen könne. „Dacht' ich's doch immer, so oft ich euch spotten hörte, sagte der Kaiser, daß ihr über eine Sache spottetet, wovon ihr nichts verstehet. Es ist auch freilich leichter, setzte er hinzu, zehn Jägermeister, als Einen Gelehrten zu finden,“ und ließ den Mann stehen.

Gährungen im Denken, und dessen gewaltsame Ausbrüche. Inquisition, und neue Rohheit, und neuer Stillstand des Fortschrittes im Reiche der Kenntnisse. Verharrung auf Meinungen und Mißbräuchen des Alterthums. Bessere Morgenröthe.

Der Hang nach Wissenschaften war nun aber einmal glücklich, nicht bloß eine schöne

Mode, sondern ein wahrhaftes Bedürfniß der achtungswürdigsten Männer geworden. Die, in eben dem fünfzehnten Jahrhundert erfundene Buchdruckerkunst beförderte den schleunigsten Umlauf wechselseitiger Gedanken und Entdeckungen, und von allen Seiten zeigte sich die schönste Morgenröthe, und die gerechteste Hoffnung, daß eine allgemeine Verbesserung der Begriffe, Empfindungen und Sitten erfolgen werde. Sie erfolgte aber nicht; vielmehr Unordnung und Aufruhr, und schreckliche Mordschlachten waren die Folge — der Wissenschaften und der Aufklärung? Nein, nicht der Wissenschaften, sondern der Trägheit und des Unverstandes, womit man dieselbe theils vernachlässigt, theils ganz unrichtig behandelt, und beides größtentheils aus Mangel geläuterter Einsichten und Erfahrungen nicht verbessert hat. Als im fünfzehnten Jahrhundert einzelne Gelehrten und Fürsten anfiengen, einen bessern Geschmack an der Gelehrsamkeit zu bekommen, dieselbe mit kritischem Geiste zu behandeln, und für den wahren Gebrauch des Lebens anwendbar zu machen, lag der gemeine Haufe der Gelehrten in einer schrecklichen Barbarei, und das gemeine Volk in einer unbeschreiblichen Unwissenheit darnieder. Mit dieser höchst traurigen Lage des Verstandes stand die Verdorbenheit der Sitten im gleichen

Verhältnisse. Der Name Mönch, so wie der Name Pfaff, einst ehrwürdige Namen, waren damals zu einer ungeheuern Verachtung herabgesunken, und beide waren nicht ohne Schuld. Die Mißbräuche in geistlichen Dingen waren zahlreich, und mit Ungestüm gerügt. Hätte man diese allmählig mit Eifer und Bescheidenheit abgestellt; hätte man der Vorstellungsart des Volkes durch gute Stadt- und Landschulen nachgeholfen, und die nothwendige Verbesserung und Herstellung christlicher Sitten durch eine wohlangelegte eifrige Nationalerziehung zu bezwecken gesucht, so wäre das große geheiligte Geschäft den natürlichsten Weg gesunder Entwicklung gegangen; allein theils verlor sich gleichsam die Zahl besserer Gelehrten und verständiger Männer gegen den Schwarm rüstiger Pedanten, theils dienten sogar die Ermahnungen jener erstern zu wenig mehr, als das Uebel immer anschaulicher, manchen Unfug unerträglicher zu machen. Was die Fürsten im Reiche der Wissenschaften vorzüglich liebten, war hauptsächlich eine Art von Naturlehre, aber nicht jene reine nützliche Gelehrsamkeit, welche den Kräften der Natur nachforscht, und die Anwendung derselben auf alle Zweige menschlicher Bedürfnisse sucht, sondern es war meistens eine Geheimnißsucherei, und ein unordentlicher Durst

nach magischen Künsten. Als sich Kaiser Friedrich III. in den letzten Jahren seines Lebens nach Linz begab, um daselbst einer gelehrten Ruhe zu pflegen, „hat er angefangen (sagen die alten Nachrichten von ihm) sein Gemeinschaft mit erfahrnen Männern in die heimblichen verborgenen Majestät der Natur zu haben, also mit Sternsehern, Alchamisten, und andern dergleichen, durch welche er so gelehrt ist worden, daß er nit allein die Planethen und ihren Lauf, den Polum, sondern die besten Stern viel mit sambt ihren Bewegungen und einflüessen weislich und fürsichtiglich erkennt hat, und viel hohe Ding geurteilet und angesagt. — In anderweg ist er viel mit schmeltzen, golt scheiden, ausbrennung der Wasser und verwechslung der Metall durch das Feuer umb gangen, und in der Alchimie also erfahren und geübt gewesen, daß er aus Kisslingsteinen mit zugebung der Farben viel stein allss ob Sie Diamanten, Rubin, Smaragden oder Saphirn gewesen, gemacht hat, Demnach aus Kochsielber mit etlichen zuesetzen guet goldt können machen, aus etlichen gefeilten stückhen Wasser gemacht die zue viel Krankheiten guet und heilsamb gewesen seindt.“ Was hier von K. Friedrich III. vorkam, gilt von vielen seiner Nachfolger, so wie von andern gleichzeitigen Fürsten, deren Höfe von einer

ab- und zunehmenden Flut von Charlatans und Aventuriers gleichsam bestürmt wurden. An öffentliche Unterrichtsanstalten war gar nicht zu denken. Diejenigen, die es nur einen ernsten Wink gekostet hätte, sie aufzurichten, hatten keinen Sinn dafür, und waren überhaupt mit Blindheit geschlagen. Und so traf das Axiom ein: Was Priester sündigen, müssen die Laien büßen, das will sagen, wo Dummheit und Unsinn auf den Kanzeln und in den Schulen herrschen, da werden in der Regierung, in der Polizei, und überhaupt im sittlichen und bürgerlichen Wesen bald grobe Gebrechen herrschend werden. Wer Augen hat, und Sachen und Menschen kennt, kann aus der Masse vorhandener Kenntnisse, Meinungen und Geschicklichkeiten immer ganz zuverlässig voraussehen, was in einem Paar Menschenaltern seyn wird. Als Huß bei seiner Hinrichtung voraus sagte, was hundert Jahre nach ihm in Deutschland geschehen würde, brauchte er kein Prophet zu seyn, um dieses sagen zu können. Wenn auch Luther nie gekommen wäre, so würde dennoch (wo immer, und was immer für eine) gräßliche Unordnung (die Folge des allgemein vernachlässigten Volksunterrichtes) gekommen seyn. Als das Uebel erschien, bediente man sich einer Heilungsart, von welcher, wenn man auch keinen eigenen

Verstand besitzt, längst die Erfahrung gelehrt hat, daß sie das Uebel nicht ausrotte. Statt nämlich der Entzündung eines Gliedes durch zweckmäßige Mittel zuvor zu kommen, oder dasselbe zu heilen, schnitt man das Glied ab. Dieser Art zu verfahren, hatte sich schon ehemals Karl der Große bedient; und im dreizehnten Jahrhundert bei Gelegenheit, wo einige Irrgläubige, als die Waldenser u. a. erschienen, wurde neuerdings eine gerichtliche Anstalt befestigt. Diese Anstalt wurde von ihrer Beschäftigung, allen denjenigen, welche irrige Glaubenssätze äusserten, nachzuspüren, die Inquisition genannt, und im Jahre 1233 dem Dominicanerorden übertragen. Vor diesem Gerichte war kein Stand, kein Geschlecht und Alter sicher, und der Vater konnte von dem Sohne demselben überliefert werden. Wer eines für irrig erklärten Satzes überführt, aber durch das Inquisitionsgericht davon abgebracht wurde, wurde lange und oft lebenslänglich eingesperrt; und wer darauf beharrte, wurde lebendig verbrannt. Priester sprachen das Urtheil, und die Laien vollzogen es mit demüthiger und unterwürfiger Pünktlichkeit. Die alten Deutschen zogen Thätlichkeiten, so lange sie mit dem Wohle der Gemeinde in keinem Widerspruche standen, vor kein Gericht; aber nach tausend und mehr Jahren sollten irrige

Lehrsätze, auch wenn sie die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Verfassung nicht störten, (in welchem Falle sie wirkliche Staatsverbrechen werden können) des Feuers würdige Missethaten, und mithin Angelegenheiten des Gewissens sollten Gegenstände menschlicher Gerichte seyn. In Deutschland erhielt diese Anstalt, welche allen zu andern Wissenschaften erforderlichen kühnern Forschungsgeist, und alles nützliche und rühmliche Nachdenken niederschlägt, und zur (alle Menschlichkeit erniedrigenden) Heuchelei häufigen Anlaß giebt, nie einen dauerhaften Fuß. Da es aber sowohl an Verstand als Entschlossenheit fehlte, die Mittel vorzukehren, welche der heranziehenden Versunkenheit und Ruchlosigkeit hätten steuern können, so brach endlich das Uebel los, rasch und gewaltsam. Da bei der Art, wie bei der in Aufruhr gesetzten Gährung das Volk sich benahm, das Ansehen und die Gewalt der Obrigkeiten manchen Abbruch litt, so kam man in den Ländern, wo noch Ruhe war, jeder widrigen Bewegung vor, und gebot neuerdings Stillstand alles Forschens und Nachdenkens; und wie die entsetzliche Scene vorüber war, kam man, statt daß man dem Mangel an Wissenschaften und Erhebung der Sitten alles Unheil hätte Schuld geben sollen, von allen Theilen überein, daß es um die Begünstigung des Forschens und

Nachdenkens eine gefährliche und unzulässige Sache sey. Dem zu Folge wurde nicht nur mancher vorhandene und bereits verschrieene Mißbrauch wieder in Schutz, sondern auch mancher verbannte wieder zurückgenommen. Wahre Literatur und aufklärende Gelehrsamkeit, wurden gefürchtet und gehaßt. Die vortrefflichsten Schriften der Alten, über deren Werth man gegenwärtig allgemein vereinigt, und deren größter Theil in den Schulen eingeführt ist, wurden verbannt. In einem, den Lehrern der jungen bayerischen Prinzen, Max I. und Philipp, im Jahre 1584 ertheilten Verhaltungsbefehl heißt es, sie sollten sich künftig nur solcher Bücher, welche von Katholiken geschrieben worden wären, und nicht der klassischen Auctoren bedienen: „wöllen den (katholischen Scribenten) die Ehre gonnen, daß sye doch bey unß das veldt behalten, und die heydnischen Schwäzer und Fabelhannsen ainsten von ainer Fürstenschuel, in deren sonderlich auch ein Bischof erzogen werden solle, außgetrieben," u. s. w. Die Wissenschaften zogen sich neuerdings aus der Gesellschaft der Menschen zurück, und überließen Volkslehrer, Obrigkeiten und Unterthanen ihrer eigenen Unbehilflichkeit. Die gröbste Leichtgläubigkeit und die unsinnigsten Aberglauben aller Art nahmen neuerdings überhand, und in katholischen

Ländern stellten sich mit den vermehrten Mendicanten (sie wurden in manchen Ländern, z. B. in Bayern, erst seit dem dreißigjährigen Kriege, zur Aushilfe der damals verminderten Pfarrer, oder zerstörten Pfarreien, in unbedingten Schaaren eingeführt) auch wieder manche Begriffe und Gebräuche uralter Andachten ein. Bei gewissen Feierlichkeiten erschienen wieder Kreuzzüger und öffentliche Geißler, und sie waren noch vor einigen Jahren vorhanden. Der größte Theil der Aberglauben, welchen die alten heidnischen Deutschen, als gänzliche Laien (Laie zeigte im Mittelalter einen ungelehrten, Pfaff einen gelehrten Mann an) in der Naturlehre anhiengen, und welchen in einer ähnlichen Fortdauer von Unwissenheit die Deutschen seit mehr als siebenzehn Jahrhunderten anzuhangen fortfuhren, erhielten gleichsam eine neue Festigkeit, und der Glaube an ihr Daseyn eine gesetzmäßige Bestätigung. In einer den bayerischen Beamten im Jahre 1600 ertheilten, das Zauber- und Hexenwesen betreffenden Instruction kommt unter den vielen Dingen, welche als Zauber- und Hexenwerk geahndet werden sollen, vor: „Wann jemand von weiten Orten Sachen wahrsagt, z. B. Rathschläge und Handlungen der Menschen, so viele Meilen Wegs davon entfernet, und aus natürlichem Verstand nicht zu wissen seynd.

Item daß sie die entfremte Sachen übernatürlicher Weise wieder zur Stelle bringen, oder durch solche Mittel die Entfremdten anzeigen wollen ꝛc. Sie machen auch wunderliche, falsche, teuflische Erscheinungen, und seltsame Gespenst, nehmen die Gestalt allerhand Thieren an sich, richten allerlei Verwandlungen an, welche sonst von Natur unmöglich zu bewirken, als Regen, Ungewitter, Donner, Hagel u. dgl." Einen Pakt mit dem Teufel einzugehen, hielt man damals für eine gleichsam alltäglich leicht thunliche Sache, und man glaubte, man brauche nur eine Zeit lang nichts mehr zu beten, in keine Kirche zu gehen, das Scapulier von sich zu legen u. s. w., und dann in einen einsamen Ort mit hängendem Kopfe und mißmuthigem Gesichte sich zu begeben, so werde dann der Teufel in Gestalt eines Jägers (nur daß die Füße, wenn er keine Stiefel trug, Bocksfüße blieben) bald kommen, von dem Menschen eine Unterschrift, daß er ihm einige Jahre dienen wolle, abfordern, und sodann demselben sogleich Geld, wie Heu, bringen, auch sonst allerhand Künste ihn lehren. Ungeachtet die Leute, welche so was bekräftigen, oder wohl gar erfahren zu haben betheuerten, arme Schlucker und elende Lumpen waren, so wurde doch wider die Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen so wenig Verdacht

genommen, so wenig die Criminalrichter darüber aufmerksam wurden, daß alle Hexen und Hexenmeister von ihren Begebenheiten, Zusammenkünften und Umgang mit dem Teufel durchaus gleiche und ebendieselben Aussagen vorbrachten, und (Salbenschmierereien u. dgl., wodurch wirklicher Schaden und häufige Todtschlägerei an Menschen und Vieh verübt wurde, ausgenommen) sich wegen Dingen anklagten, oder Anklagen eingestanden, welche die auffallendsten Beweise und Kennzeichen eines, in diesem Punkte leidenden und verrückten Verstandes, sohin den aufgelegtesten Beruf zum Spital und Narrenhause anzeigten; aber die Criminaljustiz, so wie die Polizei überhaupt, hatte seit dem sechzehnten Jahrhundert einen Geist angenommen, der in der Geschichte der Menschheit zum traurigsten Beweise dient, welches tiefen Verderbens die menschliche Natur fähig ist, wenn einmal eine allgemeine Gedankenlosigkeit die Führerinn derselben geworden ist. Es fehlte zwar nicht an ernsthaft denkenden Männern, und während der immerwährenden Kriege, wo unaufhörlich um das Mein und Dein gestritten ward, ist die Staatsrechtslehre, und die Rechtslehre überhaupt, das wichtigste Studium auf Universitäten geworden; allein es fehlte den eifrig und ernsthaft zu Werke gehenden Männern am Grundge-

schmacke der Wissenschaften, an jener Literatur, ohne welche jede Wissenschaft ohne Philosophie, und ein Körper ohne Kopf verbleibt. Manches schöne deutsche Land lieferte das buntscheckigste Bild des Mitleids, Abscheues und Schreckens. Die Städte wimmelten von Gassenbettlern, und die Landstraßen von Vaganten, verabschiedeten Soldaten, und Landstreichern. Felder und Fluren waren von Wallfahrtern erfüllt, und alle fünf bis sechs Stunden war eine Wallfahrtskirche, um welche herum ganze Schaaren von Krummen, Blinden, Presthaften und Besessenen gelagert waren, welche dem Ankommenden entgegen schrieen, heulten und brüllten. Auf allen Stegen und Wegen sah man Tafeln, worauf die Geschichten von Ausgeraubten und Ermordeten vorgestellt waren, und auf jedem Scheidewege stand eine größere Polizeitafel mit der Glutpfanne, dem Schwerte, dem Galgen und Rade. Die Heerstraßen und Wälder, in deren Tiefen von Zeit zu Zeit berüchtigte Banden von Räubern saßen, waren mit ausgesteckten menschlichen Rumpfen angefüllt, und wo der Wanderer, wenn die Aussicht ins Freie sich öffnete, sein Auge hinkehrte, kam demselben ein Galgen voll gehenkter und geräderter Menschen entgegen. Da waren überall unzählige Criminalrichter, Scharfrichter und Schergen, und die schruß-

lichsten Kerker, wo in engen, feuchten, unterirdischen Schlünden Ketten rasselten. Und der letzte Wunsch der Polizei war ein Universalzuchthaus, wo (wie fast bei allen, die entstanden, die Erfahrung lehrte) verschlimmerte Menschen noch schlimmer und verhärteter wurden. Bei allen den unbeschreiblich vielen Andachten, bei den zahlreichsten Mönchsklöstern, welche sämmtlich die Seelenbildung über sich nahmen, nahm dennoch eine allgemeine Rohheit und Gesindelei der Sitten, eine allgemeine Unempfindlichkeit, Trägheit und Unlust zur Arbeit und Ordnung, eine gewisse stumpfe und verhärtete Niedrigkeit überhand, bei der nichts Edles, nichts Ausharrendes im Edeln gedeihen kann. Erzählungen von grausamen nächtlichen Einfällen, Raubthaten und Mordgeschichten, Geschichten des gräßlichsten Aberglaubens waren die ersten Unterweisungen, womit die Einbildungskraft der Kinder auf dem Lande ergötzt, zubereitet und verwildert wurde, und die tagtäglichen Hinrichtungen waren das gewöhnliche Volksfest. Diese Hinrichtungen entvölkerten manche Gegend und beinahe manche Provinzen, und die ewigen peinlichen Processe, Einkerkerungen, Lieferungen, Peinigungen und Hinrichtungen kosteten dem Lande jährliche ungeheuere Summen. Die Gewohnheit der Alten, Jemanden unschädlich zu machen, war

noch eine Kleinigkeit gegen die Anstalten neuerer Zeiten. Man strengte seinen Kopf zur Erfindung peinlicher Werkzeuge, zur Verlängerung gräßlicher Martern an, bediente sich, so zu sagen, der schönen Künste zu Schädelstädten und Marterkammern, und brachte das Unwesen (einst durch kriegerische Richter des Mittelalters erfunden) in ein System, und mitten unter sogenannten policirten Völkern geschah, was einst weder bei den Deutschen, die in Wäldern wohnten, noch jemals bei den ebenfalls sogenannten Wilden geschehen ist. Tausend Köpfe und Hände waren in unaufhörlicher Bewegung, und strengten sich an, Menschen zu tödten und aus dem Weg zu räumen, und Niemand dachte daran, daß der verschlimmerte Mensch nicht schlimm geboren, sondern schlimm erzogen, und daß nicht die Hälfte von Aufwand, welche der Staat jährlich hinopferte, ganz vernachlässigte Menschen zu züchtigen, erfordert werde, Menschen zu erhalten, und die unwürdigen Züchtigungen unnöthig zu machen. Was Schädelstätte und Zuchthäuser nie vermögen werden, werden in kurzer Zeit gute Dorfschulen zu Stande bringen. —

Aber nicht bloß in sittlichen, sondern beinahe in allen öffentlichen Anstalten, wozu Verstand und Nachdenken gehörte, wurde das

Volk vergessen, und jedem, der sein Spiel mit ihm treiben wollte, preisgegeben. Wie es Leute gab, die ein öffentliches Gewerbe damit trieben, dem gemeinen Manne die häßlichsten Geschichten und Legenden nebst unzähligen Vorurtheilen und Irrthümern um baares Geld zu verkaufen, so gab es andere, die auf öffentlichen Märkten ihre Bühnen errichteten, und unter obrigkeitlichem Schutze und Ansehen dem gemeinen Manne die verdächtigsten und elendesten Arzneien verkauften. Sie waren unter dem Namen der Aerzte, Waldmänner, (Waldhansen) und Wurzengraber bekannt, und die Art und Weise, mit der sie auf den Menschenfang ausgiengen, und es darauf anlegten, bei den Vorübergehenden erst Neugierde und Lust zum Stillstehen, dann Aufmerksamkeit, dann Zutrauen zu gewinnen, war durch lange Beobachtung, Erfahrung und Uebung gewöhnlich eben so kunstreich angelegt, als das Gepränge, worin sie erschienen, einladend und komisch war. Allemal machte er mit einem Possenspiele den Anfang, trieb die Sache bis zu einem gewissen Knoten, wo eine seltsame Entwicklung oder ein Kunststück vorgehen sollte, und wenn dann die Erwartung seiner Zuhörer allgemein war, verhängte er eine (wie er versicherte) nur augenblickliche Pause in die Scene, schmähte dann über die vielen Betrü-

gereien der Aerzte, bedauerte den Landmann, und gab ihm durch geschickte Wendungen zu verstehen, daß er ein ganz anderer Mann wäre, als der er auch eben darum mit kaiserlichen und königlichen Privilegien und Approbationen von medicinischen Facultäten (welche er alle mit ihren Wappen und Bändern producirte) versehen worden sey. Dann beschrieb er, die eisernen Steigeisen vorzeigend, die Mühseligkeiten und Gefahren, denen er sich habe unterziehen müssen, um in den höchsten Felsspitzen eine Wurzel (die er gewöhnlich Radix nannte) herabzuholen, die er dann nicht ohne einiges Wunder, und durch eine außerordentliche Hilfe des Himmels herabgebracht hätte, als welcher ohne Zweifel ihn zum geringen Werkzeuge habe gebrauchen wollen, die Werke seiner Allmacht kund zu machen, und dem armen lieben Nebenmenschen auf dem Lande, dem verachteten Bauern und armen Ehehalten die besagte Wurzel mitzutheilen, zumal kein Schmerz, kein Reissen, kein Weh im Haupt, Augen, Ohren und Zähnen wäre, das sie nicht augenblicklich linderte, stillte, heilte; keine Sucht, die sie nicht von Grund aus kurirte, dessen Zeugen die mancherlei Würmer (er hatte verschiedene gemalte) wären, welche er von verschiedenen Personen, die schon beinahe Kinder des Todes waren, abgetrieben hätte. Das Schön=

ſte und Rareſte aber iſt, ſetzte er hinzu, daß die Wurzel nichts koſte, auf der lieben Welt nichts, als ein Paar Groſchen u. ſ. w., die ihm dann faſt allemal von den betäubten Zuhörern willigſt dargereicht wurden. Genug von dieſer Farce, welche bei allen volkreichen Zuſammenkünften ſpielen zu laſſen, ungeachtet ihr Inhalt und Endzweck bekannt war, kein Wächter öffentlicher Anſtalten das geringſte Bedenken trug.

Wenn man bedenkt, daß man, wenigſtens ſeit zwölfhundert Jahren, die großen Worte: „Streben nach Vollkommenheit, öffentliche Glückſeligkeit u. dgl.“ im Munde führt, und dabei Lobpreiſungen hört, bei denen man meinen ſollte, die Fülle himmliſcher Geſundheit und Wonne hätte ſich auf die Erde niedergelaſſen, ſo demüthigt die Geſchichte ziemlich unſern Stolz, wenn ſie bemerkt, daß wir in manchem wichtigen Stücke noch gar nicht von der Stelle, in manchem aber wieder zurück in den uralteſten Unfug geſunken ſind. Unter ſolche Dinge gehören die ſogenannten Hazard- oder Glücksſpiele, Vergnügungen, die zwar bei allen Nationen, die noch im Zuſtande der Barbarei ſich befinden, zu Hauſe, bei allen kultivirten Nationen aber, von weiſen Staatsmännern als unzuläſſig verworfen, indeſſen noch bis dieſe Stunde nicht gänzlich ausgerottet, ja

in einigen Ländern erst seit zwanzig Jahren in neuen Erfindungen eingeführt worden sind. Zu diesen letztern gehören die Lotterien, die, wie erst jüngsthin einer der größten deutschen Staatslehrer zeigte, in keinem Betracht zu rechtfertigen, und in Beziehung auf die gemeine Landeswohlfahrt offenbar überwiegend gemeinschädlich sind. Die Glückshäfen, Würfelspiele, die Pharaospiele sind von gleicher Beschaffenheit, und in Absicht auf die Sittlichkeit durchaus verwerflich, da sie, statt einige Geschicklichkeit oder wenigstens Erholung (wie das Schach-, Kegel-, Billard-, und selbst das Kartenspiel) zu verschaffen, eine durchaus niedrige und gefährliche, und am Ende fast allemal zu Grunde richtende unedle Leidenschaft nährt und ermuntert, — den blinden Gewinn.

Mancher andere uralte Gebrauch, (z. B. das Johannisfeuer) ist noch bis diese Stunde in Volksfesten, und mancher andere im Kirchenwesen vorhanden. Die Alten feierten die großen Feste unserer geheiligten Religion mit einer gar herzlichen Festlichkeit, und führten zu deren Andenken öffentliche Umgänge, oder sonst erquickende Gebräuche ein, bei welchen jedes Angesicht eines Christen sich aufheitern, jedes Herz sich in Freude oder Wehmuth oder Andacht ergießen, und mit Rührung sich an die Sache, deren Andenken gefeiert ward, er-

innern soll. Gar Vieles thaten sie für ihre lieben Kinderlein mit einer wahrhaft deutschen und höchst rühmlichen Zärtlichkeit, und in der gutmüthigsten Absicht, Kindern schon in ihrem zartesten Alter das erfreulich, festlich und wichtig zu machen, was ihnen einst das Wichtigste seyn soll, — die Religion. So waren (und sind noch in wohlerhaltenen Gegenden) die Christfeste, und andere (um diese und andere geheiligte Zeiten) übliche Feste und Gebräuche voll eigenthümlicher Einfalt und Lieblichkeit. „Es ist eine der süßesten Erinnerungen meines Lebens, sagt ein deutscher, sehr ernsthafter und vollwichtiger Mann, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Eltern, dem ganzen Hause feierte. An diesem Tage ließen meine Aeltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte sich freuen; denn es herrschte im Hause die Eine Empfindung: Das Heil ist unser aller! — Gern gehe ich auf den Christmarkt (anderswo auch Nikolausmarkt, mit welchem letztern freilich auch zufällige Mißbräuche einschlichen) und besuche die beleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen u. s. w.“ Es ist ein schlimmes Zei-

chen, Dinge solcher Art (wie jetzt häufig geschieht) verbannen zu wollen.

Mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts begann auch der Anfang einer bessern Kultur in den Wissenschaften, den Sitten und allen Zweigen des Nachdenkens. Die Sprache wurde gereinigter, edler, und feiner, und manche Quelle, woraus große Gedanken, edle Gesinnungen, und gesellige und wohlwollende Regungen fließen, wurden in Strömen geöffnet. Die gesündere Critik erwachte; der Werth wissenschaftlicher Kenntnisse wurde abgewogen, und die abstracte Gelehrsamkeit wurde seltener. Die feinere Welt suchte den Umgang der Musen; und wenn diese gleich keine Wunder wirken, wenn gleich z. B. das Theater die gehoffte moralische Wirkung nicht hervorbringt, und wahrscheinlich auch niemals hervorbringen wird, so dient das Fach der schönen Künste und Wissenschaften dennoch überhaupt dazu, die wilden und üppigen Sitten der Mächtigen und Reichen zu zähmen zu erweichen, und die grobe gewaltthätige Ruchlosigkeit zu verbannen. Eben die feinere Welt spricht jetzt allmählig über Philosophie, Naturlehre und Naturgeschichte. Die Geschichte mit dem Studium der Statistik, der Politik, der Staatsrechtswissenschaft findet immer mehr Eingang. Man spricht vom Ackerbau, den Finanzen, den

Manufakturen und der Handlung, und schlägt vor, entwirft, verbessert und verschönert, wenigstens mit vielem guten Willen, mit Ehrgeiz, wenn auch nicht immer mit Sachkenntniß, Beurtheilungskraft und Verstand. Eine vernünftige Duldung solcher Meinungen, welche denjenigen, der sie meint, allein angehen, nimmt überhand; aber leider, auch eine mißverstandene Duldung bösartiger Sitten, die das Wohl des Staates angehen. Ob das Uebrige eine Wirkung wahrer Ueberzeugung oder eine bloße Nachäffung, Unterhaltung, Mode und Verstellung war, wird, zeitig genug, die ernste Erfahrung uns lehren.

Aus den

Leben

der

deutschen Könige, und römischen Kaiser. 1792.

Indem ich das Wichtigste und Denkwürdigste aus den Leben der fünfundvierzig Männer, welche seit dem Jahre 911 den deutschen Scepter hielten, beschreibe, fühle ich lebhaft, daß ich ein Werk voll tiefen Ernstes und schauerlicher Größe beginne. Ich wandle mit Ehrfurcht und Rührung unter den Denkmälern des Alterthums, um das Lehrreichste aus den Handlungen jener Menschen zu sammeln, denen die Vorsicht die erste und schwerste Rolle unter den Menschen zugetheilt hat. Wo die Betrachtung sich hinwendet, begegnen ihr von allen Seiten bedeutende und sinnvolle Gegenstände, laut redende, und durch die Erfahrung bestätigte Beispiele, Warnungen und Lehren, was eigentlich die Beherrscher der Völker groß und mächtig, was ihre Regierung sicher und gesegnet, und was Völker wohlhabend, glücklich und fröhlich macht.

In eben solcher Hinsicht, und um, so viel an mir liegt, beizutragen, daß zu einer Zeit, die man allenthalben als sehr entstellt und verschlimmert vorstellt, gute Grundsätze und Denkungsarten über Dinge, die uns unmittelbar angehen, theils erhalten, theils gemeiner werden möchten, als sie es sind, wählte ich diese Leben, als eben so viele Ueberzeugungen, was in Rücksicht auf die Folgen dieser oder jener menschlichen Grundsätze und Handlungen, gemäß den natürlichen Eigenschaften des Menschen, und gemäß dem Laufe und der Ordnung aller Dinge, nothwendig und wahrhaft ist. So viele tausend Fälle und so viele Jahrhunderte nämlich erheben nur Eine Stimme, daß alle Regentengröße, alle gute und wahre Regierungskunst nicht in glänzenden, hoch aufstrebenden Planen, nicht in (meistens abgeschmackten und kleinen) Geheimnissen und Intriquen, den Kennzeichen eines schwachen und verächtlichen Verstandes, sondern ganz in der Nähe, und bei der einfachsten Weise zu finden sey, (in einer geraden Wahrhaftigkeit guter Absichten, in einem gesunden Menschenverstande, in einer zweckmäßig unterrichteten Vernunft, und sorgfältigen und gründlichen Verbreitung religiöser und gottseliger

Kenntnisse und Gesinnungen unter den Unterthanen, in Beförderung des Ackerbaues, in Gerechtigkeit und Milde, und in schleuniger Bestimmung der rechtsprechenden und bessernden Gesetze) und daß, dem zu Folge, ein Fürst, welcher gemacht hat, daß zwei Kornähren, oder zwei Grasblättchen auf einem Flecken Landes wachsen, wo vorher nur Eines wuchs, größer und ruhmwürdiger, auch zufriedener und glücklicher, und ein unendlich wohlthätigeres Geschenk für sein Land sey, als ein anderer, der allein nach eingebildeter Größe und Verehrung, nach Hoheit und Herrschaft gestrebt, und von seinen Unterthanen bloß eine stumme Unterwürfigkeit, und einen gedankenlosen Gehorsam gefordert hat, ohne jemals Verstand und Wissenschaft, Fleiß und Tugend zu fordern.

Wie weit übrigens jeder der nachstehenden Kaiser an den Begebenheiten, die unter seiner Regierung (wenn auch unter seinem Namen) zum Vorschein kommen, einen persönlichen Antheil genommen, welche Beweise eines persönlichen Verstandes und eigenthümlicher Herzensgüte, und eigenen Werthes er bei diesem und jenem Vorfalle für sich aufgestellt hat, ist schwer zu bestimmen, und es bleibt darum der

Billigkeit und Bescheidenheit gemäß, weder die Guten und sogenannten Großen für so gar untadelhaft und groß, als man sie anpries, noch die Schlimmen für so gar schlimm und verkehrt, als man sie manchmal darstellte, zu halten; denn um nicht zu erinnern, was jedem Beurtheiler menschlichen Werthes ohnehin schon bekannt ist, daß überhaupt jede Größe nach dem Maßstabe der Zeit, in welcher sie erschien, genommen, daß das Verdienst nach der Lage, den Umständen und Hilfsmitteln, worin und mit welchen es auftrat, bestimmt werden müsse, so steht allerdings zu vermuthen, daß, da die menschliche Natur allein in der Ausübung und Mittheilung des Guten ihre wahre Befriedigung und Zufriedenheit findet, es kaum jemals einen Fürsten gegeben habe, der nicht lieber das Gute und Gerechte, als das Unedle und Nachtheilige befördert, nicht lieber fröhliche, als niedergeschlagene Unterthanen gewünscht haben sollte, wenn er nur zu rechter Zeit erkannt hätte, daß er seinen Endzweck nicht erreiche, oder gewußt hätte, wie er ihn erreichen sollte. Was die, aus mißverstandener Gutherzigkeit, aus niedrigen eigennützigen Absichten, zum Nachtheile der Nationen, so

hoch angepriesene Kräfte und Tugenden mancher Regenten betrifft, so ist auch hier nicht zu vergessen, daß ein glücklicher Umstand ebenfalls das Meiste dessen, was glänzt, veranlassen, und daß ein Fürst auch mit dem mittelmäßigsten Talent in den Augen der Welt, die in der Entfernung auf die Wirkungen sieht, ohne auf die Quelle sehen zu können, in die größte Achtung sich setzen, ja als ein Fürst von der ersten Größe erscheinen kann; wenn er das Glück hat, einen wahrhaft großen und großmüthigen Mann zum Minister zu haben, und dann nur den Verstand und die Güte hat, den großen Mann nicht zu hindern, und was dieser entwirft und thut, gefällig auf seine Rechnung zu nehmen.

Wenn man ferner bedenkt, daß es den Großen selten frei steht, sich selbst zu bilden und zu unterrichten, oder Erfahrungen, die der gemeinsten Klasse der Menschen offen stehen, einzuholen; daß sie, in Hinsicht auf Begriff, Vorstellungsart, und Einsicht, werden, was sie sind, ohne, im tausendsten Falle, es ändern zu können, daß sie keineswegs freie Wähler ihres Standes, sondern (auch ohne die geringste Neigung oder Talent, zu regie-

ren) in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt sind, Regenten zu werden, so kann man nicht billig genug seyn, auch bei etwas verunglückten Regierungen die Personen der Regenten mit Milde und Schonung zu beurtheilen. Und auf alle Fälle ist es leichter, über Könige Betrachtungen anzustellen, als selbst König zu seyn.

Ungleich mehr liegt daran, die Rechtmäßigkeit und Wahrheit der Plane und Systeme zu erörtern, nach welchen die Regenten ihre Einsichten und Handlungen gerichtet, und sie durchzusetzen getrachtet haben. Hier trennt sich das Urtheil der Geschichtschreiber in verschiedene Aussprüche, und eben dieselbe Handlung wird von diesen gerühmt, von jenen getadelt. Wie es nämlich Zeiten gab, und giebt, wo sogenannte Staatistiker die Aufnahme einer Nation nach der Aufnahme der Hofeinkünfte beurtheilen, und (aus keinem andern Grunde, als weil von mehreren Leuten mehrere Abgaben fließen) eine uneingeschränkte Bevölkerung als das erste Mittel und Kennzeichen der Nationalstärke und der öffentlichen Glückseligkeit anpriesen und empfahlen; so gab es Staatsrechtsgelehrte, welche, nicht ohne Absicht und Ursache,

die monarchische Gewalt der Kaiser her-vorstrichen und priesen, und den Verfall der Krone den Verfall von Deutschland nannten, indessen daß andere allein dem allgemeinen Reichsgesetze eine allgemeine Herrschaft, und den Kaisern die Pflicht und Würde, dieses Gesetz Hand zu haben, nicht aber die Befugniß, über das Gesetz sich zu erheben, eingeräumt, und sohin den Bemühungen der Reichsfürsten des Mittelalters, die Unterjochungssucht der damaligen Kaiser nieder zu halten, lauten Beifall gegeben haben, und geben. So wurden die Einsichten und Beweggründe jener Kaiser, welche den Bischöfen und Aebten fürstliche Einkünfte und Vorrechte einräumten, je nachdem jemand darüber urtheilte, verschieden beurtheilt. In diesen und ähnlichen Fällen kann man nicht oft genug Gelegenheit nehmen, verschlimmernde Grundsätze außer Achtung, und entgegen die guten und ersprießlichen in Achtung zu setzen, zumal wenn (wie in Rücksicht der zwei genannten Gegenstände) bei sachkundigen und uneingenommenen Menschen kein Zweifel mehr obwaltet, wer Recht hat.

Von den nachstehenden sechs Monarchen werden die zwei ersten nur deutsche

Könige, und nicht römische Kaiser genannt, weil sie (was erst dem Otto im Jahre 962 geschah) die Krönung zu Rom nicht nachgesucht, noch die mit derselben verbundenen Vorrechte erlangt hatten.

Gewöhnlich pflegt man auch vom König Konrad I. die Geschichte des Mittelalters (die alte Geschichte geht von den ältesten Zeiten bis zur Erlöschung der Karolinger in Deutschland im Jahre 911; nach andern bis zum Verfalle derselben in Deutschland im Jahre 887) festzusetzen, und unter dieser Benennung dieselbe fortzuführen, bis zur gesetzmäßigen Aufhebung des Faustrechtes, und Errichtung des allgemeinen deutschen Landfriedens unter K. Maximilian im Jahre 1495, wo dann die neue Geschichte ihren Anfang nimmt.

König Konrad I. von Franken.

911 — 918.

Inhalt. Deutschlands Verfassung nach dem Abgange des karolingischen Geschlechtes im Jahre 911. Konrad wird von den Sachsen und Franken als deutscher König erkannt. Da er die karolingische Königsgewalt fortsetzen will, kommen ihm zwei Umstände, die Unterlassung einer Gesammtverbindung der deutschen Fürsten unter sich, und die Hülfe der Bischöfe zu statten. Er sucht seine Absichten, mit mehr und weniger Glück, in Sachsen, Lothringen, Schwaben und Bayern durchzusetzen, und läßt die widerspenstigen Fürsten mit dem Bann belegen. Aber mit allem dem gelang es ihm nicht, die Fürsten gänzlich zu unterjochen, worunter der Herzog Heinrich von Sachsen vorzüglich aufrecht blieb. Eben diesen Heinrich schlug Konrad, aus einer großmüthigen Verläugnung, zu seinem Nachfolger vor. Dann starb er im December 918. Sein Charakter.

Schon in Rücksicht der ungewissen innern Lage und Verhältnisse, in welchen sich Deutschland bei der (im Jahre 911 erfolgten) Erlöschung des karolingischen Regentengeschlechtes befand, treten die ersten Nachfolger desselben als höchst erhabene Personen auf. Ihre Geschichten sind voll von großen Ereignissen und Zufällen, von gewaltigen Volksgährungen, mächtigen Schritten und Niederdrückungen im Großen und im Kleinen, von raschen Unternehmungen der Kühnheit und der Furcht, von gestürzten und blutenden Fürstenhäusern, von gräßlichen Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, unter welchen die Verfinsterung des menschlichen Verstandes, und eine unendliche Schaar mißverstandener Grundsätze keine der kleinsten war. Und mitten darunter erscheinen große, großmüthige Anstalten und Versuche, geistreiche Ahnungen einer Vollkommenheit, von welcher damals kein Vorbild, noch Beispiel war, und liebenswürdige Männer, die das Herz zur rechten Zeit erquicken, und durch Großmuth, Kraft und Entschlossenheit in Erstaunen setzen und hinreissen.

Als K. Ludwig, genannt das Kind (im Jahre 911 den 20. Juni zu Regensburg) mit Tod abgieng, war über die Wahl eines künftigen Kaisers so wenig, als über desselben allenfallsigen Rechte, etwas Gesetzmäßiges vorhanden. Die damaligen Hauptnationen Deutschlands (die Franken, Schwaben, Bayern, Lothringer, Sachsen und Thüringer) hatten zwar an den karolingischen Kaisern gemeinsame Regenten, aber nie einen rechtlichen Zusammenhang, nie eine gesetzmäßige Verbindung (dergleichen heut zu Tage, wo jede deutsche Völkerschaft an die andere gekettet, und von ihr unzertrennlich bleibt, vorhanden ist) unter sich errichtet. Es konnten daher zwei oder mehrere jener Hauptnationen neuerdings sich, und für sich, einen gemeinsamen Oberherren wählen, ohne daß sich von einer andern Nation, die für gut befunden hätte, nicht mitzuhalten, hätte sagen lassen, sie wolle von der deutschen Verbindung (denn es gab keine) sich losreissen. Wenn übrigens die deutschen Nationen und deren Fürsten das Recht hatten, jede für sich einzeln zu bleiben, so hatten sie freilich zu gleicher Zeit, schon an sich, und vorzüglich in Hinsicht auf die vielen auswärtigen Feinde, als die Normänner, Wenden, und Ungarn, alle Ursache, sich neuerdings zu vereinigen, und ihre Kräfte zur Abwendung

gemeinschaftlicher Unheile und Gefahren unter einer allgemeinern Anführung zu sammeln. Allein, wenn von Rechten die Rede ist, kommt nicht, was gut, nützlich, ja nothwendig, sondern allein das, was Rechtens ist, in Betrachtung.

Dann war weiter die Frage, mit welcher neuen Macht das neue Oberhaupt auftreten sollte. Karl der Große führte in Deutschland die Herrschaft eines Eroberers ein, und die Nachkömmlinge seines Geschlechts besaßen seine Macht und Herrschaft erblich. Deutschland gehörte nicht sich, sondern diesen seinen Monarchen an. Es gab in Deutschland keine erblich regierenden Fürstenhäuser, sonderu lauter Statthalter und Kronbediente, und die großen Güter der Reichswürden waren zeitige Gnaden und Lehen. Es wäre mehr als seltsam, wenn man, falls es darüber zu einer Verabredung unter den Fürsten und Nationen gekommen wäre, annehmen wollte, daß sie sich neuerdings zu ihrer Unterjochung sollten verstanden haben; aber eben darum, weil es keine gemeinsame, gesetzmäßige Verbindung gab, kam es auch zu keiner gemeinsamen Unterredung. Sohin blieben (was schon sehr bedenklich werden konnte) die irrigen Begriffe und Vorstellungen, unter welchen man, seit Karl dem Großen, die deutschen Monarchen zu sehen

gewohnt war. Ueberhaupt gab es weder ein Staatsrecht, noch Staatsrechtslehrer, und es kam, im Falle, daß ein neuer König entstehen solle, lediglich darauf an, wie es kommen, und wie es sich fügen sollte, was der neue König in dieser Hinsicht unternehmen, und wie die Umstände ihn begünstigen würden.

Dieß ist etwas von der Lage und den Verhältnissen der deutschen Länderverfassung im J. 911; und vermöge derselben scheinen die Absichten und Gesinnungen der deutschen Hauptnationen und ihrer Fürsten, in Rücksicht auf die Wahl eines neuen Königs und dessen Gerechtsame, nicht einig, und ebendieselben, und noch weniger bestimmt gewesen zu seyn. Man liest zwar, daß noch im Jahre 911 die Sachsen und Franken einen neuen König in der Person des Konrad zu Frizlar gewählt haben; und einige Geschichtforscher sind der Meinung, daß unter jenen Benennungen der Sachsen und Franken alle deutsche Nationen zu verstehen seyen; allein es läßt sich hierin, aus vielen und bewährten Gegengründen, um so weniger etwas Zuverlässiges behaupten, als bald darauf drei Fürsten deutscher Hauptnationen durch Handlungen sich gegentheilig erklärten. Man hat von dem ganzen Hergange der Sache weder eine Nachricht eines Augenzeugen, noch etwas Urkundliches, und nur so

viel ist gewiß, daß die Rheinfranken und Sachsen, dann die mit diesen letztern verbundenen Thüringer, einen neuen gemeinsamen König zu wählen, sich verstanden, und daß sie ihre Stimme dem Konrad gegeben haben.

Konrad von Frizlar (ein Sohn eines rheinfränkischen Grafen dieses Namens, der im J. 905 in einer Fehde wider den Markgrafen Albert von Bamberg das Leben verloren hatte) war unter dem letzten karolingischen Kaiser, Ludwig dem Kind, zum obersten Feldherren oder Herzog in Rheinfranken und Hessen erhoben worden. Sein Geschlecht stand im großen Ansehen, und war reich an eigenen Gütern in Franken, Hessen, und am Rhein. Konrad war überdieß weiblicher Seits ein Anverwandter der Karolinger, und hatte an der Regierung Ludwigs sehr vielen Antheil; er wurde auch seiner persönlichen Eigenschaften wegen allgemein verehrt; und die Geschichtschreiber, die ihm am nächsten lebten, können seine Sanftmuth, Klugheit, Frömmigkeit, dann seine Behendigkeit und Entschlossenheit in Staats- und Kriegsvorfällen nicht genug rühmen. Die Leser mögen aus dem Folgenden selbst urtheilen, wie weit Konrad (dieses Namens der Erste unter den deutschen Königen) diese Lobsprüche verdient hat. Nachdem er sich einmal eingebildet hatte, König von Deutschland zu

seyn, oder sich vorgenommen hatte, König, und zwar auf karolingischem Fuße, nämlich nicht bloß Oberhaupt, sondern Monarch und Herr aller deutschen Nationen und ihrer Fürsten zu werden, so haben die Leser darauf zu sehen, mit welcher Klugheit, scharfsinniger und kühner Thätigkeit er sein System sich zubereitet, ausgeführt, benützt, und wie weit er es hierin gebracht, dann was er für das innere und wahre Wohl von Deutschland (nämlich für die Aufnahme und Beförderung der Kenntnisse, Künste, des Handels, der Geselligkeit) gethan, dann wie er wider auswärtige Feinde sich Ruhe verschafft, und endlich wie er sich als Mensch gegen Menschen benommen hat. Diese sind die Gegenstände, bei welchen er (und hierauf ist auch bei seinen Nachfolgern zu sehen) seine Eigenschaften und Kräfte üben, und seinen persönlichen Werth an den Tag legen mußte und konnte.

Der Vollzug seiner Absichten auf die karolingisch-königliche Macht in Deutschland schien mit ungeheuern und unabsehbaren Schwierigkeiten verbunden zu seyn. Unter den letzten, meistens schwachen Regierungen der Karolinger haben sich die Reichshofbeamten, Grafen und Statthalter beträchtliche, das kaiserliche Ansehen einschränkende Gerechtsame und Freiheiten theils erzwungen, theils herausgenom-

men, und unter Ludwig dem Kind handelte jeder Große so eigenmächtig und willkührlich, als er, nach dem Maße seines Ansehens, oder seiner Hausmacht handeln zu können glaubte. Wenn es nun Konrad durch Uebereinstimmung der glücklichsten Zufälle wirklich hätte dahin bringen können, daß alle deutsche Nationen ihn einmüthig als ihren König wählten und anerkannten, so war doch nicht mehr zu hoffen, daß sie alles Erworbene wieder zurückstellen, und in das Schicksal solcher Hofdiener, mit welchen der neue König nach Willkühr schalten und walten könnte, gutwillig herabsteigen würden. Dazu kamen noch die kaiserlichen Kammergüter, deren die Karolinger in allen deutschen Ländern eine große Anzahl besessen, und deren einige, wie z. B. in Bayern, Karl der Große gewaltthätig an sich gezogen hatte, in Betracht. Diese Güter waren zu reizend, und den Fürsten zu unentbehrlich, als daß diese nicht ihr Aeußerstes hätten versuchen sollen, um sich in dem Besitze derselben zu befestigen.

Zwei Umstände schienen indessen dem Konrad trefflich zu statten zu kommen. Der erste war, daß die deutschen Fürsten und Nationen, welche nach Unabhängigkeit strebten, kein gemeinschaftliches Einverständniß unterhielten. Hätten sie einen allgemeinen Fürsten- oder Na-

tionalbund, in der Absicht, sich den Konrad mit gesammelten Kräften vom Hals zu schaffen, errichtet, so wäre die Sache vermuthlich ohne alle Feindseligkeit entschieden gewesen; aber an wechselseitige Unterhandlungen dieser Art war, bei dem damaligen Mißtrauen der Nationen und Mangel an wahrer Staatskunst, nicht zu denken. Der zweite und Hauptumstand war die wachsende zeitliche Macht der Aebte und Bischöfe. Konrad zeigte hierin seinen Nachfolgern den Weg, welchen diese auch mit größtem Eifer fortgewandert sind, ihr Ansehen auf die höchste Stufe zu bringen. Er schmeichelte der Geistlichkeit auf alle Weise, und kam den Aebten und Bischöfen mit der größten Gefälligkeit zuvor, sobald er ihre Absichten auf Güter oder Freiheiten bemerkte. Er hatte sie überall um sich, zog sie bei allen Vorfällen zu Rath, und verließ sich gleichsam gänzlich auf ihre Treue und Unterstützung. Der Erzbischof Hatto von Mainz war sein Großkanzler, der Erzbischof Piligrin von Salzburg sein Großhofkaplan, der Bischof Draculf von Freising sein innigst geliebter Freund, und der Bischof Salomo von Konstanz sein Vertrauter und Liebling. Hierin handelte Konrad sehr klug, vorsichtig, und nach seinen Absichten zweckmäßig. Die Geistlichkeit erwiederte ihm seine Gewogenheit und Freundschaft in

vollem Maaße. Kein Landesfürst blieb in seinem Lande sicher. Den Bischöfen standen nebst den zeitlichen Waffen (sie führten damals ihre Truppen persönlich an) auch Grundsätze, welche den Fürsten manchmal gefährlicher, als gerüstete Feinde waren, zu Gebot. Wenn ein Fürst durch die schauderhaft feierliche Ceremonie des Kirchenbannes wie gleichsam von Licht und Luft verbannt, und aus der Menschheit geworfen, wenn sein Umgang, wenn eine Anhänglichkeit an seine Person, als ein schrecklicher Gräuel, erklärt ward, dann blickte der Unterthan und der Vasall mit Angst und Kummer nach seinem Herrn, und that seine Dienste schlecht, wenn er sie je noch gethan hat.

So wie irgend einer der Großfürsten, deren Nationen dem Scepter der Karolinger untergeben waren, Miene machte, sich von Konrad losreissen, oder ihm trotzen zu wollen, stürzte dieser augenblicklich wider ihn los, in der Absicht, die Flamme zu dämpfen, ehe sie ganz losbrach. So machte er es mit den Sachsen, von welchen sogleich die Rede seyn wird; so im Jahre 912 mit den Lothringern, wiewohl beide Male mit wenigem Erfolg und Glück. Von den Lothringern, (oder den Völkern zwischen dem Rhein, Frankreich, und der Nordsee) welche sich an die Franzosen an-

schloßen, denen sie an Sprache und Sitten ohnehin sich mehr näherten, als den Deutschen, rettete er nur noch wenig, nämlich nur Elsaß, und Utrecht noch, und nach dieser Art waren auch seine Unternehmungen auf andere Provinzen und Fürsten mehr rasch und tapfer, als glücklich.

In Schwaben, wo noch zahlreiche, ehemalige karolingische, Krongüter vorhanden, und über diese zwei Grafen (und Brüder), Erchanger und Berchtold, als Verwalter gestellt waren, öffnete sich für ihn eine Scene voll der bittersten und weitschichtigsten Verdrießlichkeiten. Die Veranlassung dazu hatte sich schon unter dem Kaiser Arnulph (dem Vater König Ludwigs des Kindes) ereignet, indem derselbe dem Bischofe Salomo von Konstanz verschiedene kaiserliche, in Schwaben gelegene, Krongüter, theils für dessen Stift, theils für das Kloster St. Gallen, dessen Abt Salomo gleichfalls war, geschenkt, sohin diese Güter der Gerichtsbarkeit der genannten zwei Brüder entzogen hatte. Diese hatten schon damals ihren Verdruß sehr nachdrücklich über eine Veräusserung gezeigt, wodurch ihrer Gerichtsbarkeit, und ihren Einkünften ein beträchtlicher Abtrag geschah. Nun gefiel es auch dem König Konrad, mit Schankungen dieser Art dem Bischofe Salomo seine Gnade zu bezeigen. Hierüber

kam es auf öffentlicher Straße zwischen den gedachten Grafen und dem Bischofe zu Thätlichkeiten, bei welchen dieser mißhandelt, gefangen fortgeschleppt, wiewohl bald wieder befreit wurde. Die Folge davon war, daß K. Konrad bei der ersten Nachricht dieses Vorfalles nach Schwaben eilte, und den Erchanger, als den Hauptheilnehmer desselben, aus dem Lande jagte.

Diese Begebenheit war für König Konrad noch in andern Rücksichten äußerst unangenehm. Die schwäbischen Grafen hatten eine Schwester, Kunigunde, welche die leibliche, oder Stiefmutter des Herzogs Arnulph in Bayern war. Sie war Wittwe, und König Konrad hatte sie im Jahre 913 geheirathet, wodurch er sich eine aufrichtige Aussöhnung und Unterwerfung ihrer beiden Brüder gewinnen, und was noch ungleich wichtiger war, sie von einem, ihm eben so verhaßten, als gefährlichen, Bündniß abziehen zu können, gehofft haben mochte. Auch diese Hoffnung wurde ihm vereitelt. Die beiden Brüder hatten nämlich an den Herzog Arnulph von Bayern sich angeschlossen, und mit ihm bereits in manchen Dingen gemeinschaftliche Sache gemacht. Auch hatte der Herzog in ihren Händeln mit Salomo sich für sie erklärt, und ihnen wahrscheinlich einigen Bei-

stand geleistet, oder sonst seine Gesinnungen thätig geäußert. Eines Theils konnte es für den König Konrad nicht anders als erfreulich seyn, einigen Vorwand erhalten zu haben, diesen Herzog, als welcher von seiner königlichen Würde bisher noch nicht die geringste Erkenntniß und Rücksicht genommen hatte, zu Leibe gehen, und des schon seiner Lage nach überaus wichtigen Bayerlandes sich bemächtigen zu können. Auch wußte er, daß ihm die Bischöfe in Bayern zufallen, und alles aufbieten würden, den Arnulph in die Enge zu treiben; allein er hatte es hier mit einem muthigen, tapfern und erfahrenen Prinzen, der einst die Ungarn herausgefordert und sie derb zurückgewiesen, auch im Gefühle seines Werthes und seiner Stärke sich noch immer wie ein unabhängiger Herr und König betragen hatte, zu thun; und Konrad mochte wohl selbst gefühlt haben, daß mit öffentlichen, langen, und gleichsam feierlichen Zurüstungen wider ihn wenig auszurichten seyn würde. Es verdienet aber als ein besonderer Zug in des Konrads Charakter angemerkt zu werden, daß er seinen Gegnern nie Zeit ließ, sich erst lange zu berathschlagen, und mit Anstalten (wo sie nicht schon vorhanden waren) erst vorzubereiten, sondern daß er stets, gleich einem plötzlichen Ungewitter, losgestürzt, und bemüht

gewesen ist, denjenigen, dessen er sich wegen einer, ihm nachtheiligen, That bemächtigen wollte, noch auf der That zu ereilen. So stürzte er, gleich nach der Vertreibung des Erchangers aus Schwaben, unaufhaltsam nach Regensburg hin, und überfiel den Herzog, ehe dieser eine zuverlässige Nachricht von des Feindes Ankunft, und nur noch mit genauester Noth so viel Zeit erhielt, um mit seiner Familie sich flüchten zu können. Dieser Zug war nach der sehr gewöhnlichen alten Art, Krieg zu führen, wild und gräßlich. Konrads Truppen verheerten alles, wie die Chronik sagt, und sengten und brannten, wo sie durchzogen, schleppten, was sie konnten, mit fort, schlugen die Männer todt, und mißhandelten Wittwen und Waisen auf das grausamste. Dann, nachdem sie das Land weit umher zur Wüste gemacht hatten, zogen sie wieder ab. In Regensburg wurde Eberhard, Konrads Bruder, als Statthalter, zurückgelassen.

Wie Konrad noch eben damit beschäftiget war, eines Gegners sich loszumachen, wurde er von einer Menge Anderer gleichsam in die Mitte genommen. Der König Karl, genannt der Einfältige, von Frankreich, machte mit Herzog Heinrich von Sachsen gemeinschaftliche Sache, und fiel in Rheinfranken ein. Zu gleicher Zeit stürmten die Ungarn durch Thü-

ringen nach Schwaben, und über Fulda bis Basel, das sie gänzlich zerstörten, ja bis an die Grenzen Lothringens vor; und damit Konrad von allen Seiten geängstigt würde, so kam der verbannte Erchanger nach Schwaben zurück, schlug bei Wallwis am Bodensee eine königliche Parthei, und warf sich zum Herzog auf. Konrad schien so gut als verloren zu seyn; aber für Männer von großen Eigenschaften sind große Unglücksfälle, Gefahren und Verlegenheiten eben die wahren Triebfedern, welche ihren Kräften Bewegungen und Nahrung geben, und ihren Verstand, ihre Entschlossenheit und Ernsthaftigkeit üben. Konrad berief, wie wenn überall nichts vorgefallen, und als wenn er der pünktlichsten Unterwürfigkeit im Voraus versichert wäre, die Fürsten und Bischöfe aller deutschen Länder zu einer Versammlung nach Mainz. Von den großen weltlichen Fürsten erschien niemand, als die Grafen von Schwaben, welche sich durch die ihnen gemachte schmeichelhafte Hoffnung, daß alle ihre Zwistigkeiten auf das gnädigste würden beigelegt werden, bereden ließen, nach Mainz zu kommen. Desto zahlreicher war die Menge der Bischöfe. Nach einigen getroffenen allgemeinen Maßregeln und Verabredungen wurde daher beschlossen, daß eine allgemeine Versammlung der deutschen Bischöfe nach

Altheim im Rieß (Rezzia, Retia, vom Flusse Rezat, in der heutigen Grafschaft Oettingen, ohnweit Nördlingen) berufen, und daselbst über die großen und mannigfaltigen Zwiespalte und Streitigkeiten im (vorausgesetzten) deutschen Reiche geurtheilt werden sollte. Theils, um der Sache eine größere Feierlichkeit zu geben, theils, weil es damals (wo das Ansehen der isidor'schen Decretalen mächtige Schritte that) schon üblich war, jede große Unordnung vor die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit, und zumal des höchsten römischen Hofes, zu ziehen, wurde der Pabst ersucht, dieser Versammlung beizuwohnen, welche dann auch im J. 916 unter dem Vorsitze eines päbstlichen Legaten, und der Wortführung des Erzbischofes von Mainz, in der Anwesenheit fast aller, besonders der bayerischen Bischöfe (nur die sächsischen, nebst dem Bischofe von Straßburg erschienen nicht), mit Voraussetzung und Beobachtung vieler Feierlichkeiten vor sich gieng. Man hat von dieser Versammlung bisher nur noch Bruchstücke, die indessen wichtig genug sind, vorgefunden. In der Einleitung versichern die Bischöfe, daß sie sich jener Worte, welche der Heiland den Pharisäern und Schriftgelehrten in das Angesicht sagte, nämlich: „Reinige zuerst das Inwendige!" dann: „Ziehe vor allen Dingen den Balken aus deinen Augen!" und

„Des Volkes Untergang sind böse Priester!“ wohl, und zwar nicht ohne Ursache, erinnert hätten. Sie versichern ferner, daß sie wider sich selbst und ihre Sünden heftig gezürnet, und diese schmerzlichst bereuet hätten. Unter die verübten Hauptsünden zählen sie vorzüglichst diese, daß einige von ihnen mit Excommunicirten noch einigen Umgang gepflogen hätten. Nach diesen (recht zweckmäßigen) Voraussetzungen faßten sie über die ganz weltlichen Streit= und Reichssachen, ihre Urtheile und Entscheidungen ab. Voraus wurde gesetzt: „Wer immer dem König (Konrad) nicht treu seyn, oder sich demselben zu widersetzen bemühet seyn wird, der sey verflucht!“ Hierauf wurde wider die sogenannten rebellischen Fürsten die Sentenz der Excommunication, und über die weggebliebenen sächsischen Bischöfe die Suspension gefällt; der Herzog Heinrich von Sachsen aber, der Widerspenstigste und Heftigste aller sogenannten rebellischen Fürsten (die Furcht war nämlich stärker, als der fromme Eifer) mit keiner Silbe berührt. Am schlimmsten kamen die schwäbischen Grafen, Erchanger, Berthold und deren Schwester Sohn, Leutfried, (Luitfried, welcher an den Händeln wider den Bischof Salomo einen sehr nachdrücklichen Antheil genommen hatte, weg; das Concilium erklärte den ersten zu allen Aemtern untüch=

tig, seiner Ritterschaft entsetzt, dann zur ewigen Buße in einem Kloster, und nebst den übrigen, für excommunicirt. Konrad ließ ihnen durch seine Richter noch weiter den Proceß machen, und ließ das Urtheil, vermöge welchem ihnen die Köpfe abgeschlagen werden sollten, zu Adingen öffentlich vollziehen im J. 917 den 28. Jan.; eine Erscheinung, welche damals mehr an sich hart und grausam, als auffallend war; denn blutige Auftritte dieser und ähnlicher Art, welche etwas Wildes mit sich führen, waren eben nicht ungewöhnlich. Kurz vorher wurde der Bischof von Straßburg von seinem Feind getödtet, und dem Bischof von Speier wurden die Augen ausgestochen. — In Schwaben wurde mit Einwilligung der Stände, in der Person des Burchard, ein Herzog gesetzt.

Konrads ärgster und fürchterlichster Feind war der eben gedachte Herzog Heinrich von Sachsen, Sohn des Herzogs Otto, welchem Konrad seine Erhebung zum Throne zu danken hatte. Dieser Otto war unter der Regierung des letzten karolingischen Kaisers, Ludwig des Kindes, einer der ansehnlichsten Kronbeamten. Er war gleichsam der Großvormund des jungen Kaisers, und des Reiches, und saß am Ruder der Regierung. Er war bei dem Hintritte des jungen Kaisers, und der

Erlöschung des karolingischen kaiserlichen Geschlechtes eifrigst dafür gestimmt, daß unter den deutschen Nationen und deren Fürsten ein ewiges gemeinsames Band fortgesetzt und erhalten werden müsse, und ihm hat Deutschland die Fortsetzung der deutschen Kaiser bis auf den heutigen Tag vorzüglich zuzuschreiben. Er gieng hierbei noch mit großer Uneigennützigkeit zu Werk, indem er die Krone ausschlug, welche seine Sachsen und die Franken ihm angeboten hatten, und an seine Stelle den Konrad in Vorschlag brachte. Er schützte sein hohes Alter vor, in der That selbst aber mag er die Schwierigkeiten wohl geahnet haben, mit welchen der neue deutsche König zu kämpfen haben würde, um nicht bloß dem Namen nach, sondern in der Sache selbst als König der Deutschen zu erscheinen. Er selbst gieng eben mit keinem Beispiele von Unterwürfigkeit voraus, und König Konrad war vermuthlich zu bescheiden, um gegen den alten Herrn, der noch überdieß sein Wohlthäter und Beförderer war, etwas zu ahnen; er zeigte aber seine Gesinnung hierüber augenblicklich, als Otto (im Jahre 912 den 31. Nov.) mit Tod abgieng, und den eben genannten Heinrich, einen tapfern, hochaufstrebenden Prinzen hinterließ. Dieser Prinz war nicht entgegen, ihm die Majestät der königlichen Würde zuzu-

gestehen, und den gemeinsamen Verband, den nach seinen und seines verstorbenen Vaters Grundsätzen die deutschen Fürsten mit einem deutschen König, als dem Mittelpunkt der Reichssachen, fortsetzen sollten, zu erkennen; allein es scheint, daß er geglaubt habe, alles, was sein Vater unter den Karolingern als Eigenthum oder Lehen, oder als Würde des Reiches besessen hatte, sollte ihm, ohne Widerrede und Schmälerung verbleiben, und in den Ländern, wo er Herzog wäre, sollte Niemand über ihn, Niemand vor ihm ein Obergebieter über Gesetz und Herkommen seyn. Mit diesen Gesinnungen stellte er sich bei Konrad, und rechnete zuversichtlichst auf dessen Beifall und Bekräftigung; aber K. Konrad dachte ganz anders; er fand bedenklich, ihm alles zu lassen, was sein Vater ehevor gehabt hatte; er überhäufte ihn aber mit den größten Lobsprüchen, und mit den süßesten Worten, denen er tausend Zusicherungen beifügte, daß er gewiß allen Bedacht darauf nehmen würde, ihn mit Ehren und Würden zu erheben, und ihm alle möglichen Beweise seiner besondern Achtung, Gnade und persönlichen Zuneigung zu geben. Heinrich verstand diesen Hofbescheid, und die Sachsen, welche ihn begleitet hatten, erklärten sogleich durch ihr Betragen, wie ihr Herr diesen Bescheid aufnehme; sie begegneten dem

König Konrad so auffallend kalt und spröde, daß dieser sogleich seine Maßregeln (so wie Heinrich die seinigen) faßte. So schieden Konrad und Heinrich von einander.

Bei diesem Vorfalle erzählt die Chronik vom Erzbischofe Hatto zu Mainz sehr häßliche Dinge, deren Erwähnung in so weit merkwürdig ist, als darin Züge der damaligen Sitten vorkommen, welche bei solchen (wahren oder verfälschten) Erzählungen ohne Zweifel zum Grunde gelegt worden sind. Hatto war, aus Bewegursachen, auf welche alle Bischöfe Rücksicht genommen hatten, der eifrigste Anhänger Konrads. Wie er sah, mit welchem Mißvergnügen der kühne und unternehmende Heinrich erfüllt sey, wünschte er von Herzen, dem Könige Konrad alle weitere Verdrießlichkeiten ersparen, und diesen gefährlichen Gegner von ihm entfernen zu können. Zu diesem Ende soll er eine goldene Halskette, welche dem Heinrich bei einem Gastmahle hätte verehrt und umgehängt werden sollen, haben verfertigen lassen. Diese Halskette soll mittelst verborgener Springfedern so zugerichtet gewesen seyn, daß sie denjenigen, der sie an seinen Hals brächte, augenblicklich erdrosselte. Der Goldschmid, der sie zu verfertigen hatte, soll die Sache aus Mitleiden verrathen haben. Eben so niederträchtig soll dieser Hatto schon

im Jahre 907 den Grafen Albert von Bamberg mißhandelt, und ihn seinem Untergange entgegen geführt haben. Der junge Kaiser Ludwig wünschte dieses Grafen habhaft zu werden. Hatto nahm es auf sich, ihn zu liefern. Er reiste nach Bamberg, und versprach dem Grafen, daß er ihn mit dem Kaiser, falls er sich persönlich bei demselben stellen würde, aussöhnen wollte. Um dem Grafen allen Verdacht zu benehmen, versprach, und bekräftigte er ihm mit einem feierlichen Eid, daß er ihn ganz sicher und unbeschädigt nach Bamberg zurückbringen würde. Der Graf machte sich mit ihm auf den Weg, und sie hatten bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als Hatto plötzlich einhielt, und rief: „Wie? sollten wir wohl den ganzen Tag so fortreisen, ohne einmal ein Frühstück genommen zu haben?" Der Graf hatte ihm dasselbe zu Bamberg freundschaftlichst angetragen; er, Hatto, aber hatte es, eben dieser List willen, durchaus nicht angenommen. Sie reisen zurück, frühstücken, reisen wieder fort. Nunmehr glaubt Hatto, seines Eidschwurs, vermöge welchem er versprochen hatte, den Grafen wohlbehalten wieder nach Bamberg zurückzuführen, entledigt zu seyn. Albert folgte dem Erzbischofe willig zum Kaiser, und verlor seinen Kopf. Diese Erzählungen werden von einigen widersprochen.

Konrads Glück und Unternehmungen scheiterten bei dem Heinrich von Sachsen. Heinrich scheint gleich anfänglich besser als Arnulf von Bayern geahnet zu haben, wessen er sich zu König Konrad zu versehen habe. Er war kaum wieder nach Sachsen, wo er seine Rechte oder Anmaßungen sogleich nachdrücklichst behauptete, zurückgekommen, so lag ihm auch schon ein fränkisches Heer, das Eberhard, K. Konrads Bruder, anführte, auf dem Hals. Heinrich, dem dasselbe nicht unerwartet kam, schlug es zurück; aber nun sammelte König Konrad ganz in der Stille seine besten Truppen, so viel er aufbringen konnte, und stürzte mitten im Winter, und mit einer solchen Eilfertigkeit auf Heinrich los, daß dieser sich nicht anders zu retten wußte, als daß er sich in seine befestigte, an der Weser gelegene Burg Grone (bei Grohnde unweit Göttingen) einschloß. Hier aber rettete ihn, da er sich eben in der äußersten Verlegenheit befand, ein glücklicher Einfall eines braven Sachsen. Schon war Heinrich mit den Abgeordneten des Königes Konrad in Unterhandlungen begriffen, und stand eben auf dem Punkt, wichtige, seinem künftigen Ansehen höchst nachtheilige Opfer zu machen, als Ditmar (Thiatmar), ein beherzter Soldat, und sinnreicher, entschlossener Kopf, (aus Ostsachsen gebürtig) der mit noch

vier Männern bei der Burg angelangt war, auf einen besondern Einfall gerieth, seinem Herrn aus der Noth zu helfen. Er trat plötzlich und hastig, als wenn er eben von einem eilfertigen Marsche angekommen wäre, in den Versammlungsort, und fragte seinen Herrn, wohin er wollte, daß man mit den angekommenen Truppen sich lagern sollte. Er that dieß mit einer solchen Sicherheit und Zuversicht in Blick und Ton, daß selbst Heinrich nichts argwöhnte, sondern ihn voll Freude fragte, mit wie vielen, und welchen Schaaren er angekommen wäre. Ditmar nannte ihm dreißig. Bei diesen Nachrichten brachen selbst die königlichen Abgeordneten die Unterhandlungen alsogleich ab, und ihr König zog sich unverzüglich zurück, und kam damals eben zur rechten Zeit an, um für sich zu Lothringen, so viel möglich, zu retten.

Heinrich schloß sich hierauf an Karl, König von Frankreich an, und mit dessen Hülfe setzte er sich in den Besitz aller der Hoheitsrechte und Güter, auf welche er, gemäß seinen Grundsätzen und Absichten, Anspruch machen zu können, glaubte. Es scheint sogar, daß er, in der Absicht, sich den König Konrad gänzlich vom Hals zu schaffen, nichts Geringeres vorgenommen habe, als dem Könige von Frankreich zur Königswürde in Deutschland zu

verhelfen. Heinrich verharrte auf seinen Gesinnungen unabweichlich, und es war weiter an keine Aussöhnung zu denken. Er hatte, was die Hauptsache war, an seinen Sachsen getreue Freunde, und schien demnach, alle Plane des K. Konrad in Hinsicht auf die Zukunft zerrüttet zu haben.

Eben diese Aussicht in die Zukunft war für Konrad, der nun einmal überzeugt war, daß das Wohl von Deutschland ohne einen gemeinsamen deutschen König nicht bestehen könne, entsetzlich, und ehe er noch einige Maßregeln, der künftigen Unordnung abzuhelfen, ergreifen konnte, übereilte ihn der Tod. Seine bereits überstandenen, und noch anhaltenden Widerwärtigkeiten waren vielfältig und groß; aber die Vorstellungen der Auftritte, die sich sogleich nach seinem Abscheiden ereignen würden, waren weit schrecklicher. In keinem deutschen Lande war die Ruhe befestiget, und noch weniger war wider die äußern Feinde, welche Deutschland jährlich besuchten und verwüsteten, einige Sicherheit hergestellt. In dieser grausamen Lage ergriff Konrad die Gelegenheit, eine Seele voll edler Güte und einsamer Größe in einer Entschließung zu zeigen, deren Andenken ewig ehrwürdig und ermunternd, und bei der spätesten Nachwelt weit über jene geräuschvollen Heroen, die, ohne dem

Menschen etwas genützt zu haben, bloß viel wagten, um Menschen zu würgen, erhaben bleiben wird.

Ich will nur noch zuvor die Veranlassung seines Todes mit wenigen Worten erzählen. Diese wird verschieden angegeben, und nur so viel ist gewiß, daß sie in Bayern vorgefallen sey. Es war nämlich zur Zeit, wo die oben erwähnte Kirchenversammlung zu Altheim im Rieß gehalten wurde, der Herzog Arnulph nach Regensburg zurückgekommen; aber König Konrad kam ihm, ehe er eine hinlängliche Gegenanstalt machen konnte, neuerdings zuvor, und zwang ihn das zweitemal zur Flucht. Es soll aber die Sache nicht ohne Kampf abgegangen, und der K. Konrad tödtlich verwundet worden seyn. Eine andere Erzählung sagt, er hätte zu St. Emmeram die Gräber der daselbst ruhenden Kaiser (des Arnulphs nämlich, und Ludwigs IV.) besucht, und bei dieser Gelegenheit hätte ihm einer der Umstehenden gesagt, er möchte jenes kostbare, in Gold und Edelgestein gebundene Evangelienbuch, welches Karl der Kahle, König von Frankreich, veranstaltet, und K. Arnulph nach St. Emmeram verehrt hätte, wieder zu sich nehmen. Der Abt des Klosters, Tutto, der damals auch regensburgischer Bischof war, weigerte sich, das Buch auszuliefern, mußte aber

der Gewalt nachgeben, und die Begleiter des Königs nahmen das Buch mit sich; dieser hatte aber kaum das Pferd bestiegen, als er im Unterleib die heftigsten Schmerzen, welche in die rothe Ruhr ausbrachen, und seinem Leben ein Ende machten, empfand. Nichts war natürlicher, als daß der hl. Emmeram durch dieses Ereigniß sein Mißvergnügen über das fortgeschleppte Evangelienbuch*) angedeutet haben mußte; genug, Konrad kam aus Bayern krank nach Franken zurück.

Als er von der Annäherung seines Todes überzeugt war, ließ er die vornehmsten fränkischen Herren zu sich kommen, und nachdem er denselben die Lage, in welcher er das Reich zurück lassen würde, geschildert hatte, stellte er es ihrem eigenen Urtheile anheim, ob es, in Hinsicht auf das Wohl Deutschlands, nicht durchaus ersprießlich, ja unvermeidlich seyn würde, die deutsche Krone dem Herzog Heinrich von Sachsen und Thüringen aufzutragen. Da die Franken, welche über diesen unvermutheten Vortrag eben so erstaunt als davon gerührt worden waren, ihm das Wort gaben, daß sie ihre Stimmen bei der künftigen Wahl keinem andern, als diesem Heinrich geben wür-

*) Dieses Buch ist gegenwärtig unter den Schätzen der Staatsbibliothek zu München.

den, bat er seinen Bruder Eberhard in gleicher Absicht zu sich. Eberhard war, nach der Erhebung seines Bruders, Herzog in Franken, dann Statthalter in Bayern geworden, und mochte sich, wie er dann ein Herr von liebenswürdigen Eigenschaften war, selbst Hoffnung zur Krone gemacht haben; aber Konrad begleitete seine Bitten mit so vielen gründlichen Vorstellungen, und forderte selbst die Großmuth seines Bruders so inständig auf, daß dieser mit bewegtem Herzen versprach, auf seine Ansprüche Verzicht zu thun, und die königlichen Kleinodien (die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Mantel, das Schwert der alten Könige, und die Krone) dem Heinrich in Person zu überliefern. Konrad starb den 23. Dec. 918 zu Wilinburg (vermuthlich Linnburg an der Lahr) und wurde auch daselbst begraben, nachmals aber, wie einige ältere Zeugnisse bekräftigen, nach seinem geliebten Stift Fulda gebracht.

Aus dem Privatleben dieses (nach den Karolingern) ersten und gewählten deutschen Königs ist wenig bekannt. Er soll ein gar gutherziger, frommer und geselliger Mann, und in seinen Amtssachen unermüdet fleißig und thätig gewesen seyn. Dieß zeigte er auch in seiner, wiewohl kurzen, Regierung, in welcher er, rücksichtlich auf die äußerst betrübte Lage

der in- und auswärtigen Vorfälle, wahrhaftig Vieles unternahm und that, wenn gleich bei seinem Hintritte in der Hauptsache noch wenig gethan war. Die letzte Handlung zumal, wenn auch wirklich mehr die Klugheit, als Herzensgroßmuth daran Theil gehabt haben sollte, stellt ihn als einen Mann von nicht gemeiner Fassung und Entschlossenheit vor. Er zeigte auch im Uebrigen einen reinen Verstand, und war, gleich Karl dem Großen, überzeugt, daß das wahre, dauerhafte Wohl der Reiche und deren Regierungen allein auf den Anbau des menschlichen Verstandes, und auf Milderung der Sitten gegründet, und dabei erhalten werden könne und müsse. Da es, nach damaliger Sitte beinahe allein in Klöstern Gelehrte gab, so hielt er sich gerne daselbst auf, wohnte auch den Prüfungen der Schüler bei, und ermunterte sie persönlich. Er drang sehr auf eine strenge Zucht und Ordnung, und gerieth einst, da er zu St. Gallen einer Procession der Mönche und Schüler zusah, auf einen launigen Einfall, die Eingezogenheit derselben auf die Probe zu stellen. Er warf nämlich, wie sie vorüberzogen, Aepfel durch die Kirche, und bezeigte seinen innigen Beifall darüber, daß sich bei dem Geräusche keiner bewegt, noch sich umgesehen hatte. Er lernte in seinen

männlichen Jahren noch griechisch, und pflog mit gelehrten Leuten einen vertraulichen Umgang. Von seiner Gemahlinn Kunigunde hat er keine Kinder hinterlassen.

Schriftsteller.

Aeltere.

Wittichind, oder Wittekind, ein geborner Sachse, welcher in der, damals berühmten, Klosterschule zu Corvey an der Weser erzogen, dann ein Benedictinermönch daselbst, und Vorsteher der Schule geworden ist. Er schrieb unter dem Titel: Annales (Jahrbücher) die Geschichte Heinrich I. und Otto I. (wo er auch von K. Konrad I. manche wichtige Nachricht vorausgesetzt hat) und eignete sie der Tochter des Kaisers Otto I. Mathilde zu, welche zu Corvey Abtissinn war. Er lebte noch um 1004. Diese Annales erschienen zuerst mit sehr gelehrten Anmerkungen des Martini Frechti in der Sammlung des berühmten Buchdruckers, Johann Hervagius, zu Basel unter dem Titel: Wittekindi Saxonis Rerum ab Henrico et Ottone I. Impp. gestarum libri III.

una cum aliis quibusdam raris et antehac non lectis diversorum Autorum Historiis ab anno Salutis DCCC. usque ad praesentem. Basileae 1532; ferner in der Sammlung Rerum germanicarum, welche Heinrich Meibomius, der Jüngere (Professor zu Helmstadt), veranstaltet hat. 1688. Tom. I.; ferner in der vom G. Wilh. Leibniz veranstalteten Sammlung scriptorum rerum Brunsuicensium Hanoverae. 1707. Tom. I. etc.

Luitprand, von Cordua aus Spanien; er war zuerst bei König Berengar II. in Italien, dann bei Kaiser Otto I. in Diensten, und seit 950 Bischof zu Cremona. Er war ein gelehrter und freimüthiger Mann, und seine europäische Geschichte, und die Nachrichten seiner Reise nach Konstantinopel (wohin ihn K. Otto I. als Gesandten geschickt hatte) sind Hauptquellen, vorzüglich zu den Vorfällen in Italien unter Kaiser Otto I. Seine Werke liest man unter der Aufschrift: „Luithprandi Ticinensis Ecclesiae Levitae Rerum ab Europae Imperatoribus et Regibus, ipsius praesertim tempore gestarum libri sex." Bei Andreas du Chesne, Tom. III.

Chronicon breve S. Galli Script. ab an. 748 — 926. ebend.

Annalista Saxo sive Eckardi Vragiensis Chronicon, quo Res gestae ab Initio regni Francorum ad annum 1139 enarrantur, in der Sammlung: Joannis Georgii Eckardi Corpus Historicum medii Aevi, sive Scriptores res in orbe universo praecipue in Germania a temporibus maxime Caroli M. Imp. vsque ad finem Saeculi post C. N. XV. gestas enarrantes aut illustrantes exhibens. Lipsiae 1723.

Neuere.

Joann. David Koelerus de familia augusta Franconica, Altorfii 1722.

Nicolaus Hieron. Gvndlingius de Statu Reipublicae Germanicae sub Conrado I. Halae 1706. Diese Dissert. erschien ferner, mit vielen Anmerkungen bereichert, unter der Aufschrift: Nicol. Hieron. Gvndlings akademische Abhandlung von dem Zustand des deutschen Reiches unter Regierung Konrads des Ersten ꝛc. ans Licht gestellt von Karl Ferdinand Phlemen, Halle 1742.

Joh. Peter Ludwig de Germania Principe sub Conrado I. Halle 1720.

De Vsu Diplomatum Conradi I. Germaniae Regis von Joh. Gottl. Krause, Vitembergae 1732.

Bvrcardi Gotthelf. Strvvii Corpus Hist. Germ. T. I.

Joann. Georg ab Eckart Commentarii de Rebus Franciae oriental. T. II.

Geschichte der Deutschen von Konrad dem Ersten bis zum Tode Heinrichs des Zweiten, von G. H. Hegewisch 2c. Hamburg und Kiel bei C. E. Bohn. 1781.

Hahns deutsche Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie.

König Heinrich I. von Sachsen.

919 — 936.

Inhalt. Heinrich I. wird im J. 919 zu Frizlar deutscher König, nöthigt den Herzog von Schwaben, und beredet den Herzog von Bayern, die Reichsverbindung anzuerkennen, gewinnt nicht weniger den Herzog von Lothringen, und wendet sich sogleich wider die auswärtigen Feinde, zumal wider die Ungarn.

In einem neunjährigen Stillstande mit diesen letztern läßt er viele haltbare Oerter befestigen, Magazine anlegen, und verbesserte Kriegsübungen herstellen; bezähmt die slavischen Völkerschaften, und erhält gegen die Ungarn selbst bei Merseburg einen entscheidenden Sieg im Jahre 934. Und nun verwendet sich Heinrich ganz für die innere Aufnahme von Deutschland, wo damals noch kein einziger Handwerker, kaum einige Spur von wahrer Handlung vorhanden, und der Feldbau schlecht bestellt war. Seine zu Gunsten der Gemeinheiten und Städte gemachten Verordnungen gewinnen die herrlichste Aufnahme, wiewohl meistens nur noch in Sachsen. Heinrichs Tod im Jahre 936; Gemahlinnen, Kinder.

Dem Leben eines Menschen, wie Heinrich war, sollte man billig mit jener höhern Ruhe und Sammlung der Seele, mit der man ein Meisterstück der Künste zu betrachten gehet, sich nähern. In solchen Werken liegt viel tiefer Sinn, und eine reiche Lehre verborgen, wie man in großen Fällen des Lebens die Beispiele großer Vorgänger benützen, und sich gegenwärtig benehmen soll. Auch viele stärkende

Kraft ist darin verborgen, niedergeschlagene, oder kränkelnde Gemüther zu beleben, und die stolzen und handelnden Gefühle menschlicher Würde, Tugend und Herzhaftigkeit in Bewegung zu setzen.

Heinrich befand sich jetzt, als ihm (mit dem Anfange des Jahres 919) die Zeichen der königlichen Würde angeboten wurden, bereits in einem Alter von 42 Jahren, wo die Charaktere der Menschen vollendet, und fast immer unveränderlich sind. Er hatte sich bisher als einen beherzten, unternehmenden Prinzen, dem man nicht ungeahndet in den Weg treten durfte, gezeigt; nun sollte er in gleichem Grade als einen Mann mit hoher Mäßigung und wohlgeordneter Einsicht, und um so mehr als einen solchen sich zeigen, als außer dem seine Eigenschaften für ganz Deutschland um so verderblicher werden könnten, je größer sie waren. Jeder Schritt, den er that, setzte ihn hierin auf die strengste Probe. Er nahm die königlichen Kleinodien, welche ihm Eberhard, des verstorbenen Königs Konrad Bruder gebracht hatte, mit Freudigkeit an, und ließ sich (den 23. Febr. 919) von seinen Sachsen und Thüringern, dann den Rheinfranken in Frizlar die Königswürde feierlich auftragen, ein Entschluß, der von manchen, wo nicht getadelt, doch gerügt wird, die ihn deßwegen einer un=

gleichen Gemüthsart, und leidenschaftlicher Absichten beschuldigen, indem er nun selbst die Fortsetzung einer Herrschaft, sobald dieselbe ihm übertragen wurde, billigte, welcher er sich bisher mit Macht und Glück entzogen hatte; allein es scheint, daß die großen deutschen Fürsten, als der von Bayern und Sachsen, welche (wie eben auch der K. Konrad) mit den ehemaligen karolingischen Kaisern weiblicher Seits verwandt waren, nicht so fast der Fortsetzung einer deutschen Königswürde abgeneigt, als vielmehr darüber, daß man sie hierin auf die Seite gesetzt hatte, eifersüchtig und aufgebracht, und eben darum widerspenstig geworden waren.

Die Umstände bei Heinrichs Wahl, und deren Lage, Verhältnisse und Aussichten auf eine allgemeine Herrschaft über Deutschland, waren jetzt die nämlichen, und wohl noch härter, als sie es im Jahre 911 für K. Konrad gewesen sind. Es ist erwiesen, daß nur allein die Sachsen mit den Thüringern, dann die Rheinfranken Unternehmer dieser Wahl, und daß die Herzoge von Bayern und Schwaben durchaus entschlossen gewesen sind, Beherrscher ihrer eigenen Staaten für sich zu bleiben, und auf jene einseitige Wahl keine Rücksicht zu nehmen. Das Reich der Lothringer wurde schon unter der vorigen Regierung größtentheils

von Deutschland getrennt; und was die auswärtigen Feinde betrifft, so war jene Regierung zu kurz, zu sehr durch einheimische Unruhen zerstreut und geschwächt, als daß wider dieselben mit Nachdruck einige Unternehmung hätte ausgeführt werden können. Dieser alleinige Umstand, bei welchem die Bewohner der deutschen Länder der steten Gefahr ausgesetzt blieben, mit jährlichen Streifereien und Verwüstungen heimgesucht, und aller Güter, und des Lebens beraubt zu werden, machte ein allgemeines Aufgebot der deutschen Völker, sohin eine gemeinsame Vereinigung derselben zu Einem Zweck höchst erwünscht, wo nicht unvermeidlich. In dieser Hinsicht war es allerdings sehr traurig, daß erst selbst diejenigen, wie immer, bezähmt und besiegt werden mußten, welche zur Bezähmung der Feinde Deutschlands angeführt werden sollten.

Zuerst, und zwar sogleich nach den zu Frizlar geendeten Feierlichkeiten, zog Heinrich mit allen seinen Lehensleuten wider die Schwaben. Hier fand er an dem Herzog Burchard einen tapfern, aber auch einen klugen Mann, der, wie er eine überwiegende Macht wider sich anrücken sah, sich, ohne Blutvergießen, ergeben, und Heinrichs Wahl anerkannt hat. Ganz andere Aussichten zeigten sich bei den Bayern, deren Herzog Arnulph, nach dem

Hintritte des Königs Konrad, alsobald zurückgekommen, und von seinen Bayern sowohl, als von den damals mit Bayern verbundenen Ostfranken, mit vollem Jubel empfangen, und zu ihrem Könige ausgerufen worden war. Arnulph fand dießmal Zeit und Unterstützung genug, den uralt bayerischen Hauptsitz Regensburg mit Mauern und Thürmen, auf deren einem sein Bildniß mit einer silbernen Krone auf dem Haupte noch bis auf unsere Zeiten zu sehen war, zu befestigen, und eine hinlängliche Anzahl der ihm getreuen weltlichen Landstände zu sammeln. Ob es zu wirklichen Thätlichkeiten gekommen sey, läßt sich bei der Verschiedenheit der Erzählungen, welche bei den Chronisten vorkommen, mit Zuverlässigkeit nicht angeben; soviel aber ist gewiß, daß Heinrich, wie er aus den wider ihn getroffenen Anstalten und gefaßten Entschliessungen wohl sah, daß er seine Absichten, falls sie zu erreichen wären, nicht erreichen würde, ohne vieles Menschenblut zu vergießen, den edeln Entschluß, der von der besten Absicht zeigt, gefaßt habe, mit Arnulph und seiner Nation, durch einen gütlichen und seiner Seits großmüthigen Vergleich, sich abzufinden. Er verlangte, ehe es zu einigem Ernst kam, den Arnulph zu sprechen, und beide Prinzen giengen im Angesichte ihrer Völker einander ent-

gegen. Arnulph, der in der Meinung stand, daß es auf einen Zweikampf angesehen sey, soll, wie er dem Heinrich nahe kam, alsobald sein Schwert gezogen, Heinrich aber mit freundlichen Worten und Geberden ihn ersucht haben, sich zu beruhigen, und seinen Vorschlägen Gehör zu geben. Er stellte ihm darauf die unausweichliche Nothwendigkeit einer fortdauernden Vereinigung der deutschen Völker auf das nachdrücklichste vor, versicherte ihn dabei, daß er nichts weiter von ihm verlange, als seine Verbindung mit einem deutschen gemeinsamen König, und setzte hinzu, daß er sogleich selbst ihn als einen solchen König annehmen und erkennen würde, falls die deutschen Nationen einstimmig gewesen seyn sollten, ihm diese Würde zu übertragen. Dieser Vorschlag wurde sowohl von dem Arnulph, als seinen Landständen, deren Einwilligung er benöthigt war, gut geheißen, sohin noch im nämlichen Jahre 920 der berühmte Regensburger-Vertrag zwischen den Deutschen und deren Oberhaupt einer Seits, und anderer Seits zwischen der bayerischen Nation und deren Regenten errichtet, vermöge welchem Bayern in einen ewigen Verband mit Deutschland getreten, sohin ein aufgetragenes deutsches Reichslehen, der bayerische Regent aber ein deutscher Reichsfürst und Vasall (oder nach dem gleich-

zeitigen Ausdruck, ein Freund oder Verbündeter, oder Kriegsfürst) des Königs geworden, auch in solcher Hinsicht zwar nur ein Herzog genannt, in Rücksicht der in seinem Lande ihm zuständigen Hoheit und Gerechtsame aber in dem unumschränktesten Besitze der, allein den Königen zuständigen, Majestätsrechte geblieben ist. Mit diesen königlichen Rechten, deren man in den bayerischen Geschichtschreibern so häufige und feierliche Erwähnungen findet, hat es folgende Bewandtniß. Es haben nämlich die alten bayerischen Herzoge einige Zeit, und bis Pipin, der Vater Karls des Großen, sie einzuschränken versucht, dieser aber sich vollends des Landes bemächtiget hat, unumschränkt regiert. Nun glaubte Arnulph, nebst den Landständen von Bayern, daß nach der Erlöschung der Karolinger die uralte, auf der Nation haftende, und von ihr hergebrachte Verfassung wieder eingetreten sey, und dem zu Folge setzte er sich in den Besitz der, einst von den Agilolfingern ausgeübten, königlichen Rechte. Unter die vornehmsten derselben gehörte das Recht, in Erledigungsfällen die Aebte und Bischöfe seines Landes zu ernennen, das Arnulph wirklich ausgeübt, und z. B. im Jahre 931 den Nithart zum Bischof von Seben, jetzt Brixen, ernannt, dann die freie Gerichtsbarkeit über die Güter der

Bischöfe, der Aebte, und der gesammten Geistlichkeit, behauptet, ihre Kauf- und Tauschhandlungen bestätigt, und in Hinsicht solcher Gerechtsame seine bayerische Geistlichkeit von der übrigen gesammten deutschen Geistlichkeit abgesondert gehalten hat. Als im Jahre 932 der König Heinrich eine allgemeine Versammlung der deutschen Bischöfe nach Erfurt ausschrieb, hielt Herzog Arnulph eine ähnliche erst zu Regensburg, dann zu Dingolfing, wo (den Bischof von Eichstädt, der krank war, ausgenommen) alle bayerischen Bischöfe, Aebte, und die gesammte Geistlichkeit, nebst allen Landständen, erschienen, und dann verschiedene, die verfallene Kirchenzucht, und geistliche Güter betreffende, Dinge vorgekommen, und darüber Schlüsse verfaßt worden sind. Arnulph schrieb sich ferner: „von Gottes Gnaden Herzog der Bayern, und der nächstliegenden Länder," ohne eines deutschen Königs zu erwähnen. Er prägte unter der Aufschrift: „Arnulphus Dux," und auf der Gegenseite: „Regina Civitas," Münzen, die noch vorhanden, auch die ersten fürstlichen Münzen in Deutschland, und von den jetzt regierenden Häusern in Europa die ältesten sind, und betrug sich in Hinsicht auf den deutschen König überhaupt, wie nur der unumschränkteste Monarch sich betragen kann. Diese Erscheinung, wovon in Bayern in Hin-

sicht auf die Geistlichkeit noch der Name „Jus regium," oder königliches Recht, nebst manchem außerordentlichen Vorrecht geblieben ist, gereicht eben der billigen und uneigennützigen Denkungsart des Königs Heinrich zur besondern Ehre, und zeiget, daß er nichts, als das Gemeinverbündniß der deutschen Fürsten, und Deutschlands Wohlfahrt gewünscht hat.

Mit gleichem Glück brachte Heinrich Lothringen wieder an Deutschland. Die Lothringer hatten sich ebenfalls an einen eigenen Herzog, Giselbert, gehalten; wie aber König Karl der Einfältige von Frankreich, von seinem Ansehen immer mehr herabgesunken, endlich gar in die Gefangenschaft seines Gegners, des Königs Rudolph von Burgund, gerathen, und die französische Verfassung überhaupt in eine sehr unsichere Lage verfallen ist, hielten es der gedachte Herzog und der Erzbischof Rutger von Trier, nebst andern lothringischen Herren, für besser, an den deutschen König sich anzuschliessen. So kam Lothringen theils durch die Verzicht des unglücklichen Königs Karl im Jahre 924, theils durch Verträge mit Rudolph im J. 935 wieder an Deutschland. Heinrich gab überdieß dem Herzog Giselbert seine Tochter Gerberg zur Ehe, und schickte den Eberhard, Bruder des verstorbenen Königs Konrad, als Pfalzgrafen, das ist, als

Verwalter der königlichen Pfalzen (Palläste) und Güter, und als Richter solcher Personen, die unmittelbar unter des Königs Schutz standen, oder nach dem heutigen Ausdrucke, reichsunmittelbar waren, nach Lothringen.

Heinrich hatte sich kaum der Oberherrschaft über die deutschen Hauptländer, oder besser zu reden, ihres freundschaftlichen Verbandes für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Deutschland versichert, als er sich wider die auswärtigen Feinde kehrte, und bei dieser Absicht jene verewigten Anstalten und Vorkehrungen traf, durch welche er den vorzüglichsten Grund zum geselligen Leben, zum schnellern Anbau des Erdreiches, zur Einführung der ordentlichen Handwerker, der Manufakturen, des Handels und der Kunst gelegt, und beseelt, und deutschen Fleiß, deutsche Kunst, Reichthum und Kriegsmacht weit über alle Völker des Erdbodens erhoben hat.

Die Verfassungen der benachbarten slavischen und zumal der ungarischen Völker waren im Ganzen so elend, daß diese, auch ohne Rücksicht auf ungezähmte Sitten und Raubsucht, vom häufigen Mangel an Lebensmitteln gleichsam genöthigt werden mußten, ihren Unterhalt bei andern Völkern mit Gewaltthätigkeit zu suchen. Da die Ungarn nicht so fast auf die Ercberung anderer Völker (wie-

wohl sie sich schon von K. Ludwig dem Kind jährliche Zinsen zahlen ließen), als vielmehr auf deren Beraubung ausgiengen, so waren ihre Züge nur desto verderblicher und gräßlicher. Sie verzehrten und raubten nicht nur alles, was sie an Getreid und Vieh antrafen, schleppten nicht nur alles, was sie fortzubringen vermochten, mit sich, sondern mißhandelten auch die Einwohner aus wildem Muthwillen, oder in der Absicht, denselben das Geständniß verborgener Schätze abzupressen, auf die unmenschlichste Weise. In der Wuth tödteten und würgten sie manchmal alles, was ihnen unter die Hände kam, oder führten die Einwohner als Sklaven mit sich fort. Das Gewöhnlichste aber war, daß sie die Häuser, die sie ausgeplündert hatten, zerstörten oder abbrannten. Dieß widerfuhr zumal den Klöstern und Edelsitzen, welche ihnen von weitem in die Augen fielen, und reichere Beuten vermuthen ließen. Auf diese Weise, und da sie allen Vorrath von Lebensmitteln, den sie unterwegs antrafen, erschöpften, wird es begreiflich, wie sie, ohne ein Magazin nach heutiger Art, manchmal in Schwärmen zu mehreren Tausenden einfallen, und unbeschreibliche Verheerungen anrichten konnten; wie sie unaufhörlich um neue Lebensmittel zu finden, forteilen, und nicht so fast von Muth und Ta-

pferkeit, sondern von der Furcht und Noth getrieben werden mußten, in die Tiefe der Länder zu dringen, und durch Umwege nach Hause zu kehren. So schwärmten sie unter Konrad I. (wie schon oben erwähnt wurde) bis nach Lothringen, und jetzt im Jahre 924 durch Sachsen und Thüringen bis nach Westphalen, und setzten den K. Heinrich, dessen Truppen durch die schreckliche Menge übermannt wurden, mehr als einmal in die größte Verlegenheit; doch ereignete sich ein sehr günstiger Vorfall. Heinrich bekam einen der vornehmsten Ungarn gefangen, und bedung sich von der ungarischen Nation, statt ein Lösegeld zu nehmen, einen neunjährigen Waffenstillstand aus. Während dieser Zeit wollte er den deutschen Völkern eine bessere Verfassung, und eine eigene Sicherheit geben.

Nichts beweiset mehr, wie wenig man noch einen Begriff davon hatte, daß die deutschen Völker einen vereinigten Staatskörper ausmachen, und daß wider Uebel, von welchen sie alle zu leiden hatten, auch von allen gemeinschaftliche Gegenvorkehrungen getroffen werden sollten, als eben dieser Mangel an Anstalten, bei welchem man fast jährlichen Verheerungen bloß gestellt blieb. Im ganzen innern Deutschland fehlte es damals noch gänzlich an Städten; und die wenigen, welche

jenseits des Rheins, und an dem Donauufer noch von den Römern vorhanden, oder erneuert worden waren, glichen vielmehr offenen Dörfern und Flecken, welche dem Lande zur Zeit der Noth wenig behilflich seyn konnten. Es mag nun überhaupt noch eine alte Abneigung wider geschlossene Städte geherrscht, oder an Kenntniß des Nutzens wohlbefestigter Oerter gefehlt haben, so benutzte Heinrich die Bestürzung vortrefflich, in welche die Sachsen durch den letzten Einfall gesetzt worden waren, um eine Verordnung durchzusetzen, welche in ihrer Art außerordentlich war. Er legte die strengsten Pflichten des uralten Heerbannes, vermöge welcher zur Vertheidigung des Vaterlandes jeder Hausvater in Person sich stellen mußte, zum Grunde, und forderte in dieser Voraussetzung besondere Opfer des Wehrstandes. Er befahl, daß jeder neunte freie Mann oder Wehre, in eine Gemeinschaft sich sammeln, daß die Häuser, welche bisher in Entfernungen abgesondert, und mit Feldern und Gütern umgeben waren, reihenweise aneinander gebaut, und mit Mauern und Thürmen umgeben werden sollten. Jenem neunten Manne mußten jederzeit acht andere seine zurückgelassenen Felder bestellen, und ihm überdieß den dritten Theil aller Feldfrüchte ausliefern, welche dieser in einem gemeinschaft-

lichen Magazin für künftige Nothfälle bewahren, und dabei für die ihm angewiesenen acht Freunde Wohnungen herstellen und unterhalten mußte. Hierher sollten bei künftigen Anfällen die Landleute mit ihrem Vieh, und ihrer Habe, flüchten, und den Feinden ihr Fortrücken erschweren. Man nannte diese Oerter Burgen (von Burg, das ursprünglich einen eingeschlossenen Ort anzeigt, daher z. B. Wagenburg) und die Einwohner derselben Burger. Manche solche Burgen fielen nachher im Laufe und im Wechsel der Dinge in ihren vorigen unbedeutenden Zustand zurück; andere entgegen bekamen nach und nach eigene Rechte, Vorstände und Verfassungen, und wurden durch dieselben in den Rang ordentlicher Städte erhoben.

Heinrich begnügte sich nicht bloß mit der ihm erprobten Tapferkeit seiner Sachsen; er wollte auch ihre Geschicklichkeit bilden, und dieselbe für die besondere Art der Feinde, mit denen sie zu kämpfen haben würden, brauchbar machen. Es war schon in den ältern Zeiten, und zumal bei den ersten Zügen wider die Römer, ein großer Fehler der Deutschen, daß sie nie auf die Kriegsübungen ihrer Feinde Rücksicht genommen, sondern sich immer nur auf ihre Stärke und Unerschrockenheit, über welche aber die Kunst, und eine

vortheilhafte List und Stellung der Feinde oft einen Vortheil gewann, verlassen haben. Die Deutschen fochten noch größtentheils zu Fuß, und nur die reichern und vornehmen erschienen zu Pferd; beide aber waren mit einer äußerst schweren Rüstung, großen Schilden, Harnischen, schweren Lanzen und Schwertern u. s. w. gleichsam unbeweglich an Ort und Stelle geheftet. Bei dieser Einrichtung waren sie zwar für solche Feinde, die ihnen Stand gehalten hätten, undurchdringlich, aber bei Feinden, wie die Ungarn, die nur heran und vorüber stürmten, kamen, und sobald sich die Deutschen in Bewegung setzten, wieder davon jagten, blieben sie jedem Pfeilwurf bloß gestellt. Heinrich vermehrte die Anzahl der Reiterei, und lehrte sie, wie sie in geschlossenen Reihen angreifen, wie sie die Pfeile des Feindes geschickt mit ihrem Schilde auffangen, und ehe derselbe den zweiten abschießen konnte, schnell auf ihn eindringen sollte. Er war selbst ein vortrefflicher Soldat, der es in geschickten Wendungen mit dem Pferde, und im Gebrauche der Lanze und des Pfeiles allen bevorgethan, und sich schon in solcher Hinsicht eine Achtung, die beinahe an Furcht grenzte, erworben hat. Er setzte auf die Geschicklichkeit der Waffenführung eine besondere Ehre, und verschaffte dem hohen und niedern Adel

vielfältige Gelegenheiten, sich durch Stärke und Geschicklichkeit auszuzeichnen, indem er jenen, bei den Deutschen schon uralt hergebrachten Waffenübungen oder Kriegsspielen eine feierliche Erneuerung und zweckmäßige Einrichtung gab, wodurch nachmals zur Einführung der Turniere Anlaß genommen, und die nicht minder berühmte Sittenverbesserung bewirkt worden ist. Heinrich ließ es aber nicht bei den bloßen Kriegsübungen bewenden, sondern nahm von Zeit zu Zeit wirkliche, gleichsam noch leichtere Kriege und Feldzüge vor, theils um seinen Truppen eine eigene Erfahrung und ein befestigtes Vertrauen auf sich selbst zu geben, theils um der großen Anzahl verarmter Edelleute, welche aus Mangel an Unterhalt als wahre Straßenräuber auf Beute umherzogen, und alle Wege unsicher machten, Nahrung, und eine edlere Beschäftigung zu verschaffen, welche letztere Anstalt ihm, indem er in diesen Leuten um seine neuerbaute Festung Merseburg Wohnungen und ordentliche Dienste anwies, auch trefflich geglückt, und nützliche Kriegsleute geliefert hat. Zuerst griff Heinrich die Haveler (Heveller) im Brandenburgischen an, eroberte mitten im Winter ihren Hauptort Brenaburg (Brandeburg) mit Sturm, bezwang die Sorben, nahm wider die Daleminzier, im heutigen Meißen, ausrottende Züge

vor, nöthigte fast alle übrigen slavischen Völkerschaften zum Tribut, zog mit gleichem Glück wider die Mähren und Böhmen, deren Hauptstadt Prag er im Jahre 928 eroberte, besiegte bald darauf den jütländischen König Gorm, verpflanzte eine sächsische Kolonie nach Schlesien, setzte einen Markgrafen dahin, und erweiterte Deutschlands Grenzen bis an das nachmalige Dänemark. So erfreulich indessen diese Siege für Deutschland waren, so erpreßte gleichwohl dem menschenfreundlichen Heinrich die, vielleicht unvermeidlich grausame Art, mit der jene Siege erfochten werden mußten, manchen Seufzer. Da die schwedischen Völker in dem Augenblicke, wo die Sachsen ein besiegtes Land verließen, ihre Freiheit wieder hervorsuchten, und nach dem Schwerte griffen, wurde es von Seite ihrer Sieger gleichsam Sitte, ihrer nie wieder zu schonen; und so wie demnach eine Schlacht gewonnen, oder eine Stadt erobert worden war, wurde gemeiniglich alles, was mannbar war, ermordet, ja manchmal der Weiber und Kinder nicht geschont. Viele Tausende wurden als Gefangene fortgeschleppt, unter die Heerführer getheilt, und (da diese Kriege noch einige Jahrhunderte, und zwar immer mit größter Erbitterung, fortgeführt wurden) fast in ganz Deutschland zerstreut, so, daß zuletzt unter einem Slaven

(Sklaven) ohne Unterschied ein leibeigener Knecht verstanden, und sohin der Name einer uralten edlen Nation zur Benennung der niedrigsten Volksklasse herabgesetzt, und diese Benennung noch schimpflich bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Unter solchen Uebungen und Vorfällen verstrich die Zeit des mit den Ungarn bedungenen neunjährigen Stillstandes. Heinrich wußte nunmehr, wessen er sich zu seinen Kriegern zu versehen hätte, und wollte sich eines Tages das Vergnügen machen, aus ihrem eigenen Munde die Versicherung, daß sie weder Furcht noch Gefahr kannten, zu hören. Er stellte den Edlen in einer feierlichen Versammlung mit nachdrücklicher Wärme den Schimpf und Schaden, ja die Unmöglichkeit vor, sich durch fernere jährliche Zinse und Tribute von diesen Barbaren die Zusicherung des Friedens zu erkaufen, und fragte sie zuletzt, ob sie sich nicht lieber durch einen beherzten und standhaften Widerstand von denselben auf einmal befreien, als in die Nothwendigkeit gesetzt sehen wollten, sich ihrer theuer erworbenen Güter, ja selbst die Tempel Gottes der heiligen Zierden und Gefäße, welche ihre Voråltern Gott und seinem Dienste gewidmet hätten, zu berauben. Eine allgemeine Bewegung, und ein feueriges Rufen: „Nein, nein! Krieg,

Krieg!" unterbrach Heinrichs Rede, der sogleich Anstalt machte, die Ungarn auf eine entscheidende Art, die ihn, aller künftigen Besorgnisse wegen ihrer Einfälle, entheben sollte, zu empfangen. Er wies ihre Gesandten, welche den Tribut forderten, nicht nur mit Verachtung ab, sondern entließ sie, um sie vielleicht nur noch mehr zu reizen, mit der äussersten Beschimpfung, indem er ihnen zum Zeichen, was sie in Zukunft zu hoffen hätten, nach damaliger Sitte, einen räudigen Hund, welchem man die Ohren und den Schwanz abgeschnitten hatte, vorwerfen ließ. Die Ungarn brachen augenblicklich und mit grimmigen Drohungen auf, und ergoßen sich in unermeßlichen Schaaren bis nach Thüringen, wo sie in zwei Heere sich theilten, deren eines nach Niedersachsen, das andere an der Saale nach Merseburg zog. Verschiedene andere Haufen streiften noch außerdem in verschiedene Gegenden fort, und verwüsteten alles, was sie antrafen, durch Feuer und Schwert. In Niedersachsen stießen sie zuerst auf deutsche Truppen, und entdeckten sogleich mit Entsetzen deren ganz umgeänderte Streitart, Muth und Erfahrenheit. Sie fielen oder flohen, und geriethen auf der Flucht neuerdings unter deutsche Heere, die im Hinterhalt vertheilt standen; und nur Wenige retteten sich noch in

tiefe Wälder und Sümpfe, wo sie von Hunger und Kälte aufgerieben wurden. Indessen war Heinrich nach Merseburg vorgerückt, und sein Heer hatte sich auf zwei Anhöhen, an deren Fuß die Saale fließt, gelagert. Hier sah er die Nacht hindurch weit umher Häuser und Dörfer brennen, welche die Ungarn in Flammen gesetzt hatten, um ihren umherstreifenden Truppen Zeichen zum Versammeln zu geben. Als Heinrich mit Anbruch des Tages vor ihrem Lager erschien, fand er dasselbe leer, bis auf einzelne Haufen, die niedergemacht, und bis auf eine große Anzahl deutscher Gefangener von jedem Geschlechte und Alter, die sogleich befreit wurden. Man fand in ihrem Lager einen beträchtlichen Vorrath an allerhand Beute, und vieles Geld, welches letztere meistens den Armen, dann den Kirchen und Klöstern, deren Gebäude vielfältig im Schutt lagen, zu Theil ward; im Jahre 934.

Wenn sich Heinrich um Deutschland durch die Bezähmung der deutschen Feinde verdient machte, so verewigte er sein Andenken noch ungleich mehr durch herrliche Anstalten, welche er für die Aufnahme des innern Wohls von Deutschland festgesetzt, wiewohl zum Theil vielmehr nur angelegt hat. Hier trat er als ein Mann von großem Verstand, und eben so großer als guter Absicht auf; hier unter-

schied er sich, gleich Karl dem Großen, von den unzähligen Fürsten gemeiner Art, von denen man nichts zu sagen weiß, als daß sie prächtig lebten, und prächtig begraben wurden; hier verdient seine Bestrebung um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als die Geschichte der Kultur, der Kunst, des Handels und der Manufakturen, der Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens, mit einem Worte, die Geschichte der Städte und des bürgerlichen Lebens, unendlich wichtiger, und wie ich wiederholen muß, für Deutschland unendlich rühmlicher ist, als die Geschichte der meisten Fürstenhäuser, der Feldherren, und des Adels *).

*) Ich wiederhole hier diesen Ausdruck mit allem Fleiß und Bedacht, weil es jemand öffentlich gerügt hat, daß ich mich dessen schon früher einmal bedient habe. Ich kann einem solchen zur Berichtigung seiner Begriffe, nichts sagen, dem dadurch etwas Neues und Auffallendes gesagt worden ist; sonst weiß die ganze Welt, daß durch die Verbreitung der Städte oder des Bürgerlebens, und durch die dadurch beförderte Geselligkeit, die rauhen und einsiedlerischen Sitten milder und menschenfreundlicher gemacht, daß hierdurch die seligen Neigungen zum Frieden, zur Handhabung der Gesetze und der Gerechtigkeit eingeflößt, die öffentliche Sicherheit, und die Rechte und Ordnungen der Regierungen geheiliget, daß, nach einem Umlaufe von vielen Jahrhunderten, erst bei der Entstehung des Bürgerle-

Wir werden den eigentlichen Werth von Heinrichs Anstalten um so näher erkennen,

---

bens das Daseyn und der Werth der, dem Menschen eigenen Geisteskräfte, dann der Vortheil einer zweckmäßigen Geistesbildung anerkannt, daß erst dann ein Unterschied der würdigen Menschen gefühlt, der Fähige und Fleißige geschätzt und ermuntert, der Träge und Unfähige zurückgesetzt, daß erst dann zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens unzählige Bedürfnisse, sohin unzählige Gedanken, Ueberlegungen und Berathschlagungen erweckt, unzählige Talente in Bewegung und Umlauf gesetzt, sohin Einsichten, Künste, Erfindungen und Manufakturen entstanden, und daß Wir das geworden sind, was wir sind, und was Völkerschaften ohne Städte und Bürger bei aller ihrer kriegerischen Tapferkeit, und alten freien Geschlechtern noch bis diese Stunde nicht sind, noch jemals eine Hoffnung haben, zu werden. Diese Erscheinung ist in der natürlichen Ordnung, und der natürlichen Entwicklung der Dinge gegründet, und es ist daher von jeher anerkannt, und vor mir von Vielen gesagt und wiederholt worden, daß nicht mächtige Monarchen (in so weit nämlich einige sonst nichts, als gewaltige Herren vorstellten, und weder Denker noch Weise waren), noch weniger Generale, am allerwenigsten vornehme, altadelige Geschlechter (in so weit sie nichts thaten, als einnehmen und zehren), sondern stille Gelehrte, Künstler und Kaufleute, Männer von Tugend, Fleiß und Scharfsinn, von erhabener Seelengröße und Erfindungskraft, die Haupttriebfeder des Fortschrittes zu allen Arten von Vollkommenheit, und sittlicher und physischer Glückseligkeit unter den Menschen, gewesen sind.

wenn wir erst, auch nur mit wenigen Blicken, den damaligen Zustand des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland werden übersehen haben. Eine solche Uebersicht ist auch außerdem sehr lehrreich und angenehm, und erzeuget, nebst dankbaren und freudigen Empfindungen über die ungleich bessere Gestalt der heutigen Verfassungen, eine Fähigkeit nützlicher Bewunderung für solche Männer, die zu unserer Veredlung etwas erfunden und unternommen haben.

So sehr sich der Zustand der deutschen Länder seit der Zeit, da sich die deutschen Völkerschaften zu ordentlichen Nationen gesammelt, und bald darauf sich zur Annahme allgemeiner Gesetze gefügt haben, verbessert hat, so befand sich Deutschland dennoch in einer allgemeinen Unbehilflichkeit, und das Vermögen der lebenden und unbelebten Natur in einer allgemeinen Ruhe. Kaum kannten die edeln Stände und Freien einer und eben derselben Nation einander. Sie lebten in einer steten Abgeschiedenheit unter sich, und näherten sich in den Wildnissen, mit denen sie noch allenthalben umgeben waren, einer neuen Verwilderung. Es gab keine Straßen, keine Gasthäuser. Wer reisen wollte, und unterwegs keine Anverwandten hatte, mußte seine Einkehr in Klöstern nehmen, zu deren Haupt-

pflichten eben darum das Aufnehmen und Bewirthen der Fremden gerechnet worden, und die Spur davon noch übrig geblieben ist. Wenn große Herren, oder deren Abgeordnete reisten, mußten ihnen die Dorfschaften, durch welche sie zogen, allen Unterhalt liefern, und es waren darüber gewisse Ordnungen festgesetzt. Es gab keinen einzigen öffentlichen Handwerker, noch Krämer, sondern jeder Hausvater mußte sich selbst alles, was er für sich und die Seinigen brauchte, auf seiner Wirthschaft erziehen und verarbeiten. Jeder mußte sich selbst sein Haus bauen, sein Brod backen, sein Bier brauen, und seine Kleider verfertigen.

Die Verfertigung der Kleider war fast ganz allein den Frauenzimmern aufgetragen, als welche überhaupt die ganze Familie mit den häuslichen Geräthschaften zu versehen hatten. Sie verfertigten nicht nur den Stoff zu allen Kleidern, sondern spannen, webten, und schneiderten sie auch selbst. Die kleinsten Mädchen, und zwar nicht nur gemeinerer, sondern auch die der ersten und vornehmsten Abkunft, wurden schon von den ersten Jahren an im Nähen, Spinnen, Weben und Kleidermachen unterrichtet. Karl der Große drang sehr darauf, daß seine Töchter in diesen weiblichen Künsten geübt, und daß (wie er ein

anderesmal sagte) die Fräulein fleißig zum Spinnrocken angehalten wurden. Die silberne Kunkel der Prinzessinn Lutgard, Kaiser Ottos I. Tochter, kam nach ihrem Tode ins Kloster St. Alban bei Mainz, und die Kaiserinn Kunigunde trug als Wittwe ein dunkelfarbenes Kleid von ihren eigenen Händen gemacht.

In den alten Romanen, welche getreue Abbildungen der alten Sitten und des Lebens sind, trifft man die Fräuleins immer an der Näh- und Stickrahme, oder am Webstuhle an. Nebst der Leinwand und den wollenen Zeugen verfertigten die Frauenzimmer auch Teppiche, Tapeten, womit man schon in den ältesten Zeiten alle Zimmer zu bekleiden pflegte, und verschiedene andere häusliche und kirchliche Geräthschaften, die sie mit Verzierungen von Blumen, mit Jagdstücken, oder historischen Vorstellungen, meistens mit biblischen Geschichten, heiligen Legenden, außerordentlichen Schicksalen und Thaten berühmter Ritter, und besonders merkwürdigen Ereignissen in der eigenen Familie durchwirkten. Die ältesten Tapeten bestehen gewöhnlich nur aus zwei Farben, schwarz und weiß, und erst gegen Ende des eilften Jahrhunderts fangen sie an, etwas lebhafter, dann im dreizehnten buntscheckig, und endlich natürlich zu werden. Da man in solchen Tapeten häufig statt des Na-

mens ein Wappen an der Ecke eingewirkt findet, die Tapeten auch gar oft die Farbe des Wappens vorstellen, so waren Sachkundige längst der Meinung, daß man durch solche Tapeten die Heraldik erklären könne. Je vornehmer die Frauenzimmer waren, desto eifriger und stolzer waren sie darauf, es in ihrer Kunst zu einem vorzüglichen Grad von Geschicklichkeit zu bringen, und durch irgend ein Kunststück ihr Andenken unvergeßlich zu machen. Sie verfertigten Panniere und Fahnen, und brachten die schönsten und prächtigsten Stickereien darauf an. Das Meisterstück ihrer Kunst widmeten sie irgend einer Kirche, und die schönen Kirchenzierden kamen fast alle von ihren Händen. Ein Kunststück dieser Art gab Stoff zu einem allgemeinen Gespräch unter den adeligen Familien, und erweckte die Eifersucht, oder die Achtung aller Mütter und Töchter für die Künstlerinn. In weiblichen Klöstern oder vielmehr Erziehungs- und Pfründehäusern wurde alle weibliche Kunst sehr weit getrieben, und daher wurden die Töchter vornehmer Leute sehr zahlreich darin erzogen. Gewöhnlich aber befanden sich die Frauenzimmer in einer abgesonderten, wohl verwahrten, Wohnung, oder im Frauenhaus, eine Benennung, welche, (wie das Wort Bordell, welches ursprünglich ein Bord, oder kleines Haus bedeu-

tete) bei dem nachmaligen Verfall der Zucht und Sitten ehrlos geworden ist. Hier herrschte die Frau des Hauses, und vertheilte und übersah die Arbeiten ihrer Töchter und Mädchen, und sorgte für alle Bedürfnisse und Geräthschaften ihrer Familie. Zur Vertheilung der Kleider unter die Hausgenossen wurden gewisse Zeiten, zumal große Feste, als Weihnachten, Ostern und Pfingsten festgesetzt, wovon noch die Spuren in manchem deutschen Lande, als z. B. in Bayern, wo der Bauer dem Hausgesind zu den geheiligten Zeiten verschiedene Kleidungsstücke reichen muß, vorhanden sind. Unter den Hausgenossen wurden nicht bloß die eigentlichen Hausdiener, sondern bei größern Herren die Diener ihres Hofes oder Staates, Räthe, Beamte, Offiziere verstanden. Wegen der gewöhnlichen Ablieferung wurde ein solches Kleid eine Livree, oder wegen der gleichen Farbe, welche jederzeit dem Hauswappen gemäß war, auch Uniform genannt. Die gröbern, oder diejenigen Arbeiten, welche mehrere Stärke des Leibes forderten, wurden von den dem Hausvater angehörigen Knechten, Leibeigenen, oder Sklaven verrichtet. Zur Zeit Karls des Großen kommen verschiedene Hirten, Weingärtner, Müller, Wagner, Jäger, Schmiede, Gold= und Silberarbeiter, Falkner, Schuster, Drechsler, Schwert=

feger, Seifensieder, Bräuer, Bäcker, Gärtner und Netzmacher vor. Alle diese Leute standen unter der Aufsicht der Hauswirthinn, und selbst die Gemahlinnen der Kaiser und der Herzoge besorgten die ganze Landwirthschaft, die Hofhaltung, und nicht selten die Verwaltung der Staatseinkünfte.

Gleichwie diese Einrichtung, vermöge welcher jede Familie nur für sich sorgte, eine natürliche Folge des abgesonderten Lebens war, so war sie auch die Ursache, daß der Anbau des Erdreiches, der wechselseitige Verkehr und die Industrie, die Bevölkerung, und sohin die Erweckung und Anstrengung der dem Menschen zu seiner Vervollkommnung gegebenen Kräfte und Fähigkeiten in einer höchst traurigen Hemmung darnieder lag. Jeder baute nur so vieles Feld, hielt sich nur so vieles Vieh, als er für seine Nothdurft brauchte, oder mit seinem Reichthume von Sklaven bestreiten konnte. Eben darum, weil der Feldbau, und überhaupt jede Handarbeit nur von Sklaven, oder doch wenigstens von abhängigen Leuten getrieben wurde, war bei mancher Familie der Mangel an denselben außerordentlich groß, und allgemein drückend; daher dann auch nicht nur die Landesfürsten schon in frühen Zeiten die strengste Verordnung erließen, daß kein Knecht ferner außer Landes verkauft

werden sollte, sondern vorzüglich die christlichen Priester gegen den Druck, und gegen die für einen Christen offenbare Unanständigkeit der Knechtschaft unaufhörlich eiferten, die öffentlichen Märkte, wo auch christliche Leibeigene aller Geschlechter und Alter, wie das Vieh, meistens von den Juden verhandelt wurden*),

*) Man hielt an verschiedenen Orten in Europa, und vorzüglich in Deutschland große Sklavenmärkte. Es waren dergleichen zu Rom, Lyon, an der preussischen Seeküste, und in den meisten deutschen Handelsstädten. Auf diesen Märkten wurden oft die Sklaven gegen gewisse Sachen eingetauscht, häufig gegen Pferde nach der Nachricht des Erzbischofes Lullus zu Mainz. Jedoch wird in einer fuldaischen Charte für eine Sklavinn zum Pferde noch ein Schild und eine Lanze zugegeben. Dahingegen bekam für sein Pferd eine ganze Anzahl gefangener Christen der heil. Rembert, Erzbischof von Hamburg. Die Gothen gaben manchmal für ein Stück Brod einen Sklaven hin. Unter den Franken galt der brauchbare und wohlunterrichtete Sklave zwölf Goldschillinge. Sie wurden oft Schaarenweise aneinander gefesselt verkauft, so, daß man ganze Heerden, groß und klein, auf einmal erhielt. Im Leben des hl. Eligius, Bischofs von Noyon, wird erzählt, daß man von ihm manchmal 20, 30, 50 zusammen, und zuweilen ganze Schiffsladungen von 100 Stücken aufgekauft worden wären, die aus Männern, Weibern und Kindern, und aus allerlei Nationen: Sachsen, Britten, Gallier, Römer und Mauren bestanden hätten. Helmond zählte 700

überall zerstörten, und mildere, und erträglichere Verhältnisse der Knechtschaft einführten. Es gab zwar viele arme Wehren oder Edle und Freie; aber weil die Arbeit eine knechtische, und sohin gleichsam eine unehrliche Sache war, so wollten sie, ehe sie arbeiteten, lieber betteln, und sehr viele derselben zogen eine geraume Zeit als Waller (fremde Reisende, Wallfahrer) herum, und dieß um so mehr, als dieses Herumziehen nach den damaligen Begriffen für ein besonders gottseliges Werk gehalten, auch selbst von Karl dem Großen durch ein Gesetz, vermöge welchem keinem Wallfahrer die Herberge versagt werden durfte, unterstützt, und diese Beherbergungspflicht jedem Kloster oder Hospital auferlegt ward. Da endlich kein Verkehr irgend eines Produktes statt fand, so blieb auch die Kultur der Länder und die Bevölkerung in einem ver-

---

Sklaven, die auf einmal auf dem Markte zu Meklenburg feil waren. Es gab eigene Sklavenhändler, die große Lieferungen in die entferntesten Länder besorgten. Die Wenden brachten viele aus Böhmen und Rügeland die Donau herauf. Fischers Geschichte des deutschen Handels. 1. Th. S. 33. ꝛc.

Wer möchte in solchen Scenen aus dem Leben der christlichen Priester die Segnungen des Christenthumes verkennen!? —

hältnißmäßigen Grade zurück, und noch im eilften Jahrhundert waren die schönsten Rheingegenden elend und unbebaut. Um sich einen Begriff vom Anbau wissenschaftlicher Kenntnisse, und den daraus hervorgehenden bürgerlichen Verfassungen zu machen, darf man nur an die Justizproben denken.

Allen diesen, und unzähligen andern öffentlichen Mängeln und Gebrechen sollte durch die unvergleichlichen Anstalten des K. Heinrich abgeholfen, und zugleich die geistigen Fähigkeiten und Begierden der Menschen ins Leben und in Umlauf gebracht, und auf edlere Dinge gelenket werden. Die in zahlreiche Gemeinschaften versammelten Menschen bekamen früher nützliche Begriffe von Ordnung, Wohlstand, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und von andern sittlichen und geselligen Tugenden, denen bei einer ganz für sich bestehenden Lebensart Nahrung, Uebung, und Bildung fehlt. Die in den Städten angeordneten Vorrathshäuser und Magazine waren nicht nur zur Aushilfe in Kriegszeiten, sondern weit mehr noch zur Steuerung des Mangels bei einem allgemeinern Mißwachs höchst dienlich, und die Städte selbst verbürgten gleichsam ganzen Ländern die öffentliche Sicherheit. Da die meisten Bürgerschaften von dem umliegenden Bezirk ein ansehnliches Grundeigenthum mit dem Ober-

eigenthumsrecht (vermöge welchem für jeden Platz oder Gut ein gewisser jährlicher Grundzins zur Bestreitung der Gemeindebedürfnisse zu entrichten, dabei zur Veräusserung eines Grundstücks die Einwilligung der gesammten Bürgerschaft erforderlich, und endlich jedes erblose und verfallene Gut der bürgerlichen Kammer wieder heimfällig war) erhalten hatten, so errichteten sie an den Grenzen ihres Gebietes gewisse Zeichen, oder Marchen, mit der Erklärung, daß innerhalb dieser Grenzen ein allgemeiner Friede seyn sollte, indem sie auf dem Rechte bestehen würden, jede gewaltthätige Handlung scharf zu rügen, und über alle auf ihren Grenzen vorgefallene Streitsachen die Partheien zur Verantwortung zu ziehen. Diese Stadtmarche bestand anfangs in einem Kreuz, welches mit Bildern der Heiligen geziert, und wegen seiner Unverletzbarkeit (vom Weich) das Weichbild, die durch dasselbe angedeutete Verbindlichkeit aber das Weichbildrecht, auch der Burgfriede genannt wurde. Die Sicherheit, welche die Städte leisteten, ermunterte eine Menge Menschen, sich vor den Mauern oder Pfählen der befestigten Gemeinden Wohnungen zu bauen, oder auch in der Entfernung sich das Bürgerrecht, und den damit verbundenen Schutz einer Stadt ertheilen zu lassen. Jene, welche bei oder innerhalb

neu errichteter Pfähle wohnten, wurden Pfahlbürger, die letzteren Ausbürger genannt. Um diese Bevölkerung der Städte noch mehr zu begünstigen, hatte Heinrich befohlen, daß alle Feierlichkeiten und öffentlichen Versammlungen künftig nur in Städten gehalten werden sollten. Dieß gab zur Errichtung öffentlicher Gasthäuser und anderer Gewerbe von gleicher Art und Absicht Anlaß. Heinrich that noch mehr. Er befahl ferner, daß diejenigen, welche überflüssige Waaren oder Früchte hätten, dieselben nach einer Gemeindeniederlage (Halle, woraus nachher das Stapelrecht entstand) bringen sollten. Indem dadurch eine Auswahl der Waaren zum Vorschein kam, so wurden diese eben darum sowohl wohlfeiler als besser; und was die Hauptsache war, so wurde dadurch die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Vortheile der Handlung, der Gewerbe, der Handwerker und Künste rege gemacht. Noch wurde der Handel in Deutschland fast allein von den Lombarden (auch Cowertschen oder Caorsen, von der Stadt Cahors, in Quienne, deren Einwohner meistens von dem Geldumtausch lebten und wucherten, genannt) und von Juden getrieben, von welchen, da sie von Kaisern und Landesfürsten wegen der Kopfsteuer außerordentlich begünstigt wurden, ganz Deutschland angefüllt wurde. Der Handel

geschah meistens mit levantischen Waaren, dann mit Geldumwechsel, und mit Auslehnen des Geldes auf Zinse, welches letztere lange für eine der christlichen Liebe entgegenstreitende Sache gehalten, und aus diesem Grunde den Christen auf das Schärfste verboten blieb. Jetzt thaten sich in manchen neuen Städten nicht nur viele Freie, welche Bräuereien, Bäckereien, und dergleichen anlegten, und das Gewerbe mit denselben an ihre Angehörigen verpachteten, hervor, sondern eine nicht geringere Anzahl verfiel darauf, die Verarbeitung und Verhandlung inländischer Produkte als die ergiebigsten und dauerhaftesten Quellen der Nahrung und des Reichthumes anzusehen, und sich auf die Erziehung und Vervielfältigung der Produkte, und deren Benützung mit aller Macht zu legen. So wuchs in Bälde nicht nur die Anzahl, sondern auch die Geschicklichkeit der Künstler und Handwerker in dem Maaße, als durch ihre fleißigen, nützlichen und sinnreichen Arbeiten der Hang nach Pracht und Ueppigkeit, und nach den unübersehbaren noch fehlenden Bequemlichkeiten des Lebens, immer allgemeiner geworden war.

Sobald eine Stadt die Aufnahme ihrer Bevölkerung und ihres innern Wohlstandes fühlte, war das erste, daß sie sich die Marktgerechtigkeit ertheilen ließ, zu welchem Ende

ihr der Kaiser einen Handschuh schickte, als dessen Uebergebung überhaupt das gewöhnliche Sinnbild der rechtskräftigen Uebergabe einer Sache, und daher nicht nur auf den Weichbildern, sondern auch auf Münzen, zur Anzeige des Münzrechtes ein solcher Handschuh zu sehen war. Das Münzrecht war mit dem Marktrecht fast immer verbunden, so, daß sich demnach bei jedem Marktplatze auch eine Münze befand. Da es noch keine allgemeine, in allen deutschen Provinzen gleich geltende Münze gab, so mußte jeder, der etwas kaufen wollte, so vieles Gold oder Silber auf die Münze tragen, und daselbst vermünzen lassen, als viel er glaubte, für die ihm anständige Waare nöthig zu haben. Dieses Münzamt wurde gewöhnlich an ansehnliche Familien verpachtet, und der Genuß desselben wurde um so vortheilhafter, als unter König Heinrich I. die Erfindung der edeln Metalle mit der von Gundelkarl, einem Ostfranken, gemachten Entdeckung der Erze bei Goslar einen guten Anfang genommen, und bald nachher einen ausnehmend glücklichen Fortgang gewonnen hat.

So wie nun die Anzahl der Bewohner einer Stadt, der Handwerker, der Kaufleute u. dgl. täglich zunahm, mußte man nothwendig auf Ordnung, und auf die Festsetzung bestimmter Pflichten, Rechte und Freiheiten,

nach welchen alles verhandelt werden sollte, denken. In dieser Hinsicht entstanden allmählig die Eintheilungen der handthierenden Einwohner in Innungen oder Zünfte, und deren sogenannte Artikel, d. i. deren Pflichten und Befugnisse, welche (z. B. in Bayern unter dem Namen Gerechtigkeiten) noch vorhanden sind. Da die Vorfälle mit Waaren und Marktsachen diejenigen am besten schlichten und entscheiden konnten, welche solche Geschäfte selbst trieben, so erhielten die Städte auch die Polizeiaufsicht über alle Angelegenheiten des Handels und der Handwerker. Auf diese Art bildeten sich nach und nach die Stadt- und Bürgerrechte, und überhaupt die Verfassungen der Städte, deren Besorgung (so wie die Umstände sich fügten, oder irgendwo mehr und weniger verständige und unternehmende Leute vorhanden waren) theils in die Gewalt der sogenannten Patricier, nämlich der ersten vornehmern freien Einwohner, und Verwalter ansehnlicher Aemter, theils unter die Aufsicht der Kaufleute und Handwerker gekommen, und dadurch endlich in Deutschland ein neuer höchst mächtiger Mittelstand, der Stand der Bürger erwachsen ist.

Die Aufnahme der Städte zog als eine natürliche Folge die Aufnahme des Ackerbaues, und der allgemeinern Kultur der Länder nach

sich. Die Städtebewohner verzehrten, verlangten, bestellten vieles; sohin konnte vieles erzeugt, und mit Vortheil abgesetzt werden. Auch die Loslassung von der härteren Leibeigenschaft wurde täglich allgemeiner, und die Bedingnisse, mit welchen die Freigelassenen an ihre Grundherren verbunden blieben, überall erträglicher. Sie saßen auf Köthen (kleinen Häusern) und führten, gegen gewisse ausbedungene jährliche Abgaben eigene Wirthschaften auf Gründen, welche ihnen von ihren Eigenthümern theils nur auf ihr Leben, theils auf ihre ganze Nachkommenschaft überlassen wurden, daher auch die Leib = und Erbrechte bis diese Stunde noch üblich sind. Solche Uebernehmer (Beständner, Köthner) hielten sich dann ebenfalls wieder männliche und weibliche Gehülfen zu ihrem Dienste, welche von den, ihnen bestimmten, Verrichtungen Dienstboten, und von der Ee (Ehe) welches Wort einen wechselseitigen Vertrag anzeigt, Ehehalten genannt wurden. Alle diese und unzählige andere Erscheinungen wurden durch die trefflichen Anstalten Heinrichs veranlaßt, und in Bewegung gesetzt, so, daß Deutschland um viele Jahrhunderte früher die heutige Vollkommenheit der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verfassungen erreicht haben würde, wenn die nachgefolgten Kaiser sich ihn

zum Muster genommen, und die Großmuth und Weisheit besessen hätten, den Hauptendzweck ihrer Erscheinung auf dem Throne vielmehr in der Bebauung und Verherrlichung der, zu allem Großen und Guten fähigen, deutschen Länder, als in der Unterjochung, oder vielmehr nur in der Beunruhigung fremder Völker zu suchen.

Heinrich besaß in Hinsicht auf die Einführung eines allgemeinen Systems in den deutschen Ländern noch lange nicht die gehörige Macht. Die Herstellung der Heerbannspflicht, oder die zu dem Ende verordnete Erbauung der Städte bezog sich nur auf die sächsischen Länder, wo Heinrich König und Herzog zugleich war. In andern Ländern blieb noch lange alles bei der alten Verfassung, und in Bayern z. B. wurde erst im zwölften und vierzehnten Jahrhundert mit der Erbauung neuer Städte ein ernstlicher Anfang gemacht. Es war und blieb auch zwischen Land- und Kaiserstädten vom Anfange an ein großer Unterschied, indem jene von Landesherren in ihren eigenen Bezirken errichtet, und von ihnen beherrscht wurden, diese aber nur in solchen Ländern, welche einem deutschen Könige unmittelbar unterworfen waren, angelegt werden konnten; daher dann auch die meisten Kaiserstädte in Sachsen, Schwaben und

Rheinfranken entstanden, und diese Länder manchmal sogar vorzugsweise die Reichslande genannt worden sind. Aber auch die Kaiserstädte waren bloß zur Leistung der Heerbannspflichten gehalten, d. i. bloß verbunden, sich wider die Reichsfeinde, als anfangs wider die Normänner, Ungarn u. a. gebrauchen zu lassen, und hatten an den Privat- oder Familienfehden der Kaiser keinen Antheil, konnten dieselben auch von ihren Mauern abhalten, wenn sie sich etwa mit ihren Haustruppen in die Städte werfen, und sich daraus hätten vertheidigen wollen. Wie dann diese Grundverfassung noch gesetzmäßig, auch in Reichskriegen zwar jede Reichsstadt Aushülfe zu leisten verbunden, aber keine Truppen bei sich aufzunehmen verpflichtet ist. Bei solchen Verhältnissen war an allgemeine Ordnungen, z. B. in Maß und Gewicht u. dgl. nicht zu denken, und eben so wenig an eine regelmäßige Anlegung der Städte, und deren Gassen (als welche meistens der Zufall zusammentrug). Heinrichs Verdienst bleibt aber darum nicht weniger groß und einzig. Bei dem allgemeinen Mangel an Einsicht, zweckmäßigen Hilfsmitteln und Erfahrungen that er, was ein König und ein Weiser nur immer in einer Lage thun konnte, bei welcher, so zu sagen, mehr Verstand, Vaterlandsliebe, Muth und Be-

harrlichkeit dazu gehörte, zur künftigen Kultur Einen Baum, als jetzt, in der besten Ordnung ganze Wälder zu pflanzen. Heinrich wußte seinen Anstalten und Absichten nicht bloß Ehrfurcht und Bewunderung, sondern Neigung und Nachahmung zu verschaffen, und was er anlegte, dessen Fortsetzung blieb auch nach ihm allgemeiner Ton.

Heinrich machte eben Anstalt nach Rom zu reisen, als er von Anfällen des Schlagflusses berührt wurde. Da er befürchtete, daß bei der künftigen Königswahl Uneinigkeiten entstehen möchten, ließ er sich nach Erfurt bringen, wohin er auch die Reichsstände in der Absicht versammelt hatte, sich mit ihnen zu benehmen. Er schlug ihnen seinen erstgebornen Sohn Otto vor, und erhielt ihre Einwilligung. Dann begab er sich, mit einem kleinen Gefolge, nach dem Kloster Memmleben an der Unstrut, und starb daselbst wenige Tage nach seiner Ankunft den 5. Jul. im J. 936, im sechzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde nach Quedlinburg *) gebracht, wo sein einfaches Grabmal noch zu sehen

*) Ein von Heinrich errichtetes Fräuleinstift, wo auch seine Gemahlinn Mathilde ruht.

seyn soll. Alle Völker, die ihn liebten, beweinten ihn.

Heinrich hatte sich zweimal verheirathet; erst mit Hatheburg, der Tochter eines Herrn von dem Städtchen Altstädt (nach andern Alteburg), Namens Erwin oder Ewerwin, und in dieser Ehe erhielt er einen Sohn Thankmar. Hatheburg aber war eine Nonne, und ohne Vorwissen und Dispens des Bischofes Sebastian von Halberstadt (der nur mit Mühe und durch Vermittlung des Königs Ludwigs des Kindes, bewogen werden konnte, mit dem Kirchenbann über das neue Ehepaar zurück zu halten) vermählet worden. Wie nun Heinrich nach einiger Zeit für Mathilde, die Tochter eines Grafen Dietrich, der von dem berühmten Wittekind abstammte, eine leidenschaftliche Neigung faßte, erklärte er seine Ehe mit der Hatheburg für unrechtmäßig, und ließ sich im Jahre 910 zu Wallhausen in Thüringen mit der Mathilde trauen. Aus dieser Ehe erhielt er drei Söhne. Otto, geb. 912; Heinrich 919; Bruno 928. Der erstere hatte sich bereits mit einer englischen Prinzessinn Edgid vermählet, und im Jahre 930 einen Sohn Ludolph erhalten. Mit den zwei letztern Söhnen hatte sich Heinrich gleichsam abgefunden, da er bei der Wahl des Otto zum deutschen König seine Erbgüter unter sie vertheilte. Hein-

rich soll auch mehrere Töchter gehabt haben, von denen die Gerberg, wie oben vorkam, an den Herzog Giselbert von Lothringen, und eine andere Hadwig an Herzog Hugo von Franken verheirathet worden ist.

Heinrichs Gestalt und Charakter wird durchgehends sehr vortheilhaft beschrieben. Er war groß und wohlgebaut, und zu Unternehmungen, wozu Stärke und Herzhaftigkeit gehört, von Natur ausgerüstet und geschickt. Dem zu Folge war er ein großer Liebhaber ermüdender Ergötzlichkeiten, und liebte zumal die Jagd so sehr, daß er, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, manchmal in Einem Tag mehr, als vierzig Thiere fieng. Er hatte eine strenge und heftige Gemüthsart, wußte sie aber nach der Art aller großen Köpfe, die mit Menschen große Dinge durchsetzen wollen, durch freundliche Mienen und Geberden und einschmeichelnde Worte dergestalt zu mildern und zu versüßen, daß man ihm die Dienste selbst anbot, die er außerdem mit keiner Gewalt erzwungen haben möchte. Ein Meisterstück dieser Art hatte er an Herzog Arnulph von Bayern erwiesen. Er zeigte auch bei allen Gelegenheiten thätige Gesinnungen voll Güte und reiner Menschenmilde, und ergriff jede Gelegenheit, diejenigen, welche bei Kriegsvorfällen Unglück erlitten hatten, zu trösten und

schadlos zu halten. Er gründete in solcher Absicht hie und da weltliche Fräuleinstifter, und ließ sich sehr angelegen seyn, die von den auswärtigen Feinden zerstörten Münster oder Klöster wieder aufzurichten, als bei welchen sich damals die einzigen öffentlichen Erziehungsanstalten und die einzigen Gelegenheiten, Wissenschaften zu treiben und zu verbreiten, befanden. Er sah wohl ein, daß die gefährlichsten Feinde, wider welche ein Regent, der eine wahre Größe, Ruhe und Sicherheit liebt, stets ein wachsames Auge haben sollte, in schlechten Gesetzen, unsichern Verfassungen, und in einer vernachlässigten und rohen Erziehung bestånden, und blieb unermüdet, wider diese öffentlichen und fürchterlichen Mängel und Gebrechen entschlossen und standhaft zu kämpfen. Er baute Kirchen, stellte die Gottesdienste her, und brachte durch verschiedene auf Erkenntniß und Bildung abzweckende Anstalten zuwegen, was bei Plutarch im Leben des Numa wird, daß die Völker anfiengen, ihre Gesinnungen zu ändern, und eine Begierde nach Gerechtigkeit und Frieden zu schöpfen, das Land zu bauen, die Kinder ruhig zu erziehen, und der Religion sich zu ergeben. Er scheint auch eine besondere Achtung für die Künste gehabt zu haben, und der gleichzeitige Luitprand erzählt von ihm, daß er in einem

Saal zu Merseburg den über die Ungarn erhaltenen Sieg so künstlich habe malen lassen, daß man kein Gemälde, sondern die Sache selbst zu sehen geglaubt habe. Warum man ihm den Beinamen der Finkler (anceps) gegeben habe, ist nicht bekannt; die Sage aber, daß ihm derselbe darum geschöpft worden sey, weil er sich bei Ueberbringung der Reichskleinodien eben auf einem Vogelfang befunden haben soll, ist längst als eine abgeschmackte Fabel verworfen worden. Die Geschichtschreiber äußern bei Erwähnung derselben allgemein den Wunsch, daß man vielmehr ihn, als einige seiner Nachfolger, den Großen genannt haben möchte; doch dieser zufällige Titel benimmt der wahren Achtung gegen ihn so wenig, als der Umstand, daß er weder gekrönt noch gesalbt worden, und beides von ihm selbst aus Bescheidenheit abgelehnt worden ist. Heinrich war nicht bloß ein großer König, sondern, was ungleich mehr sagt, ein großer Mann.

Schriftsteller.

Aeltere.

Nebst den vorigen: Hermanni Contracti, (eines Benediktiners aus einem gräflichen Geschlechte in Schwaben, geb. 1013) Chronicon ab O. C. ad a. 1055 bei Pistorius T. I. item bei Urstisius Tom. I.

Ditmars (Bischofs zu Merseburg aus einem gräfl. Geschlechte, geb. 976, gest. 1018) Chronicorum libri 8. de Imperatoribus germanicis Stirpis Saxonicae (876 – 1015) bei Leibniz Tom. I. item in des Reineri Reineccii Sammlung.

Chronicon Saxonum Quedlinburgense, bei Leibniz Tom. II.

Vita Mathildis Reginae Germaniae, bei Leibniz Tom. I. und Additiones et Emendationes ad vitam beatae Mathildis Reginae Germaniae, Tom. II.

Chronograph. Saxo, bei Leibniz: Accessiones, quibus utilia superiorum temporum Historiis illustrandis etc. Lipsiae 1698 in 4to.

Neuere.

Nebst den vorigen: Joan. Dav. Koeler, Stematographia Augusta Saxonica. Alt. 1731.

Mascov origines Juris publici ex Rebus Impp. Saxonicorum Lips. 1732.

Ejusdem Commentarii de Rebus Imp. Rom. German. a Conrado I. usque ad obit. Hen. III. (Lips. 1741 ed. 2da ib. 1757. 4.).

Kaiser Otto I., genannt der Große.

936 — 974.

Inhalt. Otto besteigt den Thron mit außerordentlichem Pomp, und kommt mit seiner Absicht, Deutschland monarchisch zu beherrschen, unverzüglich zum Vorschein. Er unterdrückt die Bayern, und setzt den Herzogen überhaupt Pfalzgrafen an die Seite; er kämpft wider verschiedene unangenehme Vorfälle und Verschwörungen der Herzoge von Franken, Lothringen, und seines eigenen Bruders, und führte wider die Slaven glückliche Kriege.

Dann gieng er, Italien zu erobern, und bot daselbst der Königinn Adelheit seine Hand im Jahre 951. Im Jahre 961, nachdem er indessen in Deutschland verschiedene Unannehmlichkeiten, besonders mit seinem Sohne Ludolf erfahren hatte, gieng er nach Rom, und wurde daselbst im Jahre 962 zum Kaiser gekrönt. Im Jahre 966 unternahm er seinen dritten Zug nach Italien, worin er sich einige Jahre aufgehalten, und im Jahre 972 seinen Sohn und Nachfolger Otto II. mit Theophania, einer griechisch-kaiserlichen Prinzessinn, vermählt hatte. Im Jahre 973 starb er. Sein Charakter; Gemahlinnen und Kinder.

Niemals hatte Deutschland schönere Aussichten und Hoffnungen, als da Otto, dieses Namens der Erste, den deutschen Scepter ergriff, um Deutschlands Wohlseyn zu lenken. Sein Vater und Vorfahrer, Heinrich, hatte ihm die deutschen Provinzen in einer sehr beruhigten Verfassung, und deren Einwohner in der lebhaftesten Bestrebung nach allen Arten von Wohlstand und Glückseligkeit hinterlassen. Sie schienen, sich allgemach jenem

schönen Zeitalter, das bei jeder Nation in ihrem Erwachen eintritt, nähern zu wollen, jenem unaussprechlich glücklichen Alter der begeisterten Jünglingschaft, wo sich die menschlichen Anlagen schnell und freudig entwickeln, und wo in fähigen Seelen gleichsam neue Sinne, ungewöhnliche Gefühle und Sehnungen nach Vollkommenheiten, die man jetzt nur noch ahnen, aber nicht nennen kann, erwachen. Sie hätten in diesem Zustande nur nicht wieder gewaltthätig gehindert, nur noch manchmal mit ermunternden Anstalten unterstützt werden dürfen, um sich selbst zur fernern Ausbildung zu verhelfen, und die sittliche und bürgerliche Glückseligkeit zu befestigen. Wenn Otto dazu sehr vorzügliche Eigenschaften, einen persönlichen Muth und Fleiß besaß, so scheint er zu gleicher Zeit desto weniger die Begriffe und Ueberzeugung, daß er seine großen Eigenschaften bloß zu jenem Zwecke verwenden sollte, besessen zu haben. Er wollte glänzen und herrschen, und ein Herr der Herren genannt werden.

Gleich bei der Thronbesteigung im Jahre 936 zeigte sich Otto den Fürsten und Völkern in einer majestätischen Pracht. Er ließ den geräusch- und pompvollen Feierlichkeiten der Krönung und Salbung ihren völligen Lauf. Der gleichzeitige Schriftsteller Wittichind hin-

terließ uns die Beschreibung davon. Die Wahl, oder vielmehr deren Bestätigung sollte zu Aachen vor sich gehen. An dem zu dieser Handlung, im Monat Juli, bestimmten Tag, erschienen die Herzoge, Grafen, Herren, und adeligen Freien der fünf deutschen Hauptnationen (der Franken, Sachsen und Thüringer, Bayern, Schwaben, Lothringer) in dem Vorhofe der von Karl dem Großen erbauten Hauptkirche. Sobald der junge Herzog (er war 24 Jahre alt) erschien, führten sie ihn zu dem daselbst aufgerichteten Thron. Dann traten sie vor ihn hin, und indem sie ihm die Hand reichten, gelobten sie ihm Treue, und einhelligen Schutz und Beistand wider Deutschlands Feinde. So ward er ihr König. Da er hierauf in die Kirche gieng, kam ihm der Erzbischof Hildibert von Mainz, der indessen mit andern Bischöfen und Aebten, und dem übrigen Volke daselbst sich versammelt und gewartet hatte, mit einer Stola von Leinwand bekleidet, die erzbischöfliche Inful auf dem Haupt, und ein Buch in seiner Rechten, in der Mitte entgegen. Er faßte mit seiner Linken die rechte Hand des Königs, wendete sich gegen das auf den rund umher gebauten Gallerien befindliche Volk, und sagte: „Hier stelle ich euch den von Gott erwählten, von weiland König Heinrich vorgeschlagenen, und jetzt von allen Für-

sten ernannten König Otto vor; gefällt euch diese Wahl, so erhebt zum Zeichen dessen euere rechte Hand gegen Himmel. Das ganze Volk erhob die rechte Hand, und der Tempel erscholl von Freudenrufungen, von Glückwünschen und Segnungen. Nun begab sich der Erzbischof mit dem König, der nach Art der Franken ein kurzes und enges Kleid trug, hinter den Altar, auf welchem die Zeichen der Königswürde lagen; er nahm zuerst das Schwert mit dem Gürtel, und reichte es dem Könige mit den Worten dar: „Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi und des Christenthums zu vertreiben, und vermöge des von Gott dir übergebenen Ansehens, und vermöge der ganzen Gewalt des Reiches der Franken, den Frieden aller Christen aufs stärkste zu befestigen." Indem er ihm hierauf die Armbänder überreichte, und den Mantel anlegte, fuhr er fort: „Dieser bis zur Erde herabhängende Mantel erinnere dich, im Eifer des Glaubens nie zu erkalten, und in Beschützung des Friedens bis ans Ende zu verharren." Endlich reichte er ihm den Stab und Scepter mit den Worten: „Bei diesen Zeichen erinnere dich, die Unterthanen unter väterlicher Zucht zu halten, und zumal den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen die Hand deiner Barmherzigkeit darzureichen. Nie mangle es an

dem Oele der Erbarmung auf deinem Haupt, damit du schon jetzt, und in Zukunft mit der ewigen Belohnung gekrönt werdest." Mit diesen Worten salbte er ihn mit dem heiligen Oele. Darauf ward ihm die goldene Krone von den drei Erzbischöfen (dem Erzbischofe von Mainz, dem von Trier, und dem von Köln) aufgesetzt, welche ihn ferner zu einem Throne führten, welcher zwischen zwei sehr schönen Marmorsäulen errichtet war, wo er alle Anwesenden sehen, und von allen gesehen werden konnte. Hier blieb er während der feierlichen Messe, worauf er sich nach dem Pallaste verfügte, und an einer marmornen Tafel mit den Erzbischöfen und der übrigen Versammlung eine öffentliche Mahlzeit hielt.

Da sich bei dieser feierlichen Handlung eine unbeschreibliche Menge Volkes versammelte, so haben sich einige deutsche Herzoge dazu verstanden, die Herbeischaffung aller Nothwendigkeiten, und die öffentliche Ordnung zu besorgen. Der Herzog Giselbert von Lothringen, in dessen Herzogthum Aachen lag, hatte alles Nöthige zur Bewirthung der Fremden und des Hofes herbeigeschafft, als Kämmerer; der Herzog Eberhard von Franken hatte über die Tafel und die Speisen, als Truchseß, der Herzog Hermann von Schwaben über die Getränke, als Schenk, die Aufsicht übernom-

men; der Herzog Arnulph von Bayern hatte als Marschall für die Ordnung in den Lagern, und für die Pferde gesorgt. Diese Verrichtungen waren damals noch nichts weniger, als Erzämter, und es hieng bei den künftigen Wahlen zuversichtlich von der Unterredung und dem Einverständnisse der Herzoge ab, welche Dienste einem jeden angewiesen seyn sollten.

Daß indessen von den drei Söhnen des Heinrichs der einzige Otto zum Nachfolger in der Königswürde gewählt worden, da doch unter den Merovingern und Karolingern in solchen Fällen Theilungen geschehen, und z. B. nach dem Hintritte Ludwigs des Deutschen die deutschen Länder unter dessen drei Söhne getheilt worden sind, scheint nicht so fast in einem seit den letzten vier Königen (Arnulph I., Ludwig dem Kind, Konrad und Heinrich I.) welche allein regierten, entstandenen Herkommen, als vielmehr in einer ganz natürlichen Ordnung seinen guten Grund zu haben. Die Karolinger waren Erbherren der deutschen Länder, indessen daß ihre Nachfolger nur durch den Willen der deutschen Nationen gesetzt, und die Söhne dieser nachfolgenden Könige auf die stets vorgehenden Ansuchungen der Väter bestätiget worden sind. Ueberhaupt waren hierüber noch keine Reichsgrundgesetze anerkannt

und festgesetzt worden, so wenig, als für das Wahlgeschäft selbst, und für die Feierlichkeiten bei der Krönung einige bestimmte Ordnungen errichtet waren, wie dann eben der Wahl des Otto die drei oben genannten Erzbischöfe nicht beigewohnt, auch sich über den Vorzug, wer den Neugewählten krönen soll, gestritten, und sich nur bis auf eine weitere Entscheidung einstweilen in der Person des Erzbischofes von Mainz vereiniget hatten.

Ottos Erwählung war beinahe die einzige, erste und letzte Handlung, die mit Uebereinstimmung der deutschen Nationen unternommen, und mit Zufriedenheit derselben vollzogen ward. Sie war kaum vorüber, als Otto Gelegenheit nahm, seine Absichten und Grundsätze, nach welchen er die deutschen Fürsten behandeln würde, zu zeigen. Im Jahre 937 gieng in Bayern Herzog Arnulph I. mit Tod ab; er hinterließ drei Söhne, Eberhard, Arnulph II., und Hermann. Nun war Bayern, gemäß jenem regensburgischen Vertrag, dessen in dem Leben des Königs Heinrich I. Erwähnung geschah, in Reichssachen ein mit den übrigen deutschen Nationen und dem Könige verbundenes, aber außerdem, und was die innere Verfassung und Selbstbeherrschung betrifft, ein ganz unabhängiges Land, und es wäre nicht wenig ungereimt, wenn man be-

haupten wollte, daß jener Vertrag sich bloß auf die Person und Lebenszeit des Arnulph I. bezogen habe, weil nach dieser Voraussetzung im Jahre 937 jener Vertrag zu binden aufgehört, und die bayerische Nation sich von Deutschland wieder getrennt haben könnte. In Bayern dachte man an nichts weniger, als daß es jemanden einfallen sollte, wohl gegründete Gerechtsame zu stören, und der älteste Prinz Eberhard übernahm, mit Einstimmung seiner Brüder und der Stände, die Regierung. Diese Nachfolge geschah in bester Ordnung, und der Pabst Leo VII. wendete sich in einem Schreiben an die bayerischen Bischöfe und Grafen sogleich an Eberhard, als Herzog von Bayern; allein Otto hat das System gefaßt, ganz Deutschland neuerdings von seiner Person abhängig zu machen, und mußte demnach diesen Fall schnell und nachdrücklich benutzen. Er berief die drei Prinzen an seinen Hof, und vielleicht hätte er den Eberhard als Herzog bestätiget, wenn dieser sich dazu hätte verstehen wollen, die Nachfolge in der Regierung als eine königliche Gnade anzuerkennen, und den Lehenseid abzulegen; aber die Prinzen verabscheuten einhellig eine solche Zumuthung, und sohin blieb dem Otto nichts übrig, als die Waffen zu ergreifen. Das Glück (dem er nachher in seiner ganzen Re-

gierung so Vieles zu danken hatte) begünstigte ihn, und die Prinzen Eberhard und Hermann flüchteten und verloren sich einige Zeit nachher, man weiß noch diese Stunde nicht zuverlässig, wohin. Otto erklärte hierauf, um die Nation doch in etwas zu befriedigen, den Bruder des verstorbenen Herzogs, Berchtold genannt, zum Herzog, veränderte aber die der herzoglichen Kammer und Würde einverleibten Güter nun größtentheils wieder in Königsgüter, und gab die Aufsicht darüber dem mittlern der genannten drei Prinzen, Arnulph II., wodurch dann die Einführung der eigentlichen Pfalzgrafen in Bayern ihren Anfang genommen hatte. Da durch diese Verfügung dem Herzog, und dem Pfalzgrafen verschiedene Interessen zugetheilt, und jedem seiner eigenen Würde und Vortheile wegen daran gelegen war, sich einander wohl ins Auge zu fassen, damit sich keiner zu Vieles herausnehme; so glaubte Otto für die künftige Abhängigkeit des Herzogs hinlänglich gesorgt zu haben. Otto war ein Meister in Erfindungen dieser Art, und mag wohl manchmal mit innigem Selbstbehagen auf Anstalten hingesehen haben, welche die Absicht hatten, und die Kraft haben sollten, einen zum Aufseher des andern zu machen, einen durch den andern nieder zu halten, und sich einer ewigen Dienerschaft der deutschen Fürsten und Stän-

de zu versichern. Er räumte seinen Pfalzgrafen, dergleichen auch in den andern größern Reichsländern, als in Lothringen, Sachsen und Schwaben, aufgestellt waren, verschiedene Vorzüge ein, wodurch sie den Herzogen nothwendig Ehrfurcht für ihre Gegenwart einflößen mußten. Die Pfalzgrafen wohnten, um durchaus zu wissen, was vorgehe, den Landtägen bei, nahmen die Beschwerden der Grafen und Edlen wider die Herzoge an, und waren Richter aller der Familien, welche der König beliebt hatte der Gerichtsbarkeit der Herzoge zu entziehen, und nach dem heutigen Ausdrucke, reichsunmittelbar zu machen. Mit der Geistlichkeit traf Otto noch sinnreichere Maßregeln, wie wir gleich hören, aber auch seiner Zeit vernehmen werden, daß alle diese Kunstgriffe, die Freiheit der innern Verfassung von Deutschland zu unterjochen, vergeblich gewesen sind. Es kam bald dahin, daß derjenige, der eine Gewalt bekam, sie dazu anwendete, um sich von der Gewalt dessen, der sie ihm gegeben hatte, frei zu machen. Ottos Nachfolger wurden bald veranlaßt, den Pfalzgrafen, damit sie nicht zu mächtig werden möchten, die Aufsicht über gewisse Ländereien und Burgen abzunehmen, wodurch Landgrafen und Burggrafen entstanden, die Theile der großen Maschine aber täglich vervielfältigt, und die Kün-

ſie, ſie nach Einem Wink zu regieren, immer ſchwerer geworden ſind.

Man kann indeſſen die Abſichten des Otto, Deutſchland neuerdings ganz zu einer Monarchie umzugeſtalten, nicht geradezu mit Härte beurtheilen. Das Streben nach Alleinherrſchaft liegt in der Natur*), die ſtets vorrücken will, und die Könige aller Länder und Zeiten haben ſie geſucht. Auch kann das vereinte Deutſchland wider ganz Europa unterjochend wirken, wie es eben unter dieſem Otto Böhmen, Dänemark, Frankreich, Burgund, Italien, Polen und Ungarn fühlten; allein in Deutſchland ſcheint, wie das beſtändige Aufſtreben der Nationen, und die Erfahrung zeigt, die Alleinherrſchaft ein unnatürlicher Zuſtand zu ſeyn. Unaufhörliche Erſchütterungen der deutſchen Länder, Zerrüttungen des bürgerlichen Lebens, und gewaltſame Hemmungen der moraliſchen Veredlung waren Jahrhunderte lang die Folgen des Streites zwiſchen Kaiſer und Fürſten, bis die angeborne Freiheit der letztern wieder errungen worden iſt. Dieſe Verfaſſung liegt im Charakter der Deutſchen, und indeſ-

---

*) Die Liebe zur Gerechtigkeit, die Heiligkeit der Verträge, ſoll dieſe Luſt der Natur beherrſchen.
A. d. R.

sen, daß fast alle Nationen Europens, und beinahe die meisten Nationen der Welt in eine monarchische Gewalt vereinigt worden sind, blieben und erhielten allein die Deutschen sich frei. Wie vor mehr als achtzehn Jahrhunderten die Römer sie fanden, so will noch jede kleinere oder größere Völkerschaft ihrem eigenen Fürsten gehorchen; diese aber wollen den Thron ihres gemeinschaftlichen Oberhauptes nicht als Statthalter, sondern als freie Fürsten umgeben, nicht dem Zwang noch der Furcht, sondern den Gesetzen gehorchen.

Es scheint, daß Otto jede Gelegenheit, wo er ein Beispiel geben konnte, daß Reichswürden nicht erblich, sondern daß Fürsten und Grafen in seiner Hand seyn sollen, zur Zeit und Unzeit ergriffen, daß er überhaupt bei seinen Schritten wenige Rücksicht darauf, ob er einen Dritten kränke, genommen, und sich eben dadurch den allgemeinen Haß, und die vielen Verschwörungen wider sein Leben zugezogen habe. Wenn man nicht annehmen will, daß alle diejenigen, die sich wider ihn einließen, schlechterdings Ungeheuer des Meineids und der Treulosigkeit gewesen sind (und aus bloßen Handlungen, deren eigentliche Veranlassungen uns nicht hinlänglich bekannt, oder schief beurtheilt worden sind, läßt sich dieß nicht so geradezu behaupten), so lassen sich die

vielen widrigen Erscheinungen kaum anders erklären. Die Unsicherheit in Amt und Würde ist auch für einen Mann von Rechtschaffenheit und Muth der traurigste Zustand, und bleibt stets von den schlimmsten Folgen für Regenten und Länder. Otto begieng noch überdieß den Fehler, wenn es nicht Staatsabsicht war, die wichtigsten Dienste der Reichsprovinzen fast überall mit Sachsen zu besetzen. Dieß, und dann der Uebermuth solcher sächsischer Herren, welche alles verachteten, was nicht auf ihren König und auf Sachsen einen Bezug hatte, machte jede Verfügung dieser Art zum unerträglichen Joch. Der Herzog von Franken, Eberhard, ergrimmte einst dergestalt wider einen adeligen Herrn in Thüringen, Bruning genannt, daß er in der ersten Wuth einen demselben angehörigen Flecken in Brand steckte, und alle Einwohner niedermachte. Otto fällte über ihn sogleich eigenmächtig das Urtheil, daß er eine Geldstrafe von hundert Pfund (die er mit Pferden bezahlte) erlegen, seine Gehülfen aber ohne Nachsicht die damals bei Adeligen übliche Strafe ausstehen, und bis nach Magdeburg, wo sein gewöhnlicher Wohnsitz war, Hunde tragen sollen. Otto wurde gerührt, wie er die Herren auf diese Art gedemüthigt sah, und that ihnen wieder sehr gütlich; auch schien nach dem äußerli-

chen Scheine des bei Höfen üblichen Wohlstandes alles gut beigelegt und versöhnt zu seyn; aber die Herren trugen ihre Wunden tief im Herzen mit sich fort, und Herzog Eberhard blieb sein Todfeind. Dieser Art sind mehr und weniger fast alle Begebenheiten, die folgen werden.

Es ist im Leben des Königs Heinrich gesagt worden, daß dieser Herr sich mit einer gewissen Hatheburg (von der er sich nachher scheiden ließ) vermählt, und mit ihr einen Sohn, Tankmar, erzeugt habe. Dieser Tankmar bat den Otto um gewisse Güter, welche nach dem Hintritte eines Anverwandten seiner Mutter Hatheburg heimfällig geworden waren. Otto schlug sie seinem Halbbruder ab, und schenkte sie einem gewissen Grafen Gero. Tankmar, der, wie es scheint, schon bei andern Gelegenheiten auf die Seite gesetzt worden war, gerieth bei dieser letztern Kränkung in Verzweiflung. Er klagte seinen Schmerzen dem eben genannten Herzog Eberhard von Franken, der, ohne auf seine eigene Erfahrung, und ohne auf weitere Folgen zu denken, mit dem jungen Tankmar sogleich gemeinschaftliche Sache machte, und das Schloß Badelik (Bellik in der heutigen Grafschaft Mark) überfiel. Hier gaben sie ihren Gehülfen, um ihnen zu fernern Unternehmungen Muth zu machen,

alles preis. Auch nahmen sie den jungen Heinrich, Ottos Bruder, der sich zu Badelik aufhielt, in ihre Gewalt. Tankmar überrumpelte auf gleiche Weise den befestigten Ort Eresburg, der aber bald von sächsischen Truppen wieder entsetzt ward. Wie Tankmar sah, daß an keine weitere Gegenwehr zu denken sey, nahm er seine Zuflucht in eine Kirche. Hier legte er seine Waffen auf den Altar, und blieb in einer flehenden Stellung stehen. Die erhitzten Sieger schonten seiner nicht; sie warfen in der Ferne Pfeile auf ihn ab, und eine Lanze, die durch das Fenster geflogen kam, durchbohrte ihn. Nun beklagte Otto seinen Bruder, und rühmte dessen vortreffliche Eigenschaften eben so sehr, als er vorher ungeneigt war, dieselben zu ermuntern, und der feurigen, und nach hoher Ehre strebenden Gemüthsart durch eine verhältnißmäßige Beschäftigung Zweck und Nahrung zu geben.

Man kann kaum des Namens eines gleichzeitigen Fürsten oder Fürstensohnes erwähnen, ohne einen neuen Feind, oder Gegner des Otto auf die Bahn zu bringen. Ein solcher war selbst Prinz Heinrich, Ottos Bruder. Heinrich hatte bereits bei der Erhebung des Otto zur Königswürde seine Unzufriedenheit darüber an den Tag gelegt, und behauptet, daß die Krone ihm gebühre, weil ihr Vater

zur Zeit, da Otto geboren wurde, nur noch Herzog, bei seiner Geburt aber bereits König gewesen war. In dieser seltsamen Meinung hatte ihn seine Mutter Mathilde, deren Liebling er war, ernährt und bestärkt. Der Herzog Eberhard von Franken, welcher bei der Nachricht von dem unglücklichen Ende des Tankmar für sein eigenes Schicksal zu fürchten anfieng, glaubte die Gemüthsstimmung des Heinrich zu seiner eigenen Rettung benutzen zu können. Er machte ihm das Versprechen, daß er ihm zur Königskrone verhelfen wollte, wenn indessen Heinrich ihn mit dem Otto aussöhnen würde. Heinrich fand diesen ungeheuern Vorschlag äußerst erwünscht, und hielt ihn für nicht weniger ausführbar. Er begab sich zu seinem Bruder Otto, und brachte es dahin, daß sich dieser nach einer sehr mäßigen Genugthuung, welche in einer kurzen Verbannung nach Hildesheim bestand, mit dem Herzog Eberhard wieder versöhnte. Er hatte den Otto so sehr beruhigt, und sicher gemacht, daß dieser nicht den geringsten Argwohn schöpfte, als er sich von einem zum andern sächsischen Herrn begab, und sich auf alle Fälle ihres Anhanges versicherte. Der Herzog Eberhard hatte sich indessen zum Herzog Giselbert nach Lothringen verfügt, und ihn ohne große Mühe in ein Bündniß gezogen

wobei dieser für sich selbst die glänzendsten Aussichten zu sehen wähnte. Die gleichzeitigen Schriftsteller versichern, daß bei diesem Bündnisse einer den andern hinter das Licht geführt, und daß jeder die Absicht gehabt habe, den andern bloß als einen Gehülfen wider den Otto zu benützen, und am Ende sich selbst auf den Thron zu setzen. Die Verbündeten waren mit so vieler Vorsicht zu Werke gegangen, daß Otto, der sich bei der wiederholten Nachricht, wie sich in Lothringen eine Armee wider ihn in Bewegung setzte, nach der Rheingegend eilte, um sich davon selbst zu überzeugen, und seinen Augen kaum glaubte, da zu Dortmund wirklich eine Parthei, die wider ihn handeln sollte, sich vorfand. Er war aber bald so glücklich, bei Bürich (im Clevischen), wo er über den Rhein setzen wollte, das lothringische Heer, bloß mit seinem Vortrab, der bereits über den gedachten Fluß gesetzt hatte, zu schlagen. Auch hatte er in Lothringen einen der vornehmsten Landsassen, Namens Immo, auf seine Seite zu ziehen gewußt, so, daß er indessen, daß dieser seine Feinde daselbst beschäftigte, nach Sachsen sich begeben, und seinem Bruder Heinrich, der sich in Merseburg eingeschlossen hatte, zu Leibe gehen konnte. Otto stellte es dem Heinrich frei, ob er sich ihm ergeben, oder binnen dreißig Ta-

gen nebst seinem Anhange Sachsen räumen sollte. Heinrich wählte das Letztere, und begab sich wieder zum Herzog Giselbert nach Lothringen, welcher nicht nur die Ankunft des Herzogs Eberhard von Franken mit dessen Heer täglich erwartet, sondern auch den König Ludwig von Frankreich um Beistand ersucht hatte. Dieser war auch wirklich mit großen Eroberungsplanen in Elsaß eingefallen, und Otto eilte nach der (damals auf einer Rheininsel gelegenen) Stadt Breisach, welche die Verbündeten besetzt, und daraus den Schwaben vielen Schaden zugefügt hatten, als die Herzoge Eberhard, Giselbert, und der Prinz Heinrich bei Andernach über den Rhein giengen, um die Stadt Breisach zu entsetzen. Das Schlimmste für Otto war, daß sich die Anzahl seiner Feinde täglich vermehrte, wie dann eben jetzt der Bischof Friedrich von Mainz, und der Bischof Rudhard von Straßburg das Lager von Breisach verlassen haben sollen, um sich nach Mez, wo eine gemeinschaftliche Verabredung bestimmt war, zu begeben; aber auch hier halfen dem Otto glückliche Zufälle aus der Verlegenheit. Otto hatte sich einiger nahen Anverwandten des Herzogs Eberhard, worunter vorzüglich der Herzog Hermann von Schwaben war, bedient, um die feindlichen Heere beobachten zu lassen. Wie nun diese

Herren, welche vor einiger Zeit die unversöhnlichsten Feinde des Eberhard geworden waren, dem ihnen gemachten Auftrag auf das sorgfältigste nachkamen, gelang es ihren Leuten, die Herzoge, wie sie unweit Andernach am schwäbischen Ufer mit einem kleinen Gefolge sich befanden, und eben Mahlzeit halten wollten, zu überfallen. Eberhard starb mit dem Schwerte in der Hand; Giselbert sprang in ein Schiff, das von der Menge derer, die zugleich mit ihm hineinsprangen, untergieng im Jahre 939. Mit dem Leben dieser Herzoge nahmen auch die Verbindungen ein Ende. Lothringen ergab sich, und Otto übertrug dem Grafen Otto von Verdin, sowohl über den von Giselbert hinterlassenen einzigen Sohn Heinrich, als über das Land die Aufsicht. König Ludwig von Frankreich zog sich wieder in sein Land zurück, und heirathete sogar die Wittwe des Herzogs von Lothringen und Ottos Schwester, Gerberg, um sich seiner Freundschaft zu versichern. Auch der junge König Konrad von Burgund hatte sich unter den Schutz des Otto begeben, und dessen Oberherrlichkeit anerkannt.

Otto soll sich auch dießmal mit seinem Bruder Heinrich versöhnt haben; aber gleich darauf findet man diesen wieder an der Spitze einer noch weit häßlichern Verschwörung. Hein-

rich hatte dießmal nichts Geringeres im Sinn, als den Otto vollends aus dem Weg zu räumen. Die Veranlassung soll gewesen seyn, daß Otto den Verschworenen einige Tribute nicht vergütete, welche ihnen bisher die Slaven jährlich zu bezahlen, und seit einiger Zeit zu entrichten sich geweigert hatten. Die Parthei bestand dießmal aus lauter eingebornen Sachsen, und wie es scheint, keineswegs aus einem Haufen verächtlicher Leute. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber nennen besonders einen gewissen Erick, als den besten, unbescholtensten und beherztesten Mann seiner Zeit. Die Sache blieb für den Otto, wie andere Unfälle, unschädlich. Er bekam von dem Vorhaben der Verschwornen, zu dessen Ausführung diese das Osterfest bestimmt hatten, eine genaue Nachricht, und vereitelte dasselbe, ohne sich das Geringste merken zu lassen, bloß dadurch, daß er die Zugänge zu seinem Zimmer sorgfältig bewachen, und sich stets von bewährten Leuten begleiten ließ. Nach dem Feste ließ er die Verschwornen aufsuchen und hinrichten. Der eben genannte Erick starb eines ausgezeichneten Todes. Als er bewaffnete Leute wider sich im Anzuge sah, setzte er sich in voller Rüstung zu Pferd, und verkaufte sein Leben so theuer als möglich, er fiel ganz mit Wunden bedeckt.

Wenn Otto bis jetzt ein Leben voll Verdrießlichkeiten und Gefahren zu erdulden hatte, so schien ihm dasselbe sein Glück, das nie etwas Schlimmes an ihm vollenden ließ, anderer Seits in vollem Maße vergelten, und den Gang der Dinge ganz nach seinen Absichten wenden zu wollen. Um das Jahr 947 war in Bayern Herzog Berchthold gestorben. Dieser Todfall verschaffte ihm Gelegenheit, sich nicht nur der Zuneigung seines Bruders Heinrich, mit dem er sich im Jahre 942 auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt feierlich ausgesöhnt hatte, auf immer zu versichern, sondern auch das Land an seine Familie zu bringen, dessen Besitz ihm zur Befestigung seiner monarchischen Plane so wichtig, und stets so sehr am Herzen gelegen war. Er nahm daher weder auf den vom verstorbenen Herzog hinterlassenen Sohn Heinrich, genannt der Jüngere, noch auf desselben noch lebende Brudersöhne, noch auf die Rechte der bayerischen Nation einige Rücksicht, sondern erklärte, daß künftig sein eigener Bruder, Heinrich, Herzog in Bayern seyn soll. Um die nämliche Zeit, nämlich im Jahre 949 erhielt er für seinen Sohn Ludolph das Herzogthum Schwaben, und zwar auf die erwünschteste Art, indem ihn selbst der schwäbische Herzog Hermann gebeten hatte, den Ludolph gegen Anheirathung

seiner Tochter Ida, der Erbinn seiner weitschichtigen Geschlechtsgüter, zu seinem Nachfolger in der Herzogswürde von Schwaben zu erklären. Im Jahre 954 machte er seinen Sohn Wilhelm, den er außer der Ehe mit einer edlen Slavinn gezeugt hatte, zum Erzbischofe von Mainz, und so wurde beinahe ganz Oberdeutschland seinen nächsten Anverwandten zu Theil, so wie ihm Sachsen, dessen herzogliche oder militärische Verwaltung er einem edlen Sachsen, Hermann, (Billings Sohn, der im Lüneburgischen seinen Sitz hatte) übergab, zur Ausführung jener großen Anstalt zu Gebot stand. Auch in Betreff der auswärtigen Feinde hatte sich Otto Ruhe, Ruhm und Vortheil zu verschaffen gewußt. In Böhmen hatte der Herzog Boleslaws, der in einem jenseits der Elbe gelegenen Landstrich, in der von ihm erbauten Stadt Boleslawa (Bunzlau) residirte, seinen Bruder, dem Herzoge Wenzeslaw, der sich mit Eifer um das Christenthum angenommen hatte, im Jahre 938 ermordet, die Verbindung Böhmens mit Deutschland abgerissen, und seine Nachbarn beunruhigt. Die eigenen Familienunruhen verhinderten anfangs den Otto, ihm mit Ernst zu Leib zu gehen; aber im Jahre 950 schloß er ihn in Prag ein, und nöthigte ihn neuerdings zum ferneren Tribut und zur Beistands-

leistung für Deutschland. Nicht weniger glücklich, aber auch mit der gewöhnlichen unmenschlichen Verfahrungsart wurde der Krieg wider die Slaven fortgesetzt. Diese edeln Völkerschaften stritten nicht um Herrschaft, sondern um Freiheit und Leben, und achteten als brave Leute den Verlust dieses letztern sehr wenig, wenn sie in Gefahr kamen, jene zu verlieren. Da man es nicht dahin bringen konnte, ihren Muth und Hang nach Freiheit zu bezwingen; so behandelte man sie auf eine Art, welche ganz dazu gemacht war, ihn in eine Art von Wuth und Raserei zu versetzen. Der über die Slaven in Lausitz gestellte Markgraf Gero ließ einst dreißig der Vornehmsten zu einem Gastmahle zu sich laden, und in der Nacht ermorden. So zog selbst Otto verschiedene Male wider die Obotriten (im Meklenburgischen) und brachte sie durch wiederholte ausrottende Niederlagen auf den höchsten Grad des Elendes. So wurden auch die Häveler (Slaven im Brandenburgischen) nachdrücklichst gezüchtiget und entkräftet; aber unter allen Siegen dieser Art war keiner erwünschter und vortheilhafter für Deutschland, als jener, der im Jahre 955 wider die Ungarn erfochten ward. Nachdem diese räuberischen Völker Deutschlands Ruhe so oft gestört, und die Länder, welche sie durchzogen, verheert hatten,

erschienen sie im Jahre 955 (und zwar, wie nachher vorkommen wird, auf Einladung einiger vornehmen Bayern) mit einer Macht und Menge, als wollten sie ganz Deutschland verschlingen. In Bayern, durch das sie heraufzogen, zertrat ihr Fuß, was er berührte, und ihr Schwert vertilgte, was es erreichen konnte. Eine allgemeine Landflucht der Eingebornen in befestigte Oerter verkündigte ihre Ankunft, und die Noth des Landes. Der bayerische Heerbann eilte nach dem ihm angewiesenen Sammelplatze, und Eberhard, Graf von Ebersberg führte denselben (indem der Herzog Heinrich von Bayern in der bayerischen Hauptstadt Regensburg krank lag, auch in eben diesem Jahre noch starb) dem Könige Otto jenseits der Donau entgegen, bei welchem sich die übrige deutsche Wehrschaft so schleunig, als möglich war, einfand. Man fand die Ungarn, welche man jetzt aufsuchte, zu Gunzenlech (zwischen Kissing und Möhring diesseits des Lechs) unweit Augsburg, in welcher Stadt Bischof Ulrich Befehlshaber war. Von hier übersah man das unermeßliche feindliche Heer, das aus hunderttausend Mann bestanden haben soll. Die deutsche Armee, welche kaum die Hälfte davon ausmachte, wurde in acht Schaaren oder Legionen abgetheilt. Die drei erstern waren Bayern; die

vierte Legion, welche aus Franken, und meistens aus Reiterei bestand, hatte den Herzog Konrad an ihrer Spitze; bei der fünften, welche darum die königliche genannt wurde, fand sich selbst König Otto ein; in der sechsten und siebenten führte der Herzog Burchard seine Schwaben an; die achte, welche tausend Böhmen ausmachten, hatte die Bewachung des Feldgeräthes übernommen. Mit besondern Feierlichkeiten bereitete sich Otto zur Schlacht, welche den 10. August auf dem Lechfelde vor sich gieng. Otto erfocht an diesem, und den folgenden Tagen einen vollständigen und vollendenden Sieg. Das ganze Heer der Ungarn bis auf eine geringe Anzahl, worunter drei Fürsten waren, die man bei Regensburg an den Galgen hängte, die übrigen aber zu Ebersberg lebendig in eine Grube warf, wurde aufgerieben, und Deutschland hatte von nun an Ruhe.

Je glücklicher Otto in diesen und ähnlichen Fällen war, je mehr er in den Stand gesetzt war, nunmehr auf das innere Wohl von Deutschland zu sehen, desto mehr ist es zu bedauern, daß er sich in Unternehmungen einließ, die ihn ganz davon abzogen, und über Deutschland und Europa ein vielfältiges Weh bereiteten. Ich meine seine Unternehmungen auf Italien, dessen Wiedervereinigung mit

Deutschland, so wie die Erlangung des Titels eines römischen Kaisers, mit den einst damit verbundenen Rechten, er mit heißer Begierde gewünscht, und betrieben hat. Auch hier vereinigten sich alle Umstände zusammen, seine Absichten zu begünstigen. Italien, das Karl der Große bis auf einen Theil, der den Griechen noch angehörte, sich unterjocht, dann überdieß im Jahre 800 den Titel eines römischen Kaisers erlangt, und beides seiner Familie erblich hinterlassen hat, glaubte ebenfalls seit dem Jahre 887, wo die deutschen Fürsten von ihrem damaligen Regenten, Karl dem Dicken, abgiengen, sich selbst überlassen worden zu seyn. Die Italiener hielten sich für berechtigt, sich selbst ihren König zu wählen, und wenn sie sämmtlich Eines Sinnes gewesen wären, möchten sie ihre Freiheit glücklich befestiget haben; allein gleich anfangs kamen zwei Könige, der Herzog Berengar von Friaul, und der Herzog Wido von Spoleto, jeder mit einem mächtigen Anhange, zum Vorschein. Als endlich Wido die Oberhand behielt, rief Berengar I. den deutschen König Arnulph zu Hilfe. Dieser eroberte im Jahre 894 die Lombardie, dann auf einem zweiten Zug im J. 895 die Stadt Rom (welche Lambert, des im Jahre 894 verstorbenen Wido Sohn, besetzt, und den Pabst Formosus sehr eng gehalten

hatte) und ließ sich zum Kaiser krönen; aber am Ende blieb ihm nichts übrig, als seinen Nachfolgern das erste Beispiel von Erfahrung zu geben, daß es unendlich schwer, wo nicht gänzlich unmöglich sey, die Eroberung eines Reiches zu behaupten, dessen Fürsten man eben so wenig durch vorübergehende Siege und Feierlichkeiten unterdrücken, als für die Anerkennung der deutschen Herrschaft beugen und vereinigen konnte. Als Berengar I. sah, daß Arnulph, statt ihm von seinem Gegner und zum Besitze von Italien zu verhelfen, vielmehr dessen Eroberung für sich zu benützen entschlossen sey, machte er, sobald Arnulph sich entfernt hatte, mit seinem Gegner Lambert ein enges Bündniß, vermöge welchem einer den andern im Besitze von Italien und der kaiserlichen Würde unterstützen, und einer dem andern erblich nachfolgen sollte. Selbst die Italiener glaubten etwas Vortheilhaftes darin zu finden, künftig zwei Kaiser zu haben, weil ihnen in diesem Falle ein jeder gütlich thun, auch keiner des andern Herrschaft zu sehr würde anwachsen lassen; und als Lambert ermordet wurde, trugen sie die Krone dem Könige Ludwig von Arelat (oder Provenze) an, der von Pabst Benedikt IV. auch die kaiserliche Krönung erhielt. Berengar war mit diesen Unternehmungen durchaus nicht zu-

frieden; er ließ den Ludwig gefangen setzen, und blenden. Als nun die Italiener den König Rudolph von Burgund riefen, war endlich die Reihe, ermüdet zu werden, an Berengar. Dem Rudolph entgegen stellte Graf Hugo von Provenze sich auf. Hugo verjagte seinen Mitregenten, und nahm an dessen Stelle seinen Sohn Lothar an. Er faßte dabei den Entschluß, die großen Fürsten von Italien zu unterdrücken, und lud in solcher Absicht den mächtigen Markgrafen von Ivrea, Berengar II. genannt, zu sich ein; aber Lothar erbarmte sich seiner, und warnte ihn. Von diesem Augenblicke an bewarb sich auch dieser Markgraf Berengar II. um eine Parthei, in deren Rücksicht sich Hugo nach der Provenze zurückzog, und seine Stelle in Italien seinem Sohne Lothar abtrat; als aber bald nachher Hugo in der Provenze, und Lothar in Italien mit Tod abgieng, setzte sich Berengar II. die Krone Italiens auf, und erklärte seinen Sohn Albert zum Mitregenten. Diesen seinen Sohn wollte er mit einer noch jungen Prinzessinn Adelheid, einer Tochter Königs Rudolph II. von Burgund, und Wittwe des eben genannten Lothars vermählen; aber Adelheit, welche den Berengar in dem, damals allgemeinen, Verdacht gehabt haben mochte, daß er ihren Gemahl, den König Lothar, vergiftet habe,

weigerte sich, seinem Plane beizutreten, und nachdem es ihr geglückt war, aus dem Gefängnisse, in welchem man ihr die Einwilligung abzwingen wollte, zu entkommen, und das, dem Markgrafen Azzo angehörige, befestigte Schloß Canossa zu erreichen, bot sie von da aus dem Otto, dem seine erste Gemahlinn im Jahre 947 gestorben war, ihre Hand entgegen, mit der Bitte, sie von dem Tyrannen, der sie in Canossa belagert hielt, zu befreien, und gleichsam als einen Brautschatz die Krone von Italien in Empfang zu nehmen. Welch andere Botschaft hätte der Liebe, dem Ehrgeiz, den geheimsten Wünschen des Otto angemessener seyn, und gelegener kommen können! Schon die Ehre, der Retter und Beschützer einer gekränkten Prinzessinn werden zu können, hielt für ihn den mächtigsten Reiz in sich. Und nun erst eine Prinzessinn wie Adelheit, die an Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit vor allen Fürstentöchtern der damaligen Welt gleich berühmt und geehrt ward, und zu allem dem die Hoffnung der Herrschaft über das schönste und anmuthigste Land in Europa, und endlich die Hoffnung der Kaiserkrone! Wie hätte Otto nicht eilen sollen, sich dem unermeßlichen Glücke, das sich ihm selbst anbot, in die Arme zu werfen, und allen seinen bisherigen Unternehmungen die

letzte Verherrlichung zu verschaffen! Italiens Städte öffneten ihm die Thore, und Berengar II. floh vor dem Rufe seines Namens. Otto führte seine königliche Braut aus Canossa, und vermählte sich mit ihr im Jahre 951 zu Pavia mit einer Feierlichkeit und Pracht, die seinem Hang nach äußerlichem Glanz und Pomp, und nun der Vollendung seiner Absichten gemäß war. Der Herzog Konrad von Lothringen (der die Tochter Luitgarde, Tochter des Otto erster Ehe, zur Gemahlinn, und nach dem im Jahre 943 erfolgten Tode des obengenannten Grafen von Verdün von Otto die Herzogswürde von Lothringen übernommen hatte) führte den Berengar nach Deutschland, und dieser, nachdem er zuerst zu Magdeburg Verzeihung erhielt, legte auf einer feierlichen Reichsversammlung zu Augsburg den Lehenseid ab im Jahre 952. Und seit dem wurde das Königreich Italien von Ottos Nachfolgern für ein deutsches Reichslehen gehalten, und als ein solches behandelt.

Diese für den Otto freudenvolle Begebenheit wurde demselben durch höchst traurige Uneinigkeiten, die darüber in seiner Familie entstanden sind, auf das grausamste verbittert. Dazu scheint sein Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, die meiste Veranlassung ge-

geben zu haben. Dieser Herr, der, wenn er es seinem Vortheile gemäß fand, sich vortrefflich darauf verstand, sich bei dem, welchen er benutzen wollte, in Gunst und Gewogenheit zu setzen, hatte sich, seit er Herzog von Bayern war, auf das engste an den König Otto, seinen Bruder angeschlossen, hatte sich geduldig in seine Launen und Entwürfe gefügt, und seiner Ehrsucht geschmeichelt. Leute dieser Art, wenn sie mit ihrer Anhänglichkeit Absichten verbinden, glauben noch wenig erreicht zu haben, wenn sie sich bloß der Gnade ihres Gönners versichern, falls sie es nicht dahin bringen, andere von seiner Seite zu entfernen. Eine solche Absicht mochte Heinrich schon lange mit Ludolph gehabt haben, und dazu bot sich bei der Reise des Otto nach Italien eine erwünschte Gelegenheit dar. Weil es zu vermuthen war, daß einige Städte von Italien sich nicht gleich ergeben würden, so hatte Ludolph (Herzog von Schwaben, und Ottos Sohn) den Vorsatz gefaßt, mit einem gewählten Heere voraus zu eilen, und seinem Vater, dem er von seinem Vorhaben nichts wissen ließ, eben so sehr einen Beweis seiner kindlichen Liebe zu geben, als ihm mit der Sache selbst eine unvermuthete Freude zu machen. Herzog Heinrich von Bayern bekam von diesem Vorhaben Nachricht, und schickt an die italienischen

Städte sogleich einige Boten ab, daß sie ihm ihre Thore verschließen, und seine Absichten vereiteln sollten. Ludolph sah sich hierauf nicht nur in seinen schönen Erwartungen getäuscht, sondern kam noch dabei in den Verdacht, als wenn er für seine eigene Person hätte Eroberungen machen wollen. Eine kältere und zweideutigere Begegnung, die Otto jenem Verdacht zu Folge gegen den Ludolph geäußert haben mochte, erfüllte seinen Geist mit den traurigsten Vorstellungen; und als nun vollends Otto wirklich eine neue Gemahlinn sich zulegte, glaubte er, daß diese Heirath die mißlichsten Folgen für ihn haben, und daß ein neuer Sohn ihn wohl noch gar von seinen Ansprüchen auf die deutsche Krone (Otto hatte ihn nämlich im Jahre 947 zu seinem Nachfolger best mmt) verdrängen könnte. Er entfernte sich daher mit dem Erzbischofe von Mainz heimlich aus Italien, und begab sich nach Saalfeld in Sachsen, wo er mit verschiedenen Großen, welche von Otto einige Veranlassung zum Mißvergnügen erhalten zu haben glaubten, Unterredungen hielt. Sein Unmuth stieg aufs Höchste, da Otto auf dem oben genannten Reichstage zu Augsburg, die Markgrafschaft Verona und Aquileja dem Herzog Heinrich von Bayern als eine Belohnung der Verdienste zulegte, deren Einärntung ihm

dieser Heinrich durch so unedle Kunstgriffe entrissen hatte. Er glaubte, daß er alles wagen müßte, um eine Parthei zu sprengen, die sich Heinrich, durch die Hilfe der Königinn Adelheit, am Hofe des Otto erworben, und diesen gleichsam in seine Willkühr genommen hatte. Dem Erzbischofe Friedrich von Mainz, dann dem Herzog Konrad von Lothringen, welcher letztere auf den Otto wegen dessen Betragen gegen den König Berengar Otto hatte ihn nämlich bei seiner Ankunft zu Magdeburg drei Tage nicht vor sich gelassen) ohnehin sehr übel zu sprechen war, schien die neue Lage der Umstände nicht minder höchst bedenklich und wichtig, und so war die Gegenparthei fertig. Vergeblich suchte Otto den weitern Ausbrüchen dieses Mißverständnisses durch gütliche Unterhandlungen vorzubeugen; und da Ludolph zu Mainz sich setzte, und dessen Parthei daselbst sich sammelte, sah er sich genöthigt, ihm nachzuziehen. Er folgte dessen Spur, um seine Macht nirgends anwachsen zu lassen, aller Orten; und als er sich nach Regensburg in Bayern, wo (in der Abwesenheit des Herzogs Heinrich) der Pfalzgraf Arnulph sich zum Herzog aufgeworfen hatte, begab, eilte Otto, in Begleitung seines Bruders Heinrich, auch nach dieser Stadt, um seines Sohnes Ludolph, so bald als möglich,

habhaft zu werden. Hier waren die Belagerten zu einer verzweifelten Gegenwehr entschlossen, und der Erzbischof Herold von Salzburg (nebst dem Herzoge Konrad von Lothringen, den Otto bereits auch entsetzt hatte) rief sogar die Ungarn, die dann im folgenden Jahre 954 auch wirklich bis Lothringen und Italien vorrückten, und im Jahre 955 ihren Zug wiederholten) um Hilfe an. Noch bemühte sich Otto seine Gegner auf den Weg der Versöhnung und Gnade zu leiten, und auf dem im Jahre 954 zu Einna in Franken gehaltenen Reichstag erhielten der Herzog Konrad von Lothringen und der Erzbischof Friedrich von Mainz für ihre Person Verzeihung; Ludolph aber glaubte noch immer, Ursache zu haben, auf seinen Gesinnungen zu beharren; und als bei der dritten Belagerung der Stadt sein wichtigster Freund, Arnulph von Bayern, bei einem Ausfalle in der Mitte der feindlichen Heere, umkam, und wegen Hungersnoth ein längerer Widerstand unmöglich blieb, zog er nach Illerdießen in Schwaben, in der Absicht, hier den Rest seines Anhanges zu sammeln, und das Uebrige von seinem Schicksale zu erwarten. Schon standen unweit Ulm zwei Heere sich gegenüber, als der Bischof Ulrich von Augsburg, und der Bischof von Chur noch einen Versuch machten, zwischen dem Va-

ter und Sohn die Mißverständnisse beizulegen, jenen zu besänftigen, und zumal diesem mehr Vertrauen auf die väterliche Gerechtigkeit und Großmuth einzuflößen. Wenn Menschen, die nicht aus verkehrtem, sondern aus mißleitetem Herzen uneins geworden sind, sich wieder versöhnen, dann geschieht die Versöhnung mit feurigem Eifer, und die Ergebung, Freundschaft und Liebe kehren doppelt zurück. Ludolph ließ es zu keiner Untersuchung von Hofrichtern kommen, sondern eilte mit reuigen Schritten fort, seinen Vater, wo er ihn finden möchte, zu suchen. Er fand ihn zu Saalfeld auf der Jagd; er nahm eine Gestalt an, die der Fassung seines zerknirschten Herzens ähnlich war, die Gestalt eines Bettlers, und warf sich, als den verlassensten aller Menschen, seinem Vater unvermuthet zu Füßen. Sein Schmerz gab ihm Worte und Töne, die den König erschütterten, und den Vater innigst rührten, und allen Umstehenden Thränen auspreßten. Otto verzieh ihm als Vater, und versöhnte sich mit ihm als König im J. 954; aber die herzogliche Würde in Schwaben gab er dem Burkard, einem Tochtermann des Herzogs Heinrich von Bayern, so wie er ebenfalls das Herzogthum Lothringen seinem Tochtermann, Konrad, nahm, und es seinem jüngsten Bruder, dem Erzbischofe Bruno

von Köln gab, auf dessen Vorschlag dasselbe in zwei Theile, nämlich in Niederlothringen an der Maaß, und in Oberlothringen an der Mosel (welchem letztern allein zuletzt der Namen Lothringen blieb) getheilt worden ist. Der Erzbischof Herold von Salzburg, der die Ungarn gerufen hatte, wurde geblendet.

Alle Wünsche des Otto schienen endlich in Erfüllung zu kommen, als er im Jahre 956 einen Ruf nach Rom, und daselbst alle Gelegenheit, in die Fußstapfen Karls des Großen zu treten, bekam. Die Veranlassung war die nämliche, deren ich oben erwähnte. Der König Berengar II. glaubte, daß er auf dem Reichstage zu Augsburg dem deutschen Monarchen zu viel versprochen, und von den einem italienischen König zuständigen Rechten zu vieles vergeben habe; er hoffte dabei (was der größte Theil derjenigen, die sich jemals wider den Otto auflehnten, gehofft zu haben scheint), daß Otto bei den vielen Unruhen und Kriegsvorfällen, in welche er unaufhörlich verwickelt war, ihn nicht würde hindern können, seine Rechte zurück zu nehmen. Gemäß solchen Voraussetzungen fieng Berengar II. wieder an, sich in Italien als einen selbstständigen König zu betragen, und was ihm vor allem nachtheilig geworden, auch im päbstlichen Gebiete gewisse alte Rechte, oder vielleicht auch

Anmaßungen der alten italienischen Regenten hervorzusuchen. Als nun verschiedene Herren, und vorzüglich die Prälaten Italiens, bei dem Könige Otto ihre Beschwerden anbrachten, schickte Otto indessen seinen Sohn Ludolph mit einem gewählten Heere nach Italien, und dieser machte ziemlich glückliche Unternehmungen; allein er ward daselbst im Jahre 952 durch einen frühen Tod dahingerafft, und die Sache blieb beim Alten. Als endlich Otto durch feierliche Gesandtschaften, und die vortheilhaftesten Einladungen des Pabstes Johann XII. aufgefordert ward, beschloß er, den deutschen Heerbann zu sammeln, und in Person nach Italien, und nach Rom zu gehen. Erst schlug er im Jahre 960 den zu Worms versammelten deutschen Fürsten seinen ältesten Sohn aus der zweiten Ehe, den damals siebenjährigen Otto II., zu seinem Nachfolger vor, und nachdem von den Fürsten die Zusage nach seinen Wünschen geleistet, und der Prinz zu Aachen gekrönt und gesalbt worden war, rückte er im folgenden Jahre 961 durch Bayern über Trient nach Italien, wo man ihn allenthalben mit lautem Jubel empfieng. Er wurde bis Mailand, so zu sagen, auf den Schultern getragen, und daselbst vom Erzbischof Walbert mit der eisernen Krone des italienischen oder lombardischen Königreichs ge-

krönt. Eine nicht weniger schmeichelhafte Aufnahme erhielt er zu Rom. Alles schien nur für ihn Leib und Seele zu haben; und damit alle Herrlichkeit vollendet wurde, krönte ihn Pabst Johann XII. den 2. Febr. 962 mit allem Pomp der römischen Pracht zum römischen Kaiser. Otto bestieg im vollen Glanz und Genuß von Majestät und Glorie den Thron des verewigten Karls des Großen, und schien sich in diesem Schimmer über alles Irdische erhaben, und der einzige Monarch des Erdkreises zu seyn. Er nannte sich von nun an, und zumal zuletzt, meistens nur römischer Kaiser mit Weglassung anderer Titel, als welche in jenem schon von selbst enthalten wären. Er hatte dem Pabst Schutz und Sicherheit angelobt, und den Besitz mancher wichtigen Dinge bestätiget, und der Pabst entgegen hatte versprochen, daß er mit Berengar II., und dessen Sohn Adelbert (Albert) nie in eine Verbindung sich einlassen, und ganz Treue und Ergebenheit gegen ihn seyn wolle. Nie schien ein Verständniß inniger, und nie ein Bündniß befestigter zu seyn.

Aber, wie schon oben vorkam, wenn die Römer und die Italiener überhaupt, den König der Deutschen um Hilfe baten, so hatten sie im Grunde keine andere Absicht, als sich durch den Beistand der Deutschen von irgend

einem ihrer Unterdrücker befreien, nicht aber sich den Deutschen unterthänig machen zu lassen. Otto hatte sich ruhig aus Rom begeben, um den Berengar, der sich in die Festung Montefeltro oder San Leo in Umbrien geworfen hatte, zu belagern, als er die Nachricht erhielt, daß der Pabst Johann XII. sich mit Berengars Sohn, Albert, in neue Verbindungen eingelassen, und denselben nach Rom berufen habe. Er eilte nach Rom zurück, und nachdem er sich durch die Flucht des Pabstes, zu seinem Erstaunen, von der Wahrheit der Sache überzeugt hatte, ließ er sich durch eine zur guten Zeit angebrachte Höflichkeit der Römer wieder beruhigen, welche ihm das schmeichelhafte Versprechen machten, daß sie künftig ohne seine Einwilligung keinen Pabst wählen, und ohne seine Bestätigung keinen weihen wollten. Auf ihre Vorstellung ließ er im Nov. 963 eine Versammlung der Bischöfe berufen, den Pabst Johann XII. vorladen, und als er nicht erschien, mit dem Anfange des Jahres 964 einen neuen Pabst wählen, Leo den VIII. Wenn solche Schritte in Vorschlag kamen, und glückten, so geschah es gewöhnlich, weil die Parthei, welche bei dem päbstlichen Hofe wenige Vortheile, aber desto mehrere bei dem kaiserlichen zu finden hoffte, eben die herrschende war, indessen der Hang des Gegentheils auf

jede Gelegenheit lauerte, sich mit Vortheil zu zeigen, und alles, was geschehen war, zu zernichten. Dießmal ließen sich die Anhänger des Pabstes Johann XII. nichts Geringeres beikommen, als den Kaiser in seinem Quartier zu überfallen, und (als dieser, in der Hoffnung, allen künftigen Treulosigkeiten durch kluge Maßregeln endlich vorgebeugt zu haben, sich wieder nach der Festung San Leo entfernt hatte) den Pabst Johann XII. neuerdings auf den päbstlichen Thron zu setzen. Die Parthei blieb fest auf ihrem Vorhaben, den Kaiser zu verdrängen; und als im nämlichen Jahre Pabst Johann XII. sein Leben endete, ernannte sie Benedikt V. zum Pabst. Der Kaiser kehrte hierauf wieder nach Rom; und gleichwie seine Macht überwiegend war, so war es auch sogleich wieder seine Parthei; er setzte Leo VIII., der flüchtig zu gehen gezwungen worden war, mit aller Feierlichkeit wieder ein, und schickte Benedikt V. nach Hamburg, den König Berengar II. aber, dessen er sich bald hernach bemächtiget hatte, (mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern) nach Bamberg ins Elend, wo dieser im J. 966 mit Tod abgieng. Pabst Leo VIII. machte zu gleicher Zeit auf der Synode zu Rom im J. 964 mit einhelligem Verständniß der Römer (oder vielmehr seiner Parthei) das feier-

liche Versprechen, daß Otto und dessen sämmtliche Nachfolger Patricier und Kaiser von Rom seyn, und die Macht haben sollen, die römischen Päbste zu ernennen und zu bestätigen. Nun schmeichelte sich Otto mit der Süßigkeit der Vorstellung, König von Italien, Kaiser zu Rom, und Herr der Römer und der Päbste zu seyn, und kehrte im Jahre 965, nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, nicht wenig vergnügt und stolz, nach Deutschland zurück.

Noch im nämlichen Jahre wurde Albert (Berengars II. Sohn) von seinem Anhange in der Lombardie zurückberufen, und bald darauf der, statt des verstorbenen Leo VIII. mit seiner Genehmigung gewählte neue Pabst Johann XIII. von einer Gegenparthei aus Rom verjagt.

Eine solche Unbeständigkeit, welche mit keiner geringern Beschimpfung des königlichen und kaiserlichen Ansehens verbunden war, kränkte den Otto auf das Empfindlichste. Er schickte noch im Jahre 965 den Herzog Burkard von Schwaben voraus, welcher das Heer des Albert zerstreute, und unternahm im Jahre 966 seinen dritten Zug nach Italien. Sein Heerbann drang, wie gewöhnlich, mit leichter Mühe bis nach Rom, und Otto zog in Rom mit aller Herrlichkeit eines über allen Wider-

stand erhabenen Monarchen ein. Er zog die vornehmsten Aufwiegler zur Verantwortung, ließ dreizehn derselben durch den Strang hinrichten, den Statthalter öffentlich peitschen, nackend auf einem Esel herumführen, und ins Gefängniß werfen, und verschiedene andere züchtigen, oder verbannen. Im folgenden Jahre 967 ließ er seinen Sohn, Otto II. (nebst dem Erzbischofe Wilhelm von Köln und verschiedenen deutschen Fürsten) nach Rom kommen, und denselben, nchdem er ihn zu seinem Mitregenten erklärt, ihm auch den Namen Augustus beigelegt hatte, von Pabst Johann XIII. feierlich krönen. Seine Majestät und Größe erreichte jetzt die höchste Stufe von Glanz und Hoheit.

Noch ein Paar andere Begebenheiten, die ihn bis zum August des Jahres 972 in Italien hinhielten, fielen für ihn erwünscht und erfreulich aus. Italien erkannte, bis auf das kleine Gebiet Venedig, und bis auf den untern Theil Italiens (oder das heutige Königreich Neapel) die Oberherrschaft des Kaisers. Im untern Theil von Neapel hatten Benevent, Salerno und Capua ihre eigenen Fürsten longobardischer Abkunft, welche unter dem Schutze des morgenländischen oder griechischen Kaisers standen, welcher (einige wenige feste, von den Saracenen noch behauptete,

Oerter, ausgenommen) das Uebrige von Neapel durch seine Statthalter regieren ließ. Als jene Fürsten, welche die Macht des Otto in Italien täglich sich ausbreiten sahen, ihre Ländereien ihm zu Lehen auftrugen, und hierauf griechische Gesandte ankamen, dem Otto das Mißvergnügen ihres Herren und Kaisers über jenen Schritt der Fürsten zu verstehen zu geben, schickte Otto den Bischof Luitprand nach Konstantinopel, um für seinen Sohn und Nachfolger um die Prinzessinn Theophania (eine Tochter des griechischen Kaisers Romanus, nach dessen Tod seine Gemahlinn den damaligen Kaiser Nicephorus geheirathet, und ihn auf den Thron erhoben hatte) werben zu lassen. Die Folgen einiger Treulosigkeiten, welche dieser Nicephorus an dem Kaiser Otto begangen hatte, kosteten demselben das Leben, und sein Nachfolger Johannes Tzemisces bewarb sich sogleich um Ottos Freundschaft, und willigte in die Heirath. Theophania wurde zu Rom im Jahre 972 mit Otto II. vermählt, und vom Pabste Johann XIII. gekrönt.

Dießmal blieb Otto wieder sechs volle Jahre in Italien. Als er endlich nach Deutschland zurückkehrte, starb er im folgenden Jahre, nämlich im J. 973 den 7. Mai zu Memmleben (einem Kloster an der Unstrut) im 61.

Jahre seines Alters. Er wurde zu Magdeburg begraben.

Dieser Kaiser wird in Rücksicht der Weisheit seines Charakters auf verschiedene Weise, und zumal von denjenigen nicht immer glimpflich beurtheilt, welche sich nicht enthalten können, auf ihn, als auf den Urheber der traurigen Folgen, die seine Kriegszüge und Eroberungen nach sich zogen, zu sehen; allein sehr viele, zumal gleichzeitige Schriftsteller, bewunderten desto mehr seine glänzenden und rauschenden Thaten. Aber freilich eben das, worauf sich Otto am meisten zu gut that, die Eroberung Italiens und der Kaisertitel, zog für den wahren Ruhm, und für das wahre Wohl von Deutschland nicht nur keinen beträchtlichen Nutzen, sondern, wie wir in den Leben der folgenden Kaiser sehen werden, die entsetzlichsten, und viele Jahrhunderte fortdauernde Nachtheile nach sich. Da die Abfälle der größern und kleinern Staaten in Italien immer abwechselten, sohin die neuerwählten deutschen Könige bei ihrem Zuge nach Rom (wo sie sich zu Kaisern krönen ließen) auch allemal einen zahlreichen deutschen Heerbann (wohl auch zum Glanze und Staat) mit sich führen, und diesen während ihren Regierungen gemeiniglich öfters dahin schleppen mußten, so wurde nicht nur unzähliges deutsches Blut in

Italien vergossen, sondern auch selbst eine Menge der Kaiser fand daselbst ein frühzeitiges Grab. Was nicht durch Schlachten und häufiges Ungemach fiel, kam durch die Seuchen, welche sich bei den deutschen Armeen gewöhnlich einfanden, elendiglich um. In Deutschland selbst mußte bei den häufigen Abwesenheiten der Kaiser die innere Zerrüttung und Unordnung, der Verfall der Gerechtigkeitspflege, und der wilde Muthwillen des Faustrechts natürlicher Weise immer mehr überhand, und entgegen jede gute, auf Gelehrsamkeit und Sitten und Kultur des Erdreichs abzweckende Anstalt immer mehr ihren Rückgang nehmen. Auch haben hauptsächlich in diesem Zeitalter, wo Kaiser und andere Große alles Nachdenken über den Werth und die Wichtigkeit des Fortschrittes der Wissenschaften, und beinahe alle Kraft verloren hatten, die isidorischen Lehren jene große Erweiterung gewonnen, und jene allgemeine Verwirrung aller gesunden Begriffe über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht eröffnet, die ganz Europa, und vorzüglich selbst den Kaisern so theuer zu stehen kam. Da zeigte es sich, daß Grundsätze und Vorstellungsarten mächtiger sind, als große Titel und Armeen. Der Verfall der Gelehrsamkeit war so gräßlich, und die Verfinsterung der menschlichen Vernunft so ent=

setzlich, daß sich die spätern Gelehrten (wiewohl auch ohne Zweck und sonderlichen Nutzen) in Rücksicht der Dinge, welche als Folgen einer tiefen Dummheit zum Vorschein kamen, häufig zankten, wenn entschieden werden sollte, ob die Deutschen im zehnten oder eilften Jahrhundert unwissender gewesen sind. Diese, und unzählige andere Erscheinungen einer mißleiteten Vernunft geben uns gerechte Ursachen zu unserer Demüthigung, und bestätigen die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß zwar Menschen mit großen Geistesgaben eben nichts seltenes, aber daß große und zugleich weise Menschen nur gleichsam das höchste Meisterstück der Natur (und zumal unter Königen und Fürsten) eine Erscheinung seyen, die in langen Jahrhunderten kaum Einmal zum Vorschein kömmt. Wie große, mit allem Talent zu Meisterstücken der Kunst ausgerüstete Köpfe, gewöhnlich in Rücksicht auf überwundene Schwierigkeiten, und auf die Schönheit und Vollendung äußerlicher Vollkommenheiten, Wunder hervorbringen, aber keine Gegenstände, die von einem denkenden Kopfe ausgehen, und Weisheit anzeigen, liefern, und gleichsam ohne Sinn für die Hauptsache verbleiben, so strecken die Beherrscher der Menschen mit alle Kraft ihres Geistes, mit allem Feuer ihres gutgearteten Herzens, ihre rastlosen Hände

immer nach glänzenden Schatten aus, die, statt nach lichten und gesegneten Regionen zu leiten, sich in unfruchtbaren Eilanden und in Sümpfen verlieren. Das Bedauernswürdigste ist vollends, daß falsche Begriffe und Thorheiten, wenn sie von großen Köpfen herrühren, stets eine Art von Befestigung erlangen, und von allen schwächern Köpfen, welche in jenen ersten Beispielen eine Ehre suchen, nachgeahmt, und wieder andern auf viele Menschenalter überliefert werden. So erhielten die Begriffe von dem, worin die Größe und Majestät eines Königs der Deutschen zu suchen sey, seit diesem Otto, der sie in Unterjochung der deutschen Fürsten, in der Eroberung Italiens, und zumal in der Krönung zu Rom suchte, und sich vorzüglich durch diese letztere, und durch den Titel eines römischen Kaisers gleichsam zum Monarchen aller Könige und der Welt erhoben zu seyn wähnte, eine verkehrtere Richtung, und späthin glaubten die nachfolgenden Kaiser, statt sich für die Aufnahme von Deutschland einzig zu verwenden, daß sie nichts Angelegeneres zu thun hätten, als sich aus Deutschland nach Italien zu entfernen, hie und da eine Völkerschaft (mit großer Anstalt und Aufwand eine Kleinigkeit) zu besiegen, und in Rom mit der Krone auf dem Haupt, ich weiß nicht, in welcher Ein-

bildung von Größe, Macht und Erhabenheit sich zu wiegen.

In Deutschland hatte Otto seine Plane nach Alleinherrschaft zwar gründen, aber, was nicht bei ihm stand, nirgends befestigen können. Hätte seine Familie eine längere Dauer gehabt, so würde wahrscheinlich sowohl die Kaiserwürde, als auch vielleicht ganz Deutschland erblich bei derselben geworden seyn. Sein System, den Geistlichen nicht nur die wichtigsten Geschäfte an seinem Hofe, (seine Kanzlei war mit lauter Bischöfen besetzt, und die Erzkanzlerstelle wurde abwechselnd von Erzbischöfen versehen) sondern auch die wichtigsten Reichsländer anzuvertrauen, war in Rücksicht seiner Absichten ein ganz vortrefflicher Einfall. Der Sohn eines Fürsten bekam ein Vaterland, und schloß sich beim Hintritte seines Vaters an alle seine Anverwandten und Freunde, und an seine Nation an, um sich bei der Nachfolge zu erhalten. Diese, und mehr andere Besorgnisse fielen für den Otto bei den Geistlichen weg. Indem nämlich die Geistlichen keine Kinder auftreten lassen konnten, konnten sie auch auf die Erblichkeit ihrer Besitzungen nie einige Ansprüche erhalten; sie hiengen nie an einem Vaterlande; und wenn es nur ein Land oder eine Würde war, wodurch sie belohnt wurden, so konnte es ihnen

im Uebrigen ganz gleichgiltig seyn, in welchem Theile von Deutschland ihnen diese Würde zu Theil werden möchte. Otto hatte dabei die vollkommene Freiheit, sich nur solche Geistliche, von deren Treue und Ergebenheit er überzeugt war, zu wählen, oder sie im Falle eines Verdachtes auf andere Posten zu setzen und zu entfernen. Was die Dienste anbelangt, so waren damals die Geistlichen in der Hauptsache zu allem, was die Weltlichen leisteten, verpflichtet, und sogar ihre Truppen mußten sie, wie wir bereits hörten, persönlich stellen und anführen. Uebrigens geschah die Belehnung der Geistlichen wie vor Alters, mit dem Ring und Stab, (wovon der erstere die Verbindung eines Bischofes mit der Kirche, der Stab aber die geistliche Gerichtsbarkeit anzeigt) und die Belehnung für weltliche Besitzungen mit dem Scepter, an dessen Stelle bald hernach (und unter Ottos Enkel allgemein) ein kleiner Spieß mit einem daran befestigten Fähnlein eingeführt ward, zum Zeichen, daß Herzogsstellen in den Augen der Kaiser nichts mehr, als oberste Kriegsstellen wären. Otto behielt aus eben diesem Grunde, und weil er glaubte, daß ihm ganz Deutschland ohnehin zu Gebot stehen müßte, sein Herzogthum nicht, worin ihm fast alle nachfolgenden Kaiser, bis ins vierzehnte Jahrhundert

nachahmten, und bei Erlangung der Kaiserwürde gewöhnlich ihre Herzogsstellen verlassen, und unaufhörliche Reisen auf ihre Pfalzen in Deutschland unternommen haben.

Damit die Bischöfe und Aebte nie in einigen Mißbrauch ihrer Macht möchten verfallen können, setzte ihnen Otto sogenannte Schutzvögte, oder Richter und Aufseher, welche sie in seinem Namen unter dem Titel des Schutzrechtes (Mundbürd) in gehörigen Schranken halten sollten, an die Seite. Otto stiftete, nach dem Beispiele Karls des Großen, eine Menge Bisthümer, wozu ihm die Eroberung der slavischen Länder Gelegenheit gab, und wies eine gewisse Anzahl derselben wieder an einen Erzbischof an. Als im Jahre 968 zu Magdeburg ein Erzbisthum, das nachmals sogar auf den Primat von Deutschland Ansprüche machte, errichtet worden war, wurden demselben sechs wendische Bischöfe, zu Meissen, Merseburg, Zeiz, Havelberg, Brandenburg, und Posen (in Polen) unterworfen. So bekam auch der Erzbischof zu Hamburg nach jenem Zug, welchen Otto gegen den König Harald von Dänemark wegen der Markgrafschaft Schleswig unternommen hatte, drei neue Bisthümer zu Schleswig, zu Ripen und Arhaus, und das Bisthum zu Altenburg im Wagerlande, jetzt Holstein (das aber nachher

nach Lübeck verlegt wurde) unter sich. Auch zu Prag wurde im Jahre 967 ein Bisthum errichtet. Da das reine Christenthum wesentlichst dazu geeignet ist, den menschlichen Verstand aufzuklären, und die Sittlichkeit zu befördern, so hätten solche Anstalten eben so vortreffliche als baldige Früchte hervorbringen müssen, wenn Otto Zeit, oder vielmehr Einsicht genug gehabt hätte, um seinen Vorgänger, Karl den Großen, den er in allen seinen Handlungen nachahmte, da, wo eigentlich dessen großer verewigter Geist sich gezeigt hat, nachzuahmen, den Schulanstalten, welche Karl in Person anlegte und betrieb, eine ausgebreitete Thätigkeit zu verschaffen, und der Aufnahme guter Kenntnisse und trefflicher Geschicklichkeiten neue Kräfte und Ermunterung zu geben. Hier in der Hauptsache, und in der Haupteigenschaft eines großen Geistes blieb Otto tief unter Karl, (der nicht bloß Soldat und König, sondern ein Weiser war) blieb er tief in der gemeinern Klasse der Regenten von schwachem Verstand, für welche das stillere und sanfte Werk der Bildung zu wenig äusserlichen Glanz und Sinn hat, zurück, welches um so mehr zu bedauern ist, als es dem gutmüthigen Herrn weder an Anlage noch an Willen gefehlt hat. Er lernte noch in seinen männlichen Jahren das Lesen und Schreiben,

(das ist, die lateinische Sprache, in welcher Sprache allein man damals schrieb) und war auch sonst geneigt, seinem Bruder, dem Erzbischofe von Köln, einem Herrn von Gelehrsamkeit und Geschmack, auf dessen Wort herzlich gern zu glauben, daß es um die Wissenschaften eine köstliche Sache sey, wie er sich dann demselben zu Liebe manchmal mit Gelehrten unterredete. Er fand aber nie einen Geschmack an den Wissenschaften, und war daher bei weitem nicht (wie es Karl der Große war) durch hellere Begriffe und Einsichten über andere Menschen seines Zeitalters erhaben. Otto hielt, unter anderm, mächtig viel auf Träume, und wählte zu Bischöfen gewöhnlich solche Personen, deren Bild ihm im Traume erschienen war. Nach dem Tode eines Bischofes zu Regensburg träumte ihm, er sollte die Stelle dem ersten geben, der ihm des andern Tages begegnen würde. Otto verfügte sich mit dem Anbruche des Tages mit einem kleinen Gefolg nach dem Kloster St. Emmeram, und klopfte leise an. Einer der Mönche, Günther genannt, öffnete ihm die Pforte. Diesen sah Otto scharf an, gieng aber, ohne etwas zu sagen, erst hin, sein Gebeth zu verrichten. Dann kam er zurück, und fragte den Mönch, was er ihm wohl geben würde, wenn er ihn zum Bischofe von Re-

gensburg machen wollte; denn die Kaiser nahmen bei solchen Gelegenheiten schon Geschenke von den Bischöfen. Günther antwortete mit Lächeln: Ich gebe dir meine Schuhe. Als sich nun die Geistlichen und das Volk zur Wahl versammelten, erzählte Otto seinen Traum, und Günther ward Bischof. So zeigte sich Otto bei andern Vorfällen in einer tiefen Beschränktheit von Verstand und Einsicht, welches zumal in Hinsicht auf die Gerechtigkeitspflege von kläglichen Folgen war. Als einst der Fall zu entscheiden vorkam, ob Enkel in Beerbung ihrer Großältern mit deren noch lebenden Kindern gleichgesetzt werden sollten, that Otto, statt nach erwogenen beiderseitigen Gründen ein Gesetz festzusetzen, den Ausspruch, daß diese Sache durch einen Zweikampf (wo dann zufälliger Weise der Vortheil sich auf Seiten der Enkel zeigte) entschieden werden sollte; ja selbst die Ehre seiner eigenen Tochter Luitgarde ließ er wider die übeln Nachreden eines gewissen Grafen, Kuno, durch den Zweikampf (der zum Glück glücklich für die Prinzessinn ausfiel) entscheiden. In andern, der Aufklärung bedürftigen, wissenschaftlichen Fächern blieb man unter seiner Regierung noch weiter zurück. Als zur Zeit, da noch mit seinem Heere in Calabrien stand, eben eine Sonnenfinsterniß sich ergab, lief das

ganze Heer mit Geschrei und Wehklagen aus- einander. Jedermann verkroch sich, so gut er konnte, indem man nicht anders glaubte, als daß der jüngste Tag im vollen Anzuge sey. Bei diesen und ähnlichen Erscheinungen mag wohl jeder gerne zulassen, daß Otto sich zu wenig jemals in solchen Umständen, die den Fortschritt seiner Einsichten hätten begünstigen können, möge befunden haben, und ihn mit Nachsicht behandeln; aber zu gleicher Zeit mag auch jeder unbefangene Leser die Verlegenheit fühlen, denjenigen in der Zahl deutscher Für- sten von erster Größe zu zählen, unter dessen Regierung die trefflichen Anstalten seines Vor- fahrers, und zumal seines Vorbildes, Karls des Großen, den schlimmsten Rückgang ge- nommen, und Unwissenheit und Trägheit des Geistes, nebst allen Arten von Dummheit und Aberglauben sich ausgebreitet haben.

Wenn Otto (wie einige in seiner Gemüths- art gefunden zu haben glauben) kein Krieger aus Neigung war, so war er um so mehr be- daurungswürdig. In den sechsunddreißig Jah- ren seiner Regierung legte er nie das Schwert aus den Händen, und die Geschichte derselben ist ein lauteres Gewebe von Zusammenver- schwörungen, Verbannungen, gräßlichen Un- glücksfällen, Blutvergießungen, Ermordungen, und allen Arten des Elends, bei denen man,

je mehr man sich ihn im Grunde seines Herzens edel und wohlwollend denken mag, desto mehr sich gleichsam geängstiget findet, wie man sich die unaufhörlichen Veranlassungen zu so vielfältigen und gewaltsamen Ereignissen erklären, und ihm ohne Schüchternheit mit jener vertrauungsvollen zärtlichen Achtung, mit welcher man sich Männern von weiser Erhabenheit ruhig überläßt, stets zugethan bleiben soll. Auf alle Fälle scheint es, daß uns Otto ein sehr tragisches Bild eines gutgearteten, aber vom Schein und Prunk hintergangenen Mannes, und eine überaus lehrreiche Geschichte für solche Prinzen und Höfe darstelle, denen es nur um Titel und Länder, und in diesen mehr um Unterthanen, als um Menschen zu thun ist.

Sonst besaß Otto alle Eigenschaften, wodurch große Leute sich auszeichnen. Die Sinnlichkeiten und Freuden des üppigen Lebens hatten für ihn keinen Reiz. Er schlief wenig, und lebte durchgehends sehr eingezogen und mäßig. Er war manchmal sehr herablassend, und voll munterer und scherzhafter Einfälle; aber wenn er dessen an sich gewahr wurde, schien es, als glaubte er, aus seiner Sphäre gerathen zu seyn, und sein Wesen gieng schnell wieder zur Ernsthaftigkeit über. Die Vergnügungen der sanftern Freundschaft und Gesellig-

keit, welche die einzige Würze des Lebens und nach Arbeiten die seligste und erfrischendste Belohnung sind, wurden ihm daher wenig zu Theil; sondern ernsthafte Gedanken und Ueberlegungen und Begierden nach dem Glanze hoher und weit entfernter Ziele waren seine Nahrung. Sein Aussehen war streng, und stets wie das eines Menschen, der mit großen Entschlüssen heftig beschäftigt, und dessen Seele wie abwesend ist. Dem zu Folge war sein Gang bald rasch, bald langsam, und sogar sein Schlaf wurde häufig durch lautes Aufreden beunruhigt. Er hatte, wie ihn seine Zeitgenossen schildern, ein glänzendes, durchdringendes, etwas ins Röthliche spielendes Aug, sowie eine röthliche Gesichtsfarbe, einen ungewöhnlich langen Bart, aber nur wenige Haare auf seinem Kopfe, sonst aber einen stattlichen, großen, aufwärts strebenden und herrschenden Körperbau. Es war etwas von fühlbarer Majestät in seinem ganzen Betragen, und seine Zeitgenossen nannten ihn gewöhnlich den Löwen.

Er hatte zwei Gemahlinnen, als: die Egide (Editha) Tochter des Königs Eduard von England, in welcher Ehe er zwei Kinder erhielt, den Ludolph, der, wie oben vorkam, in Italien gestorben, und die Luitgard, welche an Herzog Konrad von Lothringen vermählt

worden ist. Die zweite war die obengenannte Adelheit, mit der er drei Söhne zeugte, als Heinrich und Bruno, welche frühzeitig starben, und Otto II., seinen Nachfolger; ferner zwei Töchter, Adelheid und Mathilde, deren die erste zu Eß, die zweite zu Quedlinburg Abtissin.. geworden ist.

Schriftsteller.

Alte und Neuere.

Nebst den vorigen: Helene a Rossow vulgo HRoswithae monialis Gandershei-mensis Panegyricus de Rebus gestis Ottonis M. von Conrado Celte Norimb. 1501; ferner mit einer sehr gelehrten Vorrede des H. L. Schurzfleisch. Wittenberg 1707; ferner cum notis bei Meibomius Tom. I.; item in der Sammlung des Just. Reuber. Das Leben dieser Nonne findet man in Leuckfeldii Antiquit. Gandersheim. cap. XXIV.

Diplomata Ottonis M. Imp. bei Meibomius Tom. I.

Vita S. Adelheidis Imperatricis, Autore Odilone bei Leibniz Tom. I.; ferner bei Canisius Tom. III.

Hermanni Contracti Comitis Veringens. et Mon. Augiens. Chron. ab O. C. ad an. 1054. bei Pistorius. Edit. Struv. Tom. I. und bei Canisius Ant. Lect. Edit. Basnagii. Tom. III.

Godefridi Viterbiensis Pantheon bei Joh. Pistorius. Tom. II.

Helmoldi Chronica Slavorum, cum supplem. Arnoldi Lubecens. etc. bei Reineccius. Item bei Lindenbrog und bei Leibniz Tom. II.

Arnulphi Archiepiscopi mediolanensis gesta Mediolanensium bei Leibniz Tom. III.

Frodoardi, Presbyteri Remensis, Chronicon ab anno 919 bis 966 bei du Chesne. Tom. II.

M. Adami Bremensis Hist. Ecclesiast. lib. IV. ab an. 755 — 1076. Lugd. Bat. 1595. 4. und bei Lindenbrog script. rer. septent p. I.

De Ottone M. Italiae Rege et Romanorum Imperatore. Dissert. Ch. Fr. Walchii. Jenae 1746.

De Ottonis M. Ecclesiae prospiciendi conatu etc. Diss. Ch. Fr. Hertel. Magdeburgi 1736.

Schröks allgemeine Biograph. 1. Theil.

Jo. Conr. Dieterich Imperat. Germ. Famil. Sax. Hist. Augustaea. Giess. 1666. 4.

Jo. Phil. a Vorburg Histor. rer. germ. sub Imp. Ottone M. II. et III. Francof. 1709. Fol.

Ottonem I. Imperium Rom. cum regno german. non conjunxisse Diss. Gottl. Stvrmius. Vitembergae 1732.

Kaiser Otto II.

973 — 983.

Inhalt. K. Otto II. entledigt sich seines Mitwerbers um die deutsche Krone, des Herzogs Heinrich II. von Bayern; besteht mit Glück und Unglück eine Fehde mit dem König von Frankreich; unternimmt einen Römerzug, und leidet bald darauf in Calabrien in einem Feldzuge gegen die Griechen eine gänzliche Niederlage; stirbt zu Rom im Jahre 983; dessen Gemahlinn und Kinder.

Es läßt sich vom persönlichen Verhalten solcher Prinzen, welche so jung zur Regierung kamen, wie Otto II., und so kurz regierten, wenig mit Zuverlässigkeit vorbringen, oder aus den großen Staatshandlungen, welche in ihrem Namen unternommen wurden, auf ihre Eigenschaften, die noch nicht zur Reife gekommen seyn konnten, schließen. Es kam vermuthlicher Weise darauf an, von welchen Grundsätzen und Absichten diejenige Parthei, welche am Hofe des Kaisers Otto II. das meiste Ansehen hatte, und ihm ihre Gedanken und Entwürfe vorlegte, beseelet war. In der Hauptsache hatten die Hofgrundsätze und Beschäftigungen der Kaiser seit Otto I. nunmehr schon ihre festgesetzten Plane, so wie diese wieder ihre natürlichen Folgen hatten. Diese Beschäftigungen bestanden in der unausgesetzten Bemühung, die deutschen Fürsten, eben durch die Hülfe deutscher Fürsten, in der Unterwürfigkeit zu erhalten, dann von Zeit zu Zeit Italien zu erobern, überhaupt aber sich das Ansehen eines Monarchen der Welt, dem alle Könige des Erdkreises zu huldigen schuldig wären, zu geben. Die Gelehrsamkeit, die Künste, der Ackerbau und der Handel, die

Hauptsachen also wurden, wenn doch noch manchmal in einige, doch in sehr geringe Aufsicht genommen, und giengen demnach, wie sie dann nie still stehen, ihren eigenen Gang, welchen zu gehen sie von blinden, oder eigennützigen Leuten genöthigt wurden. Die grossen Herren verstanden immer weniger, warum und wie sie sich um solche Dinge annehmen sollten, und suchten ihre höchste Ehre allein darin, Soldaten und Jäger zu seyn. Erst die Zeit, und die empfindlichsten Erfahrungen lehrten sie, anders sehen und denken.

Otto II. wurde, gemäß zuverlässigen Nachrichten, im Jahre 955 geboren, und war sohin erst achtzehn Jahre alt, als er nach dem Hintritte seines Vaters von einer allgemeinen Versammlung der deutschen Fürsten in der kaiserlichen Würde bestätiget ward. Sogleich bestürmten ihn, wie dieß dann das allgemeine, und traurige Schicksal regierender Herren ist, verschiedene Partheien, um sich bei ihm in Gunst zu setzen, und in die Zahl seiner Rathgeber sich einzudringen. Anfangs hatte seine Mutter Adelheit, nebst dem Herzog Heinrich II. von Bayern (Sohn Heinrichs I., der im Jahre 955 starb) den meisten Einfluß; aber, wie es scheint, gewann bald eine andere Parthei, welche den Unbesonnenheiten des jungen Monarchen (er soll erst eben nicht der be-

dächtlichste Mensch gewesen seyn) geschmeichelt haben mochte, die Oberhand. Otto entfernte seine Mutter Adelheit von Hof, und gab vermuthlichst allen denen, welche zum Cirkel dieser Prinzessinn gehörten, gleichen Anlaß zum Mißvergnügen. Am empfindlichsten nahm das Betragen des jungen Kaisers der Herzog Heinrich II. von Bayern auf. Da man, aus Mangel hinlänglicher Nachrichten, keine näheren Ursachen, wodurch dieser Fürst so gar sehr aufgebracht worden ist, anzuführen weiß, so giebt man meistens seinen Stolz und seine Herrschsucht zur Quelle an, wodurch er sich zu einem Entschluß verleiten ließ, welcher das höchste Wagstück enthielt, worauf er verfallen konnte. Er faßte nämlich den Entschluß, den Otto von der kaiserlichen Würde zu vertreiben, und dann selbst Kaiser zu werden. Es dienet hiebei zum Beweis, wie wenig man solche Kaiser, welche monarchische Alleinherren seyn wollten, liebte, daß Heinrich von Bayern sogleich einen sehr großen Anhang bekam. Nicht nur auswärtige Fürsten, als der König von Dänemark, die Herzoge von Polen und Böhmen, welchen (so wie den Franzosen) jede Gelegenheit, die Obermacht der Kaiser schwächen zu helfen, höchst erwünscht seyn mußte, sondern auch der Bischof Heinrich von Augsburg, und der Bischof Abraham von Freising, (welchen

doch der Kaiser Otto II. kurz vorher mit Wohlthaten überhäuft hatte) die Bischöfe von Mainz und Magdeburg, nebst Berchthold, Pfalzgrafen in Bayern Herzog Arnulphs I. Enkel) dann dem Hezel oder jungen Heinrich von Bayern (Herzog Berchtolds I. Sohn) nahmen daran Theil; und wenn man das kühne Benehmen des Herzogs Heinrich II. nicht gänzlich rasend und vernunftlos nennen soll, so scheint es, daß (einstweilen noch in der Stille) mehrere Fürsten, auf deren Unterstützung er hoffte, daran Theil genommen haben. Seine Absicht wurde entdeckt, und Kaiser Otto ließ ihn in Verhaft nach Ingelheim bringen; er entkam aber, eilte nach Regensburg, und ließ sich vom Bischofe Abraham in der Kirche zu St. Emmeram zum Könige krönen. Eine Unternehmung, welche dem Kaiser Otto zwar einige Verdrießlichkeiten, aber keine Gefahr zuzog. Otto züchtigte zuerst den König Herold (Harald) von Dänemark, indem er ihn zu einem jährlichen Tribut nöthigte, dann suchte er seinen Gegner, Heinrich, in Bayern, wo er seinen Vetter und Herzog von Schwaben, Otto I. (Sohn des Ludolph) als Statthalter zurückließ, dann in Böhmen auf, wohin jener zum Herzog Boleslaus sich geflüchtet hatte. Hier hatte Kaiser Otto das Unglück, von den Böhmen plötzlich überfallen, und von Pilsen bis

nach Cham in Bayern getrieben zu werden. Als fast zu gleicher Zeit die slavischen Abotriten einen Einfall in Sachsen wagten, und den Kaiser dahin zu gehen nöthigten, kam Heinrich nach Bayern, und besetzte mit seinem Anhange die Stadt Paßau, deren Bischof dem Kaiser ergeben war. Er hielt sich hier wider die Armee des Kaisers bis in das zweite Jahr, wo er sich endlich ergeben, und nachdem man auf dem Reichstag zu Magdeburg sein Vergehen feierlich kund that, mit dem jungen Hezel von Bayern in den Verhaft nach Utrecht wandern mußte. Dem Herzog Otto I. wurde das Herzogthum Bayern, mit Beibehaltung des Herzogthums Schwaben, feierlich bestätiget im J. 978.

Mit der Krone Frankreich gerieth Otto wegen Lothringen in Händel, welche uns ein Beispiel der damaligen Kriegsverfassung liefern. Schon unter der vorigen Regierung wurde ein gewisser Graf Raginer von Mons in den Niederlanden, welche damals zu Lothringen gezählt wurden, verbannt, und dessen Güter eingezogen. Dieser Graf flüchtete sich nach Frankreich, wo seine Söhne Raginer und Lambert mit den mächtigsten Häusern in die engste Verbindung kamen, indem jener des berühmten Hugo Capets, dieser des königlichen Prinzen Karl (Sohnes des Königs Ludwig)

Tochtermann geworden ist. Raginer und Lambert suchten sich nun mit Gewalt in den Besitz der Güter, welche ihrem Vater in den Niederlanden abgenommen worden waren, zu setzen, und der König Lothar von Frankreich (der ältere Sohn des eben genannten Königs Ludwig) hoffte, diese Gelegenheit zu seinem größten Vortheile benutzen, Lothringen wieder an Frankreich bringen, und mit demselben seinen Bruder Karl (der ohnehin auf die von ihm behaupteten Erstgeburtsrechte nicht wohl zu sprechen war) befriedigen zu können. Diese französischen Absichten vereitelte der Kaiser Otto II. dadurch, daß er im Jahre 977 den Prinzen Karl zum Herzog von Niederlothringen ernannte, und den Brüdern Raginer und Lambert (von deren ersterm die Grafen von Mons in Hennegau, vom letztern die Grafen von Löwen in Brabant abstammten) ihre väterlichen Güter zurückgab. Allein der König Lothar wollte sein Vorhaben dessen ungeachtet ausführen, und sobald sich seine Fähnlein versammelt hatten, überfiel er Oberlothringen, und eilte unausgesetzt, mit einer solchen Geschwindigkeit bis nach Aachen, daß er den Kaiser Otto II., der sich daselbst aufhielt, und sich, nebst seiner Gemahlinn eben zur Tafel setzen wollte, beinahe in seine Hände bekommen hätte. Die Franzosen verzehrten den

gegenwärtigen Vorrath mit Lachen, und plünderten die umliegenden Gegenden. Der König machte sich dabei noch ein besonderes Vergnügen; auf dem Schlosse zu Aachen stand ein Adler, dessen Kopf zum Zeichen, wo Lothringen hingehöre, nach Sachsen gerichtet war. Diesen Adler ließ der König umwenden, und nach Paris sehen. Der Kaiser Otto II. hatte indessen den deutschen Heerbann aufgerufen, und sah sich bald von mehr als sechzig tausend Mann umgeben. Mit diesem Heere fiel er die Franzosen unverzüglich an, und jagte sie, indem er ihnen stets auf dem Rücken lag, über Rheims und Soissoins bis in die Vorstädte von Paris zurück, in welche er Feuer werfen ließ, im Jahre 978. Bald darauf widerfuhr aber auch seinem Heere, was bei der Einrichtung des Heerbannes, vermöge welcher jeder Krieger nur gehalten war, auf eine bestimmte Zeit zu dienen, aber während derselben meistens sich selbst zu unterhalten, unvermeidlich geschehen mußte. Wie der Proviant ausgieng, mußten die Deutschen auf Plünderungen und Erpressungen ausgehen, und sich zerstreuen. So wurden sie von den Franzosen, die sich indessen gesammelt hatten, überfallen, und ebenfalls wieder zurückgetrieben; aber im Jahre 980 kamen beide Monarchen am Flusse Chair im Luxenburgischen persönlich zusam-

men, und schlossen einen Frieden, vermöge welchem Lothringen in der Verbindung mit Deutschland blieb.

Wir kommen nun zu den gewöhnlichen, und gewöhnlich unglücklichen Verrichtungen der Kaiser, zu Ottos II. Römerzug. Verschiedene Städte Italiens sollen gleich nach dem Tode des Kaisers Otto I. Anstalten zu ihrer Befreiung von der Herrschaft der Deutschen gemacht, und Befestigungen angelegt haben. Wie es aber auch mit solchen Vorkehrungen, wovon die Nachrichten eben nicht bestimmt sind, beschaffen seyn mag, so kam es mit denselben dießmal zu keinem Erfolg. In Rom sah es zuversichtlich desto schlimmer her. Die Partheien daselbst unterhielten eine beständige Fehde unter sich, und schonten weder das päbstliche noch kaiserliche Ansehen. Der nach dem Tode Johann XIII. mit Einwilligung des Kaisers noch im Jahre 972 erwählte Pabst Benedikt VI. wurde ermordet, und die Parthei, die von einem gewissen Crescentius angeführt, und auf deren Veranstalten dieß verübt wurde, stellte einen gewissen Bonifacius VII. zum Pabst auf. Eine andere Parthei, an deren Spitze die mächtigen Grafen von Tusculum waren, stellte diesem Pabste einen gewissen Donus II., und nach dessen Tod Benedikt VII. entgegen; wodurch sich Bonifacius so sehr in

die Enge getrieben sah, daß er, nachdem er erst das beste aus dem vaticanischen Kirchenschatz zusammen gepackt hatte, nach Constantinopel entfloh. Hierauf wurde die Ruhe wieder einige Zeit hergestellt, und von K. Otto II. bei seiner Ankunft zu Rom im J. 980 noch mehr befestigt.

Die erleichterte Beilegung dieser Unruhen, und die wenigstens äußerlich herrschende Ruhe in Italien war dem Kaiser desto erwünschter, da er eben jetzt keine geringern Absichten mitbrachte, als den Griechen Apulien und Calabrien zu entreissen, und diese schönen Provinzen seiner Krone einzuverleiben. Man kann zwar keine Rechtsgründe aufstellen, deren sich Otto hätte bedienen können, diese Provinzen einzuziehen, man müßte denn nur zum Vorwande nehmen, daß die Gemahlinn des Kaisers eine griechische Prinzessinn gewesen, oder daß die Fürsten von Benevent und Capua von der Griechen sehr beunruhigt, oder daß Sicilien unter der Herrschaft der in Afrika herrschenden Saracenen, und (in Betracht, daß Apulien und Calabrien schlecht verwahrt waren) die italienischen Länder den Streifereien der Saracenen bloß gestellt gewesen. Wie dem sey, Otto II. verstärkte durch frische, aus Bayern und Schwaben berufene, von Herzog Otto I. angeführte Truppen sein Heer, be-

setzte Neapel, und eroberte Salerno, Reggio, und im Frühjahr 982 Tarento. Indessen waren aus Sicilien und Afrika Saracenen den Griechen zur Hilfe angelandet. Diese ließen sich stets nur in kleinen Haufen sehen, welche das kaiserliche Heer ohne Mühe zurückschlug und zerstreute. Ein solcher Haufe kam den 15. Juli unweit Basentello zum Vorschein, wider welchen das Heer des Otto sogleich anrückte, und den es zum Weichen brachte. Die Saracenen zogen sich unvermerkt immer mehr in gebirgige Gegenden zurück, zerstreuten sich immer mehr, und schienen endlich ganz verschwunden zu seyn. Gleichwie dieß der gewöhnliche Ausgang solcher Vorfälle war, so überließ sich nunmehr das Heer der Deutschen ganz der Ruhe und Erholung. Alles war zerstreut und in Unordnung, als die Saracenen plötzlich rund umher auf den Gebirgen sich sehen ließen, und mit einem entsetzlichen Lärmen aus Klüften und verborgenen Wegen herabstürmten, und die deutschen Soldaten, beinahe ehe sie recht sahen, wie ihnen geschah, überfielen und mordeten. Nur Wenige, als Zeugen dieser höchst unglücklichen Begebenheit, entgiengen der Niederlage. Der Herzog Otto I. von Bayern und Schwaben (der aber noch in eben diesem Jahre zu Lucca starb), dann der Kaiser Otto II. waren unter diesen Weni-

gen, und entschlüpften, wiewohl mit genauester Noth. Ganz verlassen, bloß von seinem Vetter, Herzog Otto, begleitet, ritt der Kaiser am Ufer des Meeres, als er feindliche Reiter, die ihn verfolgten, gewahr ward. In dieser höchsten Noth sprang er mit seinem Pferde ins Meer, und schwamm einer Galeere zu, die ihn freundschaftlich aufnahm. Ein Kaufmann, slavischer Nation, der sich auf der Galeere befand, soll den Kaiser erkannt, ihn aber nicht verrathen, sondern der Kaiserinn, welche in der Stadt Rossano den Ausgang des Feldzugs abwartete, Nachricht von dem Schicksale des Kaisers gebracht, und sodann denselben, durch den Beistand des Bischofes Theodorich von Mez, losgekauft haben. Der Herzog Udo von Franken, der Bischof Heinrich von Augsburg, dann zwei Grafen von den vornehmsten Häusern aus Bayern, nebst unzähligen andern, blieben auf dem Mordfelde, und Calabrien und Apulien blieben in den Händen der Griechen.

In Deutschland hatte die Nachricht dieser grausamen Niederlage mehr Zorn und Rachbegierde, als Bestürzung veranlaßt. Verschiedene Große schickten nach Italien Bothschaften an den Kaiser, und forderten ihn zur schleunigsten Wiedervergeltung und Bestrafung der Griechen auf. Der ganz niedergebeugte

Otto II. nahm ihre Anerbietungen dankbar an, und versammelte im Jahre 983 die Bayern, Sachsen, Lothringer, Schwaben und Italiener auf einen Reichstag nach Verona, wo der neue Feldzug wider die Griechen beschlossen, dann verschiedene Entwürfe in Ueberlegung genommen, und, was dem Kaiser vorzüglich am Herzen lag, seinem erst dreijährigen Sohne Otto III. die Stimmen zur Nachfolge in der Kaiserwürde versichert wurden. Dem Kaiser aber schwebte das Bild der erlittenen Niederlage unauslöschlich vor Augen; er gieng sogleich nach diesem Reichstage, mit tiefen Wunden im Herzen nach Rom, und starb zu Rom im Jahre 983 den 7. Dec. im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters. Er liegt daselbst bei St. Peter begraben.

Otto II. erhielt in der Ehe mit der Theophania (welche im Jahre 991 gestorben und zu Köln begraben worden ist) nur einen Sohn, Otto III., und drei Töchter, deren jüngste Mathilde, an Ezzo (Azzo), Sohn des rheinischen Pfalzgrafen verheirathet, dieses aber (als hätte sie äußerst tief unter ihrem Stande sich erniedriget) von Vielen so übel genommen worden ist, daß die zwei übrigen Töchter, damit ihrer seltsamen Hoheit ja nichts Ungleiches widerfahren möchte, den Schleier nehmen mußten. Die älteste, Sophia, ist zu Ganders-

heim, die zweite, Adelheid, zu Quedlinburg Äbtissinn geworden.

Otto II. war eben kein außerordentlicher, aber ein gutmüthiger und gutmeinender Fürst. Die Geschäfte machten ihn frühzeitig gesetzt und nachdenkend. Daß er, so zu sagen, weder zur Rechten, noch zur Linken gesehen, sondern allein die Fußstapfen seines Vaters nachzutreten sich bemüht hat, war eine natürliche Folge seiner Erziehung. Es blieb demnach in Rücksicht des Fortschrittes der Wissenschaften, der Gesetzgebung und ähnlicher Gegenstände, gerade so, wie es bei den Lebzeiten seines Vaters mit denselben gehalten ward. Bei Justizstellen wurde der Zweikampf auch in gewöhnlichen bürgerlichen Fällen immer üblicher, sohin die Gewohnheit, sich ein wahres, oder angemaßtes Recht mit eigener Gewaltthätigkeit zu verschaffen, immer ausgebreiteter. Wie am kaiserlichen Hofe der Kanzleistyl beschaffen war, davon mag man sich aus Folgendem einen Begriff machen. Als der bayerische Herzog, Heinrich II., nach der kaiserlichen Würde strebte, citirte ihn Otto II. an seinen Hof mit den Bedrohungen: „Wir theilen deine Würthin zu einer wissenhafften Wittwen, und deine Kinder zu ehehafftigen Waysen, deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen

Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, und den Fischen in den Wässern. Wir erlauben dich auch mäniglich auf allen Straßen und wo ein jeglich Mann Fried und Gleit hat, da solt du keines haben, und wir weisen dich die vier Straßen der Welt im Namen des Teufels."

Schriftsteller.

Nebst den vorigen: Hepidani Coenob. S. Gall. Annal. brev. ab an. 708 — 1050. bei M. Goldast. Tom. I. item bei du Chesne T. III.

Appendix diuionens. Cod. ad Frodoard. ab anno 966 — 978.; bei du Chesne T. II.

Lambert von Aschaffenburg im Würzburgischen, Mönch zu Hischau: ab O. C. ad 1077; bei S. Schardius; bei Pistorius T. I. etc.

Sigbert. Gemblacensis; bei Pistorius Tom. I.

Kaiser Otto III.

983 — 1002.

Inhalt. Kaiser Otto III. wird von seiner Mutter und Großmutter erzogen, und für Italien gestimmt, wohin er im sechzehnten Jahre seines Alters sich begiebt, und wohin er, nachdem er Deutschland nur auf eine kurze Zeit noch besucht hatte, seinen Wohnsitz zu versetzen gedenkt; er starb unweit Rom im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters im J. 1002; sein Charakter.

Bei Kaiser Otto III. trifft der Fall, dessen ich bei dem Leben seines Vaters erwähnte, noch mehr zu, daß man eigentlich vielmehr erzählen kann, was unter ihm, als was von ihm geschehen ist. Dieß ist indessen wichtig genug, um uns theils die damalige Verfassung von Deutschland immer besser zu erklären, theils den immer mehr anschwellenden Strom von Begriffen, und daraus abgezogenen Behauptungen und weiteren Planen, welche in

Bälde die außerordentlichen Folgen hatten, bemerkbarer zu machen. Otto III. war, wie eben bei Kaiser Otto II. vorkam, bereits im Jahre 983 zum deutschen Könige gewählt, und noch überdieß im nämlichen Jahre von den zwei Erzbischöfen, Johann von Ravenna, und Willigis von Mainz, zu Aachen gesalbt und gekrönt worden. Er hatte demnach auf die Nachfolge in der deutschen königlichen und römisch = kaiserlichen Würde das unstreitbarste Recht, und sein unmündiges Alter (er war erst drei Jahre alt) konnte ihm nicht schaden, wenn er nur in der übrigen Verfassung des Reiches bestimmte Ordnungen, und in Rücksicht auf die Reichsverwaltung und Vormundschaft klare und befestigte Gesetze vorhanden gewesen wären. Da hierin, vermuthlich weil man noch zu wenige Erfahrung solcher Fälle hatte, nichts geschehen war, so stand jedem, der mit einigem Recht und Anspruch auftreten zu können glaubte, die Gelegenheit offen, eines oder des andern jener Geschäfte sich anzumaßen. Was die Erziehung des jungen Prinzen betraf, so lebten noch seine Mutter Theophania, und seine Großmutter Adelheid; allein der Prinz sollte ein Mann des Reiches werden, und gehörte dem Reiche an. Dieß behauptete der Herzog von Bayern, Heinrich II., gegen den Bischof Poppo zu Utrecht, un=

ter dessen Aufsicht er im Schlosse daselbst noch immer in Verhaft saß, und selbst diesem Bischofe schien die Sache gerecht. Auch der Erzbischof Warin von Köln, und Ecbert von Trier, dachten so, und der erstere, dessen Sorge der junge Otto von seinem Vater anvertraut worden war, lieferte ihn dem Heinrich sogleich aus. Die Lothringer trugen ihren Theil ebenfalls dazu bei, und es gewann das Ansehen, als wollte jedermann einwilligen, daß Heinrich II., als Großoheim des jungen Kaisers, nicht nur dessen Erziehung, sondern auch den vorzüglichsten Antheil an der Reichsverwaltung auf sich nehmen sollte.

Dieser Großoheim hatte damals kein Land. In Bayern war eben im J. 983 der junge Heinrich von Kärnthen (ein Prinz vom alten, einheimischen, bayerischen Fürstengeschlecht) Herzog geworden. Dieser Umstand sowohl, als das besondere Vertrauen, welches anfangs einige der vornehmsten Reichsfürsten auf ihn zu setzen schienen, erweckte in ihm seinen ehemaligen Plan wieder, sich selbst der Kaiserkrone zu bemächtigen. Er warb sich schnell einen Anhang in Sachsen, versicherte sich des Beifalles der Könige von Böhmen und Polen, nebst einigen slavischen Völkerschaften, und nahm bei einer Versammlung einiger mit ihm einstimmigen Großen zu Quedlinburg den kö-

niglichen Titel an, indem er sich auch in Betreff der übrigen Fürsten die Hoffnung machte, daß es ihnen lieber seyn würde, einen Mann zum Könige zu haben, als eine Regierung zu erwarten, bei welcher Frauenzimmer den ersten Einfluß behaupten würden.

Gerade in diesem Punkte mochte sich Heinrich am meisten betrogen haben. Die Fürsten konnten auf die Fälle, wo etwa Gerechtsame in Anfrage kommen möchten, weit eher hoffen, daß sie mit Frauenzimmern zurecht kommen würden, als mit einem Manne, der auf seinem Entschlusse und Vorhaben mit Nachdruck bestehen würde. Diese Betrachtungen sowohl, als die Erinnerung an das einmal gegebene Wort veranlaßte eine große und überwiegende Menge deutscher Fürsten, an deren Spitze sich der Erzbischof Willigis von Mainz, der Herzog Konrad von Franken, und der wirklich regierende Herzog Heinrich in Bayern befanden, sich zu erklären, daß sie den Unternehmungen des Großoheims Heinrich nie beitreten würden, und dieser Erklärung folgten sogleich Anstalten, wodurch sie zu erkennen gaben, daß ihnen um That und Ernst zu thun sey. Die Sache endete sich glücklicher, als sich dießmal hoffen ließ. Heinrich II. blieb bei den Vorstellungen des Erzbischofs von Mainz, welche dieser um Deutschland höchst

verdiente Herr zur rechten Zeit an ihn brachte, und worin er ihm das mannigfaltige Elend schilderte, in welches viele tausend Familien bei Entstehung eines Krieges versenkt werden sollten, nicht unberührt. Er versprach nach Rura (das man für das heutige Rohr jenseits der Werra in der Grafschaft Henneberg hält) zu kommen, und den jungen Kaiser auszuliefern. Er kam auch den 29. Juli 984 wirklich dahin, und stellte den zwei Kaiserinnen den jungen Prinzen zu ihrer unbegrenzten Freude, und zum unbeschreiblichen Trost der deutschen Fürsten zurück. Diese erfreuliche Handlung krönte der in Bayern regierende Herzog Heinrich, der jüngere, mit einer nicht weniger großmüthigen Entschliessung, indem er Bayern an Heinrich II. abtrat, und sich nach Kärnthen, wo er die herzogliche Würde schon ehemals bekleidet hatte, zurückzog. Ganz Deutschland freute sich über diesen Ausgang; und als im folgenden Jahre der junge Kaiser bei Gelegenheit der Osterfeier zu Quedlinburg bei einer öffentlichen Tafel erschien, übernahmen die vornehmsten Reichsfürsten die Herbeischaffung der für die zahlreichen Gäste nöthigen Bedürfnisse und die Besorgung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, wie einst bei K. Otto I. geschehen war. Dießmal übernahm der Herzog von Bayern, Heinrich II., das Amt

eines Erztruchsessen, der Herzog Konrad in Schwaben das Amt eines Kämmerers, der Herzog Heinrich von Kärnthen besorgte die Getränke, und der Herzog in Sachsen das Marschallamt (Mar, Mähre, Pferd, Schall, Schalk, Bediener) oder die Verpflegung der Pferde, und Ordnung der Lager. Wer während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers die Reichsverwaltung auf sich nahm, läßt sich so ganz eigentlich nicht bestimmen. Der Erzbischof von Mainz, als Reichskanzler (seit dem Jahre 965 wurde das Erzkanzleramt beständig von mainzischen Erzbischöfen verwaltet), scheint das erste Recht darauf gehabt, auch das größte Ansehen bei Hof, wo die zwei Kaiserinnen die erste Rolle behaupteten, besessen zu haben.

Diese zwei Prinzessinnen gaben, wie leicht zu erachten, den großen Ton an, nnd waren äußerst besorgt, dem jungen Otto, eine, seiner erhabenen Bestimmung angemessene, Erziehung zu geben, ganz nämlich nach ihren frauenzimmerlichen Begriffen und Wünschen, wovon sie bei den Lebzeiten ihrer Herren manches nicht mochten haben zum Vorschein bringen dürfen. Adelheid, die Italienerinn, hatte noch bis dieselbe Stunde, so wenig, als Theophania, die Griechinn, einige Neigung zu Deutschland, oder einigen Geschmack an deut-

scher Sitte gewinnen können, und diese letztere hatte unlängst von ihrer undeutschen Denkungsart eine sehr unziemliche Probe abgelegt, worüber die deutschen Fürsten ihre innerste Bestürzung laut zu erkennen gaben. Als nämlich ihr Gemahl, der Kaiser Otto II., nach der von den Griechen erlittenen gänzlichen Niederlage in einer höchst betrübten Gestalt bei ihr ankam, und alle Anwesenden gerührt und stillschweigend erwarteten, daß seine Gemahlinn, die er innigst liebte, ihn trösten würde, blickte sie ihn mit einem bittern, verächtelnden Hohnlächeln an, daß ihre Landsleute, die Griechen, das deutsche Heer bemeistert hätten, und spöttelte über das Unglück, worüber dem guten Kaiser das Herz brach. So war in den Augen dieser beiden Frauen überhaupt nichts schön, groß, gut, und liebenswürdig, als was sie an ihren väterlichen Höfen gesehen hatten, wogegen ihnen alles deutsche Wesen armselig, ungestaltet, und äußerst roh vorkam. Sie richteten daher ihre unabläßliche Sorgfalt dahin, wie sie dem jungen Prinzen feine und gefällige Manieren beibringen, ihm ein artiges und ehrfurchtvolles Betragen gegen das Frauenzimmer einflößen, und ihn zu einem lautern Bild von Huld, Anmuth und Liebenswürdigkeit machen möchten. Dabei liessen sie ihn in allen den wissenschaftlichen Kennt-

nissen, welche damals in Achtung standen, unterrichten, und der Bischof Bernward von Hildesheim, dann ein gewisser Gerbert aus Aquitanien (Guienne) gebürtig (außerordentlich geschickte Männer ihrer Zeit), nahmen in diesem Stücke die Sorge über sich. Alle ihre Bemühungen richteten übrigens die guten Prinzessinnen auf zwei große Hauptzwecke, deren der erste darin bestand, dem jungen Prinzen einen ganz neuen Begriff von der Erhabenheit und Majestät seiner Person, oder besser, die morgenländische Hochtrabenheit beizubringen, und der andere, ihn zu einer unumschränkten Andacht und Freigebigkeit gegen die Geistlichen, welche beide Dinge damals meistens die Frömmigkeit ausmachten, zu gewöhnen. Es fehlte nicht an Leuten, welche, ohne roth zu werden, versicherten, nie etwas Vollkommeners, als den jungen Prinzen gesehen zu haben. Sie nannten ihn die Gerechtigkeit, und ein anderesmal ein Wunder der Welt.

Während daß der deutsche König, ein Deutscher zu seyn, verlernen sollte, vergoßen die deutschen Völker, zumal die Sachsen, um Deutschlands Ruhm und Größe in schrecklichen und langjährigen Kriegen wider die Slaven Ströme von Blut. Diese Kriege, welche bereits im Jahre 982 begannen, und erst im Jahre 996 vielmehr nur unterbrochen, als ge-

endet wurden, soll der nordsächsische Markgraf Dietrich durch die unvorsichtige Aeußerung eines unzeitigen Hochmuthes veranlaßt haben. Als nämlich der Herzog Bernhard von Sachsen seine Nichte an Mistevoi, einen abotritischen Fürsten verheirathen wollte, sagte der gedachte Markgraf zum Herzog, ob er seine Base einem Hund geben wollte. Als dem Mistevoi diese Rede hinterbracht wurde, rief er aus: „Ein Hund, dem es nicht an Kräften fehlt, kann beißen." Die ganze slavische Nation wurde über den Schimpf, der einem ihrer Fürsten widerfuhr, wie rasend vor Wuth und Rachbegierde. Sie rannten unverzüglich fort, überrumpelten Hamburg, Havelburg und Brandenburg, zerstörten die Kirchen, setzten sich, indem sie alles, was bisher die Sachsen bei ihnen gewonnen hatten, zernichteten, in ihre uralte Freiheit, kehrten dann auf gleiche Weise von Zeit zu Zeit wieder zurück, gewannen bald, und verloren bald wieder, und giengen im Jahre 996 einen Frieden ein, der von keiner Dauer war.

Otto war sechzehn Jahre alt, als er seinem Verlangen, Italien zu sehen, nicht mehr widerstehen konnte. Seine ganze Seele hieng bereits an einem Lande, das er nur noch aus Beschreibungen kannte, die sich aber seiner ganzen Einbildungskraft bemächtigt hatten. Es

eckelte ihm vor dem deutschen Boden, und den deutschen Sitten, wenn er beides mit der Herrlichkeit, die er in Italien antreffen würde, verglich, und die deutsche Königswürde schien ihm eine Kleinigkeit gegen den Ruhm, in der Stadt Rom, dem Sitze und Vaterlande so vieler vergötterter Helden und Monarchen, auf dem Throne zu sitzen, und römischer Kaiser zu seyn. Alle Unruhen, welche die Römer erwecken konnten, schienen ihm eben so viele Gelegenheiten, die den Schimmer seiner Größe vielmehr verherrlichen, als verdunkeln würden, und in Hinsicht auf ihre Ueberwindung wahre Kleinigkeiten zu seyn. Diese Unruhen waren ohne Ende, indem sie von einem Volke herkamen, welches damals nicht mehr wußte, was es eigentlich wollen, und was es nicht wollen sollte. Die Erinnerung an den erhabenen Freiheitssinn der alten Römer, und die Betrachtung ihres damaligen Zustandes, wo sie von der Herrschaft der Deutschen, welche in ihren Augen nur noch Barbaren, und Halbwilde wären, abhiengen, setzte ein gewisses dunkles Gefühl von überliefertem Hochmuth in Bewegung, und trieb bald in diese bald in jene vornehmen Geschlechter eine Art von Wuth und Verzweiflung, die zuletzt in unsinnige Handlungen ausbrach. Sie trotzten gewöhnlich in solchen Anfällen den Kaisern und der Welt, stürzten alles, was

jene errichtet hatten, zu Boden, und ließen sich dann wieder mit der feigsten Sinnlosigkeit die beschämendsten Demüthigungen gefallen, wenn die erzürnten Deutschen zurückkamen. Ganz Italien war in kleine aufbrausende Faktionen getheilt, deren Urheber man eben darum nicht wie Kriegsmänner nach Soldatengebrauch strafte, sondern wie niedrige Verbrecher beschimpfte und züchtigte.

Die folgenden Begebenheiten, welche sich zu Rom seit dem Tode K. Ottos II. ereignet hatten, gehören unter die gewöhnlichen Erscheinungen solcher Art. Nach dem Tode des Pabstes Benedikt VII. wurde im Jahre 984 Johann XIV. ruhig erwählt. Aber nun kam Bonifacius von Constantinopel zurück, und warf den Pabst Benedikt VII. ins Gefängniß, worin derselbe auch starb. Er selbst, dieser Bonifacius starb plötzlich. Johann XV., der hierauf im Jahre 985 den päbstlichen Stuhl bestieg, wurde von der Parthei des Crescentius vertrieben, aber von einer andern, welcher jene aus Angst vor den drohenden Deutschen (die Kaiserinn Theophania war auch im Jahre 989 persönlich in Rom gewesen) nicht weiter widerstanden hatte, zurückgerufen. Im Jahre 995 trat Otto III. selbst, durch Bayern über Trient unter Begleitung eines schönen Heerbannes der Deutschen, besonders bayeri-

scher Großen, seine erste Reise nach Italien an. Unterwegs vernahm er den Hintritt des im Frühling 996 verstorbenen Pabstes Johann XV., und sogleich ernannte er seinen Vetter Bruno (einen Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, Enkel Konrads des Weisen und der Luitgarde, der Tochter Ottos I.) zum Pabst. Der Erzbischof Willigis von Mainz und Bischof Adelbald führten ihn nach Rom. Otto III selbst folgte bald nach, und ließ sich vom neuen Pabst, der den Namen Gregor V. angenommen hatte, salben und krönen. Er nahm auch dießmal auf Fürbitte des Pabstes mit dem Crescent keine schärfere Ahndung vor, und gieng nach Deutschland zurück. Er hatte sich aber kaum entfernt, als Crescent eine kleine Abwesenheit des Pabstes Gregor V. benützte, und mit Hülfe seines Anhanges, einen andern Pabst, einen Griechen aus Calabrien, Philagathos, der den Namen Johann XVI. annahm, aufstellte, welches (nichts von der Thorheit einer solchen Unternehmung zu sagen) von diesem um so häßlicher war, als er von der kaiserlichen Familie mit Ehren und Gnaden überhäuft, und zum Bischofe von Placenz ernannt worden war.

Der Kaiser eilte im Juli des Jahres 997 über Esconowa (Schongau in Bayern) nach Rom. Philagathos ergriff die Flucht, und

Crescent versperrte sich zu Rom in eine feste Burg, welche jetzt den Namen Engelsburg führt. Jener wurde selbst von den Römern, welche sich bei dem Kaiser dadurch beschönigen wollten, eingeholt, und, nachdem ihm erst die Zunge und die Nase abgeschnitten, und die Augen ausgestochen waren, auf einem Esel rücklings sitzend, herumgeführt; Crescentius wurde enthauptet, und bei den Füßen aufgehenkt; zwölf andere wurden gleichfalls gehenkt. Nun war wieder Ruhe, und die Römer blieben voll Ergebenheit, als Otto III. nach dem im Jahre 999 erfolgten Hintritte Pabst Gregors V. wieder einen Auswärtigen zur päbstlichen Würde beförderte, nämlich seinen Lehrmeister und damaligen Bischof zu Ravenna, Gerbert, der den Namen Sylvester II. annahm.

Der Kaiser gefiel sich in Rom so wohl, daß er sich noch lange nicht entfernt haben würde, wenn ihn nicht eine andere Bewegursache, welche seinem Streben nach Hoheit stets das Gleichgewicht gehalten, und sich nicht minder seiner ganzen Seele bemächtigt hatte, nach Deutschland geführt hätte, — die Andacht. Damals kamen die Heiligsprechungen in Uebung. Der heil. Ulrich, Bischof und Statthalter von Augsburg, ein Deutscher von Geburt, war der Erste, dem diese Ehre wider=

fuhr. Pabst Johann XV. erklärte ihn im J. 993 zum Heiligen. Gleichwie dieß eine ausserordentliche und glänzende Verherrlichung der Kirche war, so wurden die Feierlichkeiten dieser Art bald vervielfältigt. Viele fromme Männer, zumal Mönche und Einsiedler, wurden schon bei ihren Lebzeiten für künftige Heilige gehalten. In einer solchen Achtung stand der heil. Albert (Adelbert) bei dem Kaiser. Albert war von Prag gebürtig, und er wurde daselbst Bischof. Er verließ das Bisthum aus Demuth, und zog sich nach dem Kloster Montcassin zurück. Er war ein Mann von unglaublich strengem Leben, und größter Demuth. Im Jahre 997 trieb ihn sein Eifer, das Christenthum auszubreiten, nach Preussen, wo er den Martyrertod litt. Ein heidnischer Priester durchbohrte ihn mit der Lanze, indem er einen Baum umreissen ließ, unter welchem jener Priester zu opfern pflegte. Die Polen kauften seinen Leichnam (wofür sie so vieles Gold an Gewicht, als er wog, gegeben haben sollen) und führten ihn nach Guesen, seinem Missionsort. Otto III. hatte den Heiligen persönlich gekannt, und nun nahm seine Verehrung gegen ihn in eben dem Maße zu, als der Ruf seiner Heiligkeit zugenommen hatte. Er stieg vom Pferde, sobald er die Stadt Guesen erblickte, und gieng barfuß und mit entblößtem

Haupte bis zu dessen Grab, vor welchem er, wie jemand, der nach langer Sehnsucht endlich findet, was er suchte, mit heißer Inbrunst sich niederwarf. Niemand wurde dadurch mehr gerührt, als der polnische Herzog Boleslaus, der dem Kaiser entgegengezogen, und über dessen ganzes Betragen voll Verwunderung war. Es wurde dem heiligen Albert zu Ehren zu Gnesen ein Erzbisthum (das aber wegen des Widerspruche des Erzbischofes von Magdeburg keinen Bestand hatte) gestiftet, und Gaudentius, der Bruder des Martyrers, zum ersten Erzbischofe ernannt im Jahre 1000.

Sobald Otto seine Andacht verrichtet hatte, kam er zur Osterfeier nach Quedlinburg, und eilte dann über Aachen, wo er eine Versammlung der deutschen Fürsten veranstaltet hatte, nach Rom. Zu Aachen träumte ihm, er sollte das Grab Karls des Großen eröffnen; sogleich that er es. Man fand den Karl noch unverwesen in seiner ganzen Majestät auf dem Throne sitzend (wie schon oben vorkam). Otto nahm das goldene Kreuz, nebst einigen Kleidungsstücken zu sich, und ließ ihn begraben.

In Rom, wo Otto noch im Herbste des Jahres 1000 anlangte, erfuhr er bald nach seiner Ankunft eine nicht geringe Demüthigung. Er wurde von den Römern, denen er so viele Zuneigung bezeigt hatte, in seinem

Pallaste eingeschlossen, und drei Tage, während welcher ihm alle Lebensmittel abgeschnitten waren, belagert. Schon hatte er sich gefaßt gemacht, mit dem Schwerte in der Hand einen Ausfall zu thun, und zu dem Ende mit seinen Freunden das heilige Abendmahl genommen, als er noch einen Versuch machen wollte, das brausende Volk zu stillen. Er hielt von einem Thurme eine Rede an dasselbe, worin er ihm hauptsächlich vorstellte, wie undankbar es wäre, wenn es demjenigen übel begegnete, der ihm stets die größte Achtung und Freundschaft bezeigt hätte. Diese Rede wirkte auf der Stelle so vieles, daß das Volk zwei seiner Anführer erschlug, und jetzt mit eben der Hitze wieder für den Kaiser sprach, mit der es einige Augenblicke zuvor ihn verfolgt und verwünscht hatte.

Otto III. hatte sich vorgenommen, diese Unbild zu rächen, blieb aber, derselben ungeachtet, von ganzem Herzen ein Römer. Jene verkehrten Vorstellungen, die man ihm in seinem frühen Alter beigebracht hatte, daß die höchste Herrlichkeit eines Monarchen darin bestünde, Kaiser zu Rom zu seyn, faßten, statt daß sie mit reifern Jahren hätten erlöschen sollen, vielmehr immer tiefere Wurzeln, und verleiteten ihn zu Einfällen, wodurch er sich in die Länge Deutschlands Liebe eben nicht

vermehrt haben würde. Er hatte sich, zuverlässigen Nachrichten zufolge, wirklich vorgenommen, seinen Sitz in Rom aufzuschlagen. Er hatte in dieser Hinsicht nichts unversucht gelassen, um sich bei den vornehmen römischen Geschlechtern beliebt zu machen, und fand sich unendlich geschmeichelt, wenn sie ihm Vorschläge machten, wie er das römische Reich nach seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder herstellen könnte. Das innigste Vergnügen, das er überhaupt an Vorstellungen von Majestät und Hoheit empfand, schien sein ganzes Wesen zu erweitern, oder aufzublähen, und ihn immer zu seltsamern Begriffen von Größe zu verleiten. Er setzte sich an die Tafel theils an einem über die andern Plätze erhabenen Ort, theils ganz allein, und ließ sich von Fürsten bedienen. Um den Glanz seines Hofes nach seiner Idee zu vermehren, stellte er verschiedene Bedienungen der alten Kaiser wieder her, und erfand neue Zusätze von Pomp und Pracht; eine Erscheinung, die man beinahe für unerklärbar halten möchte, wenn man weiß, daß fein Hang nach Andacht, und nach einer besondern Frömmigkeit nicht weniger unbegrenzt war. Er übertraf, wo möglich, alle seine Vorfahren an Freigebigkeit gegen die Geistlichen, und verschenkte mit beiden Händen. Er hatte ein besonderes Verlangen,

Leute, welche im Rufe der Heiligkeit standen, zu sprechen, und hielt sich für unendlich glücklich, da ihm der heilige Romuald (Stifter des Kamaldulenserordens), den er einst des Abends spät in seiner Zelle besucht hatte, erlaubte, in seinem Einsiedlerbette zu schlafen. Seine Einbildungskraft wurde endlich von düstern und melancholischen Bildern und Unruhen erfüllt, die ihm alle seine Munterkeit raubten, und seine ganze Seele lähmten und niederschlugen. Er verfiel in eine nagende Schwermuth, und in eine Traurigkeit des Gemüthes, deren Leiden unstreitig das höchste Unglück des Lebens sind. Er hielt, nach Art dieser Unglücklichen, an sich, und man weiß (mit Zuverlässigkeit) die Quelle nicht, aus der sein Elend kam. Keine Herrlichkeit konnte ihn aufheitern, keine frohe Nachricht beruhigen. Er suchte einsame Oerter, um weinen zu können. Ganze Tage nahm er keine Nahrung zu sich, und tief in die Nacht kniete und betete er; auch gab er Almosen in Menge, und flehte Himmel und Erde um Mitleiden, um Trost und Versöhnung an. Man begriff ihn nicht, um was er flehte; was er im Verborgensten seines Herzens klagte. Niemand verstand, ihn zu trösten. So war es für ihn vielleicht noch ein Trost, sein müdes Haupt zur Ruhe legen, und sterben zu können; er starb im zweiund-

zwanzigsten Jahre seines Alters in der Stadt Paterno unweit Rom im Jahre 1002 den 24. Jänner. Er wurde nach Aachen gebracht, und ruhet daselbst. Er war noch unvermählt.

Von seinen Verrichtungen in Rom verdient noch angemerkt zu werden, daß, da bisher die Kaiserwürde bloß auf dem sächsischen Stamme gegründet gewesen zu seyn scheint, unter ihm das Grundgesetz, daß jeder deutsche König auch römischer Kaiser seyn soll, erst recht befestiget worden sey. Die deutschen Könige ließen sich demnach gewöhnlich erst zu Aachen wegen Deutschland, dann zu Pavia zu Königen der Lombardei, und endlich zu Rom zu römischen Kaisern krönen, welches letztere mit besonders ausgesuchten und bedeutungsvollen Ceremonien geschah, wie noch vorkommen wird.

In Deutschland war während seiner Regierung eben keine außerordentliche Unruhe vorgefallen; vermuthlich, weil sich der Kaiser zu sehr mit Italien beschäftigte, um die fortschreitenden Anmaßungen der Großen in Deutschland zu bemerken. Ein Beweis der tiefen Ruhe ist, daß er vor seiner zweiten Reise nach Italien die Aufsicht über Sachsen, und (nach einigen) über das gesammte Reich, der Mathilde, Äbtissinn zu Quedlinburg, seines Vaters Schwester, anvertraut hat.

Mit Otto III. erlosch die männliche Nachkommenschaft K. Ottos I., und zwar meistens in Italien, als wo seine beiden Söhne Ludolph und Kaiser Otto II. zu Rom, dann seine beiden Enkel Otto I. Herzog in Schwaben zu Lucca, und nun Kaiser Otto III. zu Paterno gestorben sind.

Schriftsteller.

Aeltere.

Außer dem größten Theil der vorigen: Anonymus in vita S. Adelberti, Episc. Prag.
Arnulphi gesta Mediolan. bei Muratori.
Ademaei Monach. Chron. bei Labbe in Bibl. Mspt.

Neuere.

Nicolai cisneri Camerae imperial. assessoris Oratio. Argentorati 1608; und in opusculis Cisneri hist. editis cura Quirini Reuteri Francofurti 1658. 8.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 19

Kempten 1834

Opp. 657 y-19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605488-8